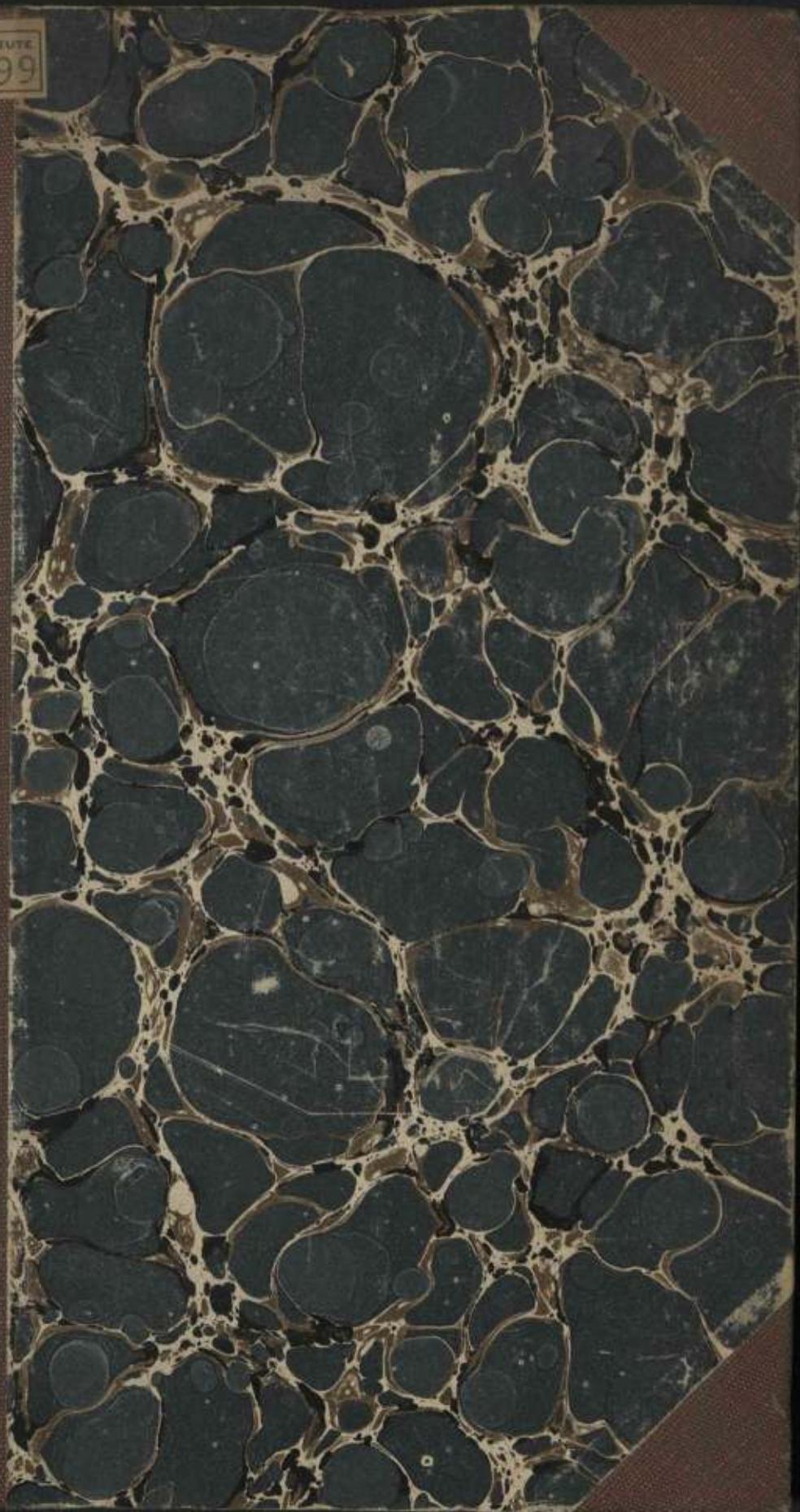


WARBURG INSTITUTE
FBH1899





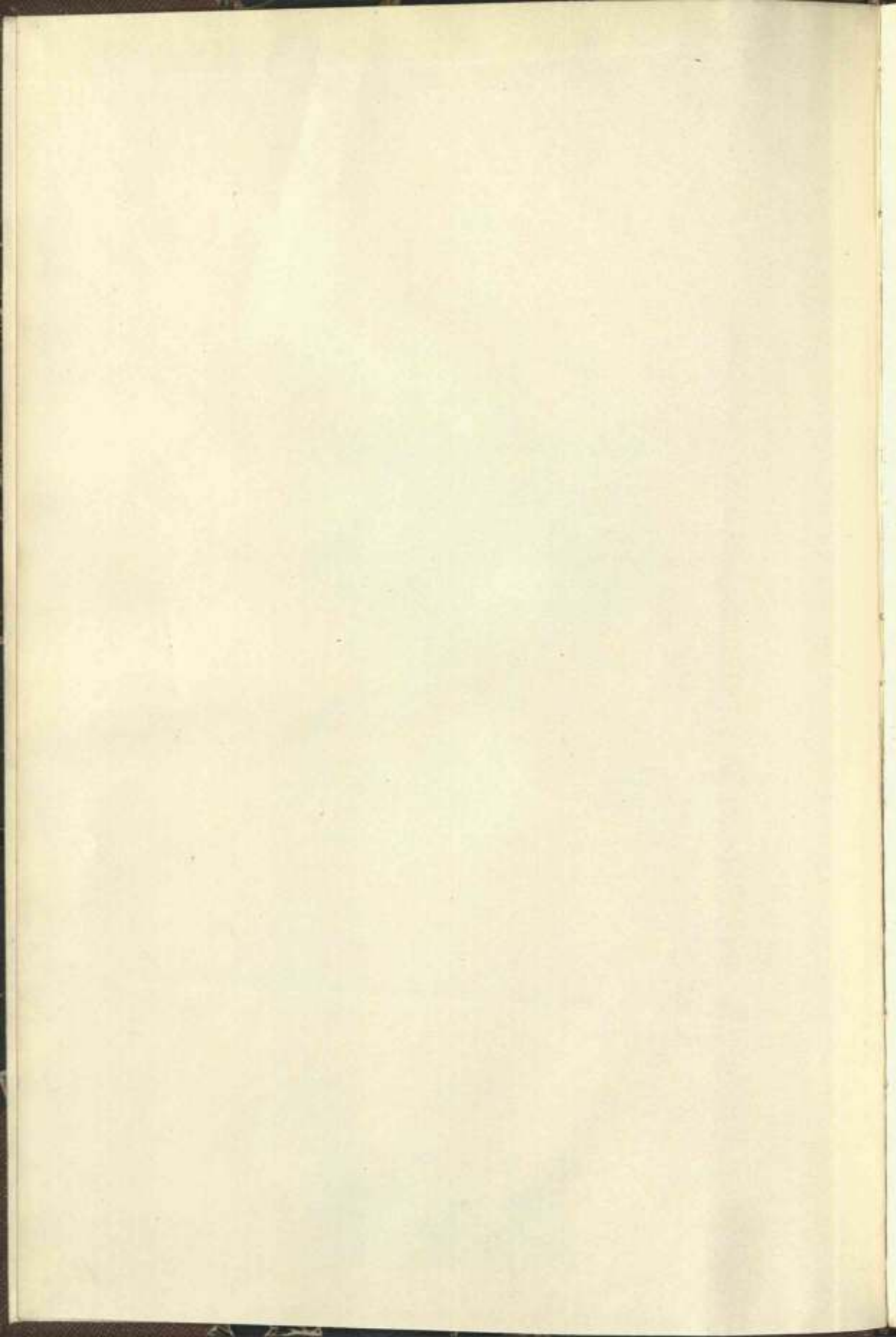
WARBURG



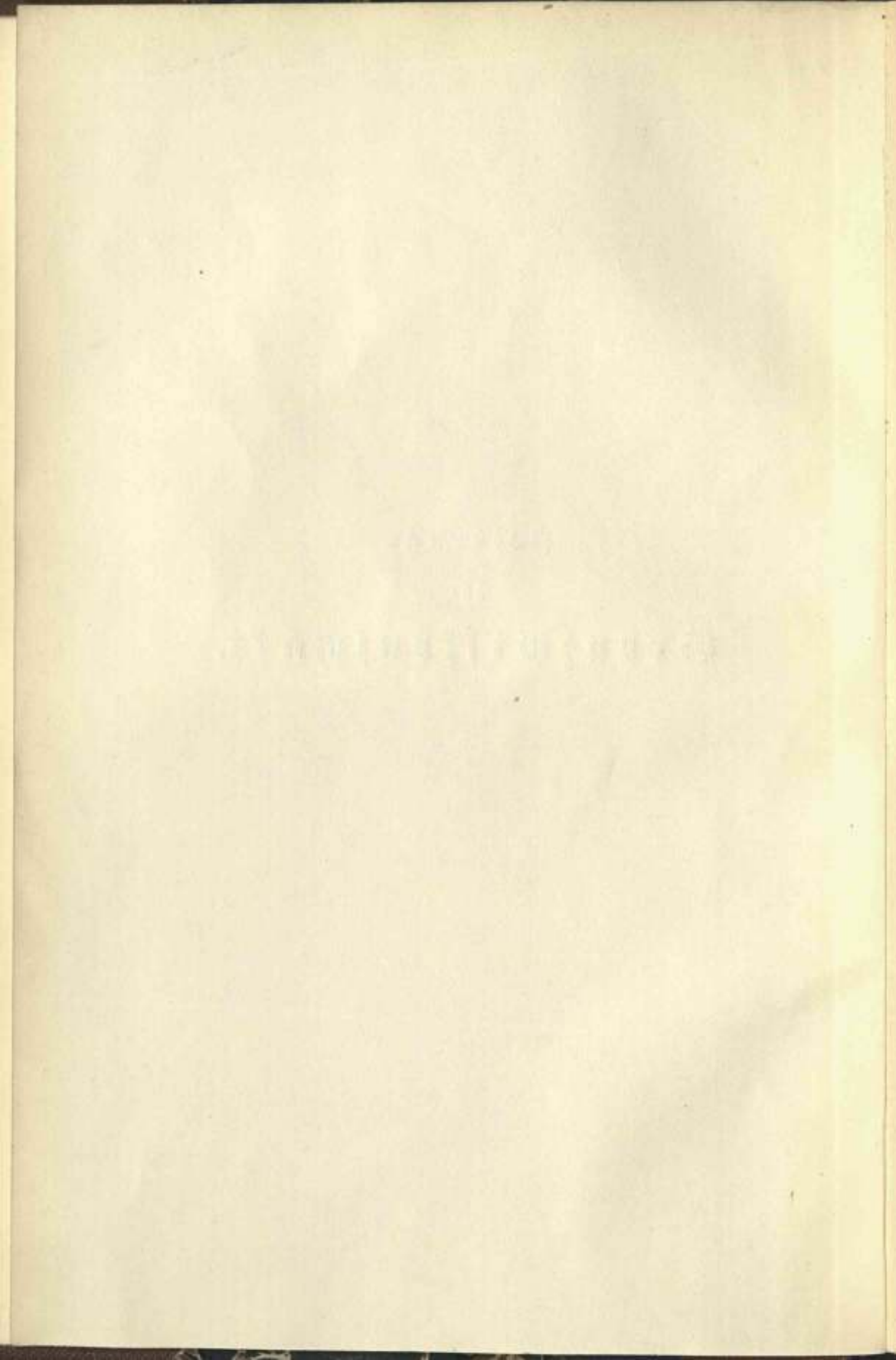
18 0293201 5

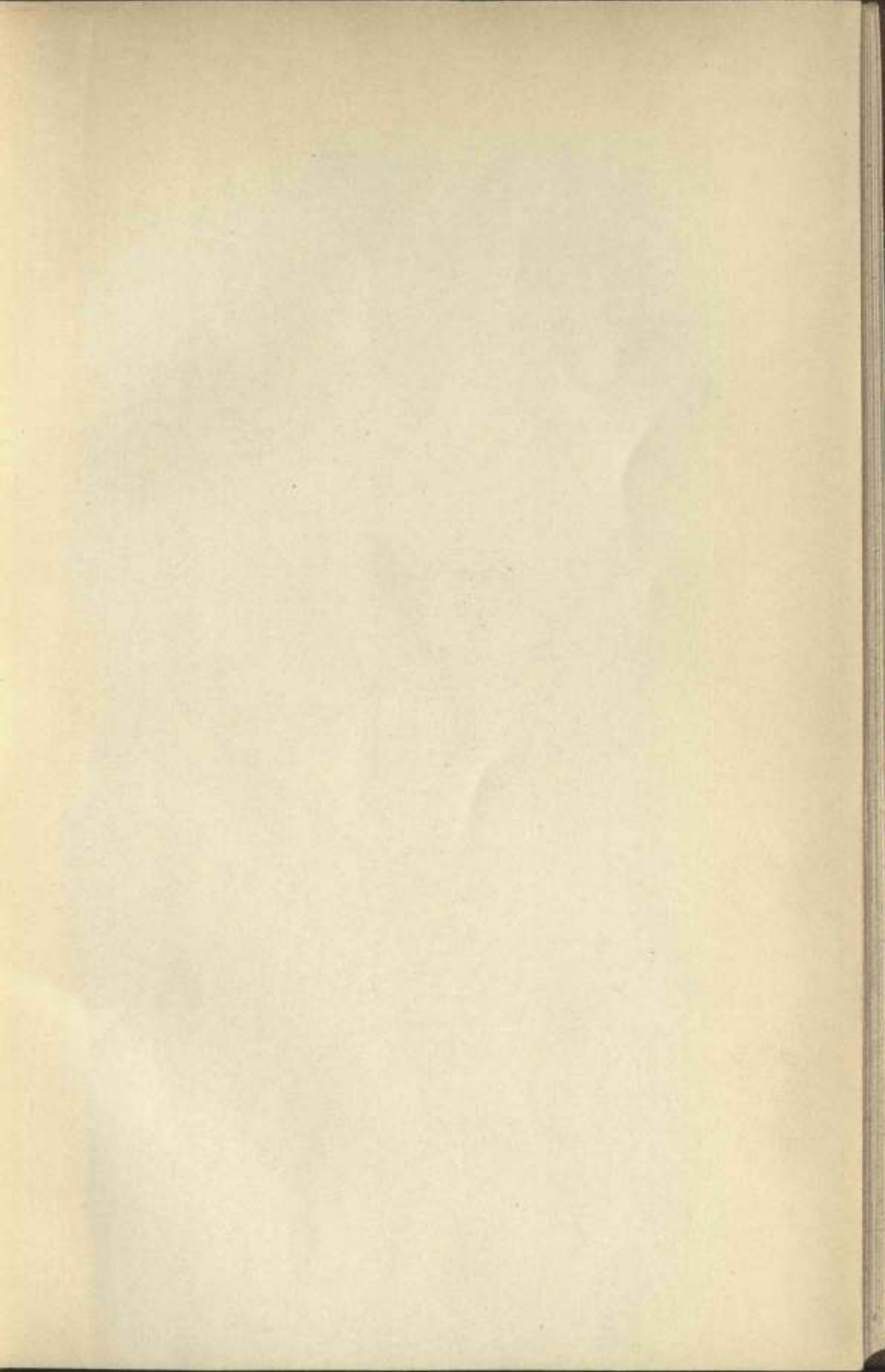
4
b
h

1899



Beiträge
zur
Grenzwissenschaft.







D: Carl de Grey

Wb 47

4
b
h
1899

Beiträge
zur
Grenzwissenschaft.

Ihrem Ehrenpräsidenten
Dr. Carl Freiherr du Prel
gewidmet
von der
„Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie“ in München.

Mit einem Bildnis Carl du Prels.



Jena,
Hermann Cohenoble.
1899.



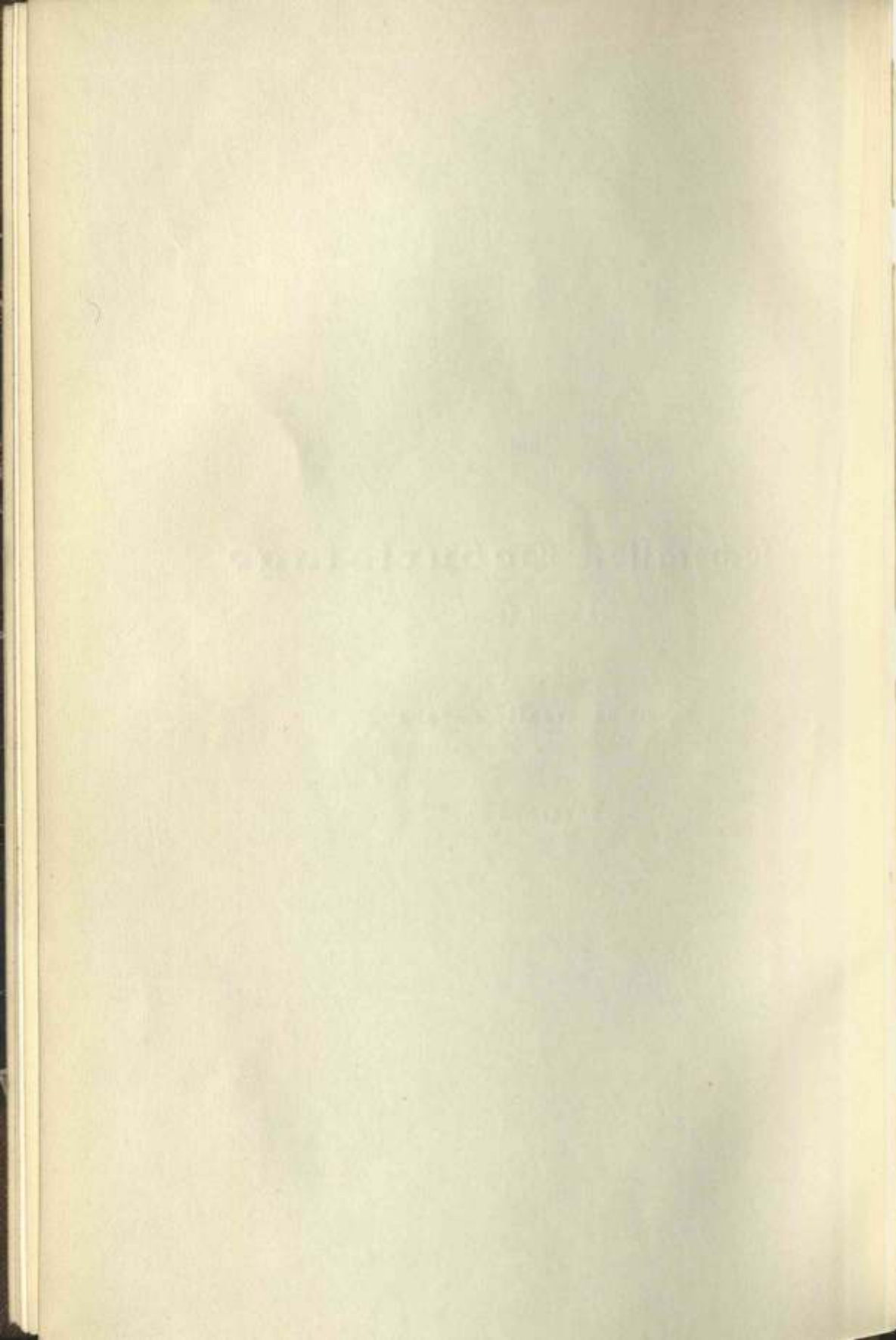
Alle Rechte
nach dem Gesetz vom 11. Juni 1870, insbesondere das Recht der Uebersetzung
in fremde Sprachen, vorbehalten.

Zum
sechzigsten Geburtstage

(3. April 1899)

als nachträgliche Gabe

dargebracht.



An Carl Frhrn. du Prel

zu dessen sechzigjährigem Geburtstag.

Noch hallt im Ohr uns öfterlich Geläute,
Da wir Dein Jubelfest begehen heute,
Und ernst stimmt uns des Auferstandnen Mahnen.
Nicht werden vollste Seligkeit genießen,
Die sehend nur zum Glauben sich entschließen,
Die nicht das höchste aller Wunder ahnen.
Doch eh' das Gift des Hohns sich soll ergießen
In Herzen, die zum Heile sind erschaffen,
Bient's, daß der Denker, was beweisbar, deute.
Und Du durchmahest kühn des Forschens Bahnen
Mit Deines lichten Geistes starken Waffen,
Unsterbliches dem Stanbe zu entrafen.

Martin Greif.

THE GREAT GATSBY

by F. Scott Fitzgerald

THE GREAT GATSBY
by F. Scott Fitzgerald
The Great Gatsby is a novel by F. Scott Fitzgerald, published in 1925. It is set in the summer of 1925 in West Egg, Long Island. The story is told by Nick Carraway, a young man who has just moved to the area. He is attracted to the mysterious and wealthy Jay Gatsby, who claims to have inherited his fortune. Through Nick's eyes, we see the lives of Gatsby, his former lover Daisy Buchanan, and her husband, the arrogant Tom Buchanan. The novel explores themes of the American Dream, social class, and the corruption of the 1920s.

Hochverehrter Herr Baron!

Viele Abende sind es gewesen, daß unsere Gesellschaft Ihrem Vortrage lauschte, während Sie über alles, was des Welträtselfs Tiefen angeht im Bereich von Natur und Geist, Gedanken ausschütteten über Gedanken.

Heute naht sich Ihnen dieselbe Gesellschaft und möchte durch etliche Früchte ihrer Arbeit zeigen, daß die ausgestreuten Körner nicht auf ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Nehmen Sie diese Bemühungen gütig auf. Leider fehlen manche unserer leistungsfähigen Kräfte, indem Krankheiten, unvollkommener Abschluß begonnener Studien und allerhand Zufälligkeiten Behinderungsgründe wurden. Stellt daher das Gelieferte nicht jene Mannigfaltigkeit dar, welche gerade das sich unendlich nach allen Seiten erstreckende Reich des Okkultismus wünschenswert macht, so enthält doch, was wir bringen, immerhin auf verschiedenen Feldern gesammelte Ernten.

Zuerst macht sich August Hager daran, nicht bloß in der transcendentalen Technik der Organismen, sondern schon im Walten und Gestalten der anorganischen Natur Kräfte nachzuweisen, die mit keiner nur mechanischen Gesetzmäßigkeit erklärbar sind und auf verborgene Willensgesetze in der Natur hinleiten. In allem Wandel und Tausch der Kräfte, in ihren Absorptionen und Emissionen, in der in Körpermassen latent gewordenen Wärme, im scheinbar Einfachsten, wie in der Bildung von Wassertropfen, von Eis, von Krystallen u. s. w. verrät sich ihm ein Okkultes, d. h. überall ein willensmächtiges Wirken.

Ins Gebiet der abnormen Physiopsychologie begiebt sich Richard Bedel, indem er die ausgezeichneten bei der Prüfung des Mediums Piper von den hervorragendsten Mitgliedern der Londoner „Society for Psychical Research“ vorgenommenen Beobachtungen, mit denen

namentlich Dr. Hodgson erfinderisch der Kritik unvermutet neue und vielverheißende Bahnen wies, zusammenstellt.

Darauf versteht A. J. Mordtmann uns in das Reich der Kulturgeschichte. Zu einer ihrer echten Quellen geleitet er, die, weil zugleich in ihr Natur und Poesie mit ungetrübter Reinheit fluten, für Anthropologie desto ergiebiger ist, zu Homer. Ueber allerlei Okkultes, wie der Vater der Dichtkunst es kannte, vornehmlich Traumgebilde und Weissagungen, wird uns ein umfangreiches Material dargeboten und kritisch erläutert und gesichtet.

Walter Bormann schließt nunmehr philosophische Aufsätze daran, die den oft verkannten individualistischen Geist in der Ethik des großen Weisen von Königsberg, welche nach dessen eigenem Bekenntnis die Krönung seines kritischen Systems bildet, darlegen und im Zusammenhang damit die okkultistischen Ansätze bei Kant beleuchten. Die schon von Ihnen selbst hell belichteten „Träume eines Geistersehers u. s. w.“ unterzieht er eingehendster Betrachtung, um den Einwänden der Gegner den letzten Halt zu nehmen.

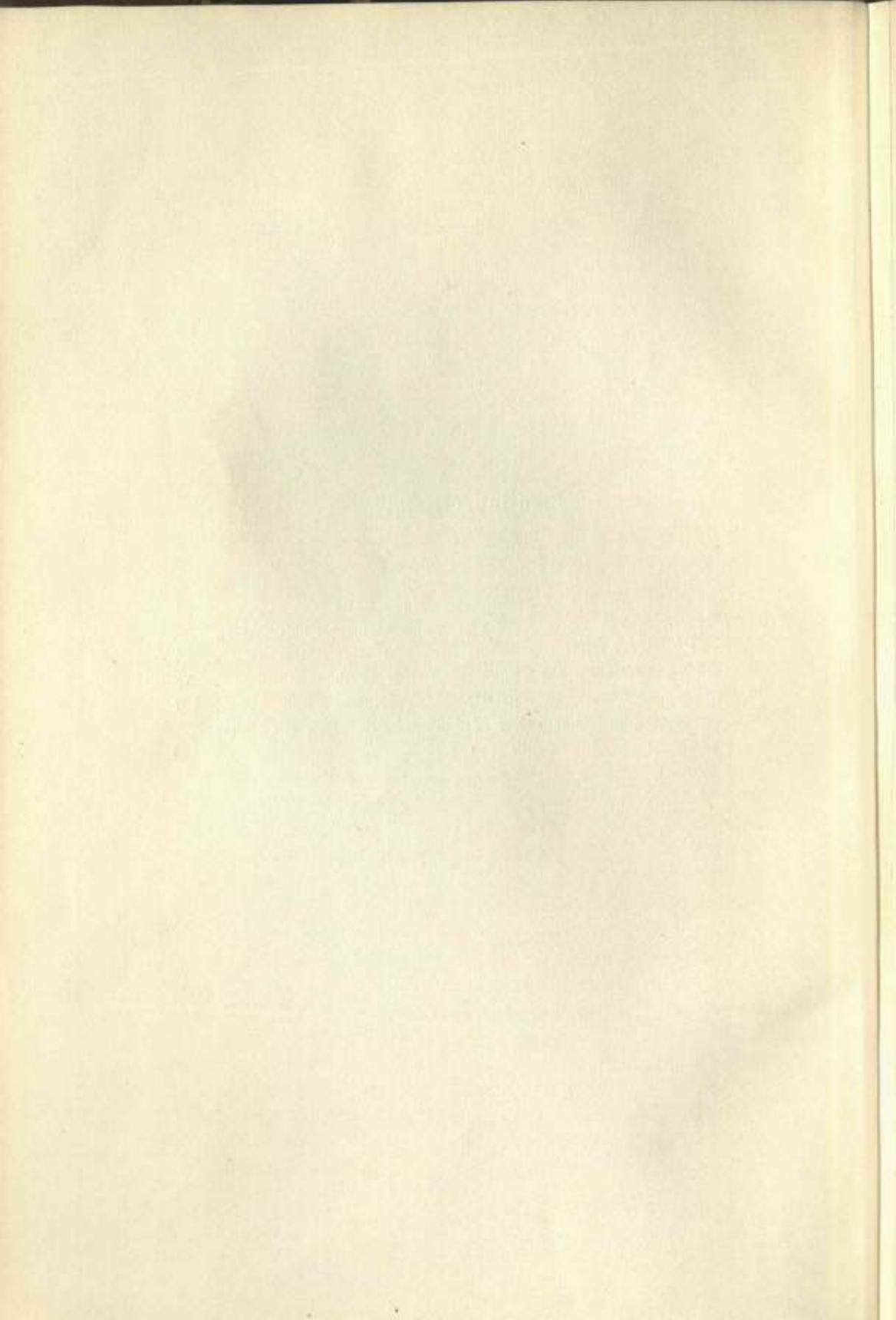
Endlich vergleicht Max Seiling nach manchen Bemerkungen über die Wesensart hauptsächlich religiöser Bekenntnisse mehrere für die Geistesströmungen des ablaufenden Jahrhunderts charakteristische philosophische Systeme (Schopenhauer, Mainländer u. s. w.) und gelangt, nachdem er deren Vorzüge oder Mängel erörtert, zur Darlegung des psychologischen Kernes, den Ihre eigenen okkultistisch-philosophischen Schriften umschließen, mit freudiger nachdrücklicher Hervorhebung seines gesunden, die schwierigsten Probleme enträtselnden Gehaltes.

So bildet mit Recht die Anerkennung Ihres Wirkens den Schluß unseres Buches.

München, im März 1899.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das Diesseits und Jenseits der Kräfte. Von August Hager	1
Untersuchungen ausländischer Gelehrter über gewisse Traumphänomene. Von Dr. Richard Webel	24
Ueberfönnliches in der Ilias und Odyssee. Von A. J. Mordmann.	78
Kantische Ethik und Okkultismus. Von Dr. Walter Hermann.	107
Die Seelenlehre des Preß und andere Weltanschauungen. Von Prof. Max Seiling	140



Das Diesseits und Jenseits der Kräfte.

Von

Karl August Sager.

Die folgenden nur skizzierten Betrachtungen reichen mit ihren Entstehungswurzeln in jene Tage zurück, wo Verfasser etwa vor einem Jahrzehnte mit dem sogenannten animalischen Magnetismus bekannt wurde und, aufmerksam geworden, dem Okkultismus näher trat, eingeführt durch die hervorragenden Schriften du Prels.

Haben wir eine naturwissenschaftliche Erziehung genossen, bei welcher uns eingeschärft wurde, daß es keine Wunder giebt, daß alles der Gesetzmäßigkeit unterliegt und alle Naturvorgänge die Ergründung des „Warum“ und „Wie“ verlangen, so ist ganz selbstverständlich, daß, sobald eine Naturerscheinung wahrgenommen wird, die nach bekannten Regeln nicht eintreten sollte, wir wieder nach ihren Gesetzen zu suchen haben, — die unter Umständen gerade die grundlegenden sein können, so daß die bekannten Vorgänge nur die häufig wahrgenommenen Spezialfälle sind. So war das Emporsteigen des Wassers in einer luftleeren Röhre als Folge des „Horror vacui“ geschildert (es hieß die Natur habe einen Abscheu vor dem Leeren), und deshalb verstieß der Fall, daß in einem besonders langen Brunnenrohre über dem Wasser noch ein luftleerer Raum vorhanden war, gegen die geläufige Anschauung. Als man über die Ausnahme nachdachte, ergab sich, daß die Luft ein bestimmtes Gewicht haben müsse und diese immer das Wasser in die leere Röhre gedrückt habe. So war in Folge der Annahme die Grundlage entdeckt, von der z. B. die gewohnte Beobachtung des gleichen Wasserniveaus in kommunizierenden offenen Gefäßen nur ein Spezialfall ist. Mag nun auch die Prüfungspflicht, welche uns beim Vorkommen der ungeahnten Naturvorgängen obliegt, völlig

einleuchtend sein — die Mehrzahl der Forscher hat sie niemals erfüllt, wie die Kulturgeschichte bis in die heutigen Tage beweist. Bei ihr verdunkelt das Vorurteil den tiefgewurzelten Forschungstrieb. So hat sich denn auch der Streit betreffs der Magie, wie in vielen älteren Parallelfällen vor Augen tritt, nicht auf die Erklärung der Phänomene, sondern auf deren Thatsächlichkeit bezogen. Der Grund hierfür wurde immer darin gefunden, daß die bewegten Dinge im Existenzfalle den Naturgesetzen widersprächen; thatsächlich aber waren die geläufigen Theorien für die Erklärung des Spezialfalles nicht ausreichend, und konnten die neuen Gesetze, so weit sie sich zu erkennen gaben, mit den bekannten nicht widerspruchsfrei verbunden werden. Die Existenz einer möglichst umfassenden Theorie ist daher von größter Bedeutung. Stets wurden die Theorien an erster, die Natur an zweiter Stelle befragt, obgleich eine Naturwissenschaft im Grunde genommen nur Beschreiben, d. h. Vergleichen umfaßt, welchem offenbar nur Fakta unterliegen können. Die jeweiligen Naturbetrachtungen wurden also umgekehrterweise zum Richter über die Thatsächlichkeit der Naturvorgänge selbst gesetzt, und die dem allgemeinen Denkvermögen am nächsten liegende Theorie gab dann den Ausschlag für die Annehmbarkeit der Thatsachen an sich.

Erfreulicherweise traten gegen Ende dieses Jahrhunderts zwei Richtungen in den Vordergrund, nämlich der Neovitalismus und besonders die Energetik, welche letztere einen neuen Anlauf versuchen will „zu unseren ursprünglichsten Gedanken über das Naturgeschehen“ zurückzukehren¹⁾. Hinzukommt die bedeutende Rolle, welche man, besonders nach dem Vorgehen von Helmholtz in den sechziger und siebziger Jahren, der Erkenntnistheorie in den Naturwissenschaften eingeräumt hat. Auch die Bedeutung der Erfahrung auf dem Gebiete der Mathematik wurde erkannt, und damit entstand eine Geometrie, welche mit mehr als drei Dimensionen, „Mannigfaltigkeiten“, wie Bernhard Riemann sich ausdrückt, operiert.

Sobald wir zur Ueberzeugung gelangen, daß die Begriffe, welche wir von der Materie besitzen, aus einer Wechselbeziehung zwischen dem System von Kräften, welches dem Schein: „Materie“ zugrunde liegt, und eben denselben Kraftsystemen, welche scheinbar als Materie zur Bildung unseres Leibes gehäuft sind, resultieren, so können wir

¹⁾ Helm: Die Energetik. 1898, p. 295.

unmöglich noch an einer Grundlehre festhalten, bei welcher dreidimensionalen Atome mit ihren Schwingungen und Lagerungen im dreidimensionalen Raume eine Rolle spielen. Wollten wir aber die erweiterte Geometrie noch nicht einführen, oder noch nicht darauf hinweisen, so hätten wir uns am Naturgeschehen, am Augenscheine zu halten, und die mechanistischen Bilder zu vermeiden, wie dieses bei der Energetik geschieht. Dieser könnte man wohl folgen, wenn nicht auch bei ihr die Anschauungen über die Kräfte recht oberflächliche wären. Sie betrachtet die Kräfte nur nach einer Richtung hin, was wohl die rechnende Behandlungsweise mit sich bringt, aber im Hinblick auf unser philosophisches Bedürfnis nicht ausreichend ist. Des Forschers Bestreben geht dahin, nur zielbewußte Fragen an die Natur zu richten, und nicht nur ihre gewöhnlichen Aeußerungen zu registrieren. Hypothesen sind unbedingt erforderlich, und müssen diese, um eine richtige Fragestellung zu ermöglichen, in räumlichen Veränderungen, wie auch in der geläufigen Thatsache, daß keine Kraft ohne Gegenkraft existenzfähig ist, ihre Grundlage besitzen. In welchem Sinne dieses Letztere zu verstehen ist, mögen zunächst einige Beispiele aus der Mechanik erläutern.

Angenommen, ein Mensch springt aus einem losen, aber massigen Rahne ans Ufer eines Teiches. Hätte der Rahn nicht das Bestreben, in seiner großen Fülle an seiner Stelle zu bleiben, hätte er nicht besonders viel Kraft, seinen Ort bezüglich der Zeit zu verteidigen, hätte er mit einem Worte nicht ein so großes Quantum Beharrungskraft — der Mann käme nicht ans Land; denn, spränge er aus einem ganz leichten, winzigen Boote dem Ufer zu, — der Rahn glitte unter seinen Füßen weg und er fiel ins Wasser. Gegen das, was unter meinen Gliedern zurückweicht, kann ich mich nicht stemmen; jede phänomenale Kraft ist beim Fehlen von Beharrungskräften unmöglich. Ballt man Papier zusammen und wirft dies so weit wie nur möglich, so gelangt es der Erfahrung gemäß nicht so weit, als ein ebenso geworfener Stein von gleichem Volumen. Der Papierball hatte nicht so viel Beharrungskraft als der Stein, und der Muskel war nicht imstande, eine größere phänomenale Kraft zu entwickeln, — eine anscheinend selbstverständliche, aber doch höchst merkwürdige und beachtenswerte Sache. „Kraft und Gegenkraft“ lautet das Leitmotiv! Um völlig verstanden zu werden, glaube ich noch einige Beispiele schuldig zu sein. Schlägt man gegen die freie Luft, so fühlt man kaum einen Widerstand, und man ist nicht imstande eine Muskelarbeit zu leisten. Die Luft hat eben als Gas keine

besonders merkbare Kraft, den Ort, an dem sie sich befindet, zu verteidigen; sie weicht auseinander und verschiebt sich wie der obige Kahn. Wird sie aber in engem Raume eingeschlossen, dann kommt die Volumenergie, jene Kraft, welche das Volumen zu erhalten sucht, in Betracht; dann leistet sie Widerstand, um das Volumen zu verteidigen, und — in demselben Maße bin ich nun befähigt, wirklich eine Kraft im Phänomenalen aufzuwenden, die Muskeln anzuspannen. Kehren wir aber nochmals kurz zur Beharrung, wie sie in der Mechanik gültig ist, zurück. Zerspringt eine Granate in der Luft, so muß bei der Explosion jeder Teil die Unterlage, den Rückhalt bieten, die Beharrungskraft besitzen, damit die anderen fortfliegen können, sonst wäre keine Explosionswirkung möglich. Die brisante Wirkung mancher Sprengstoffe beruht eben darauf, daß ein Teil z. B. des Dynamitpulvers den Rückhalt bietet für den anderen und die Sprengmasse selbst wie von einem Punkte aus mit elementarer Gewalt auseinander fliegend, die Unterlage durchschlägt. Also jede phänomenale Kraft d. h. eine solche, welche zwischen den Materien spielt, jede Kraft der Wechselwirkung ist nur dann möglich, wenn in der Materie latent, okkult, ungeahnt eine entsprechende Kraftgröße die Zustandsänderung abwehrt. Was ist denn die Materie überhaupt anderes als eine Gruppe von Beharrungskräften?! Diese stemmen sich einzeln gegen die Veränderungen durch Beschleunigung, Druck, Zug, elektrische, thermische u. Einflüsse, so daß man die Materie auch als eine Häufung von Potentialen bezeichnen könnte, deren Summe bei den einzelnen Stoffen konstant ist, die aber in ihrer räumlichen Verteilung differieren, wodurch die Verschiedenheit der Substanzen entsteht. Falls die phänomenalen Kräfte in diese Systeme eindringen, werden sie nach dem Punkte der geringsten Spannung in der Weise weitergegeben, daß ein Teil der eindringenden Energie wieder in gleicher, der Rest aber in anderer Form in unseren Raum entweicht. Worauf dieses beruht, wird die Raumforschung ergründen.

Also jede Widerstandsäußerung der Materie besteht darin, daß infolge des Systembaues resp. des momentanen Beharrungszustandes der einzelnen Komponenten ein Teil der aufgenommenen Energie aus ihr in anderer Form als sie eingedrungen ist wieder zurückkehrt. Hierauf beruht die Charakteristik der Stoffe. Dieser Umsatz von Energie in einem bestimmten Spannungskomplexe hört in ihrer be-

stimmten Weise auf, wenn eine Beharrungsrichtung in einem Systeme, welches Materie genannt wird, aufgehoben ist, durch eine phänomenale Kraft größerer Spannung, größeren Druckes: es giebt eine Schmelz-, Siede-, eine Entflammungstemperatur (analytische Linie; darüber später) einen kritischen Punkt zur Kondensation von Dämpfen u. In diesem Momente findet eine Absorption im vollsten Sinne statt, welche mit der Veränderung bestimmter Beharrungsgruppen verbunden ist: die aufgewendete phänomenale Energie wird latent, während die Beharrung, welche bis zu diesem Punkte entgegenstand, im selben Maße frei wird; dies ergibt sich aus einer bald folgenden Betrachtung. Die phänomenalen und die in der Materie verborgenen transcendentalen Kräfte können also niemals gesondert von einander betrachtet werden; die ersteren sind, wie an mechanischen Beispielen erläutert wurde, nur durch die letzteren existenzfähig. Ob wir nun die transcendentalen Kräfte: Beharrungsbestreben, Sperrigkeit, Volumenergie, elektrischen, magnetischen Reibungs-Widerstand nennen, (von denen also die bezüglichen Kraftänderungen sog. Widerstandsverluste bei den hindurchbringenden Kräften abhängen) ist gleichgültig. Sie haben alle den einen Grundzug, die Materie in ihrem Zustand in Bezug auf Ort und Zeit zu erhalten. Somit sind letztere Kräfte im Prinzipie nicht verschieden. Da nun immer mindestens zwei Materien zur Wechselwirkung gelangen — wodurch die phänomenalen Kräfte, somit (wegen der Abnahme mit dem Quadrate der Entfernung) der dreidimensionale Raum entsteht, so ergibt sich immer ein derartiges Verhältnis, daß die transcendentale Kraft des einen Theiles mit ihrer Spannungsgröße den Rückhalt für die phänomenale Aeußerung des anderen liefert.

Aber diese Betrachtung wäre von einer nur untergeordneten Bedeutung, wenn nicht damit die Erkenntnis verbunden wäre, daß eine phänomenale Kraft z. B. die Wärme mit dem Schaffen eines größeren Volumens latent werden kann, und auf diese Weise, jetzt als transcendentale Größe, einer phänomenalen Kraft, welche jenes größere Volumen zu verkleinern sucht, entgegenwirkt, resp. diese z. B. Druckkraft oder Muskelthätigkeit ermöglicht. Insofern nun aber jede Materie sich einer jeden Zustandsänderung widersetzt, hat am selben Orte, wo die neue Beharrungskraft des größeren Volumens nunmehr waltet, früher eine andere geherrscht, welche der Vergrößerungskraft entgegenwirkte, solange jene phänomenal war und sie zu

verdrängen suchte. Es haben also bei der Erwärmung zwei Antagonisten gekämpft, nämlich: die Beharrungskraft des kleinen Volumens und jene Kraft, welche die Vergrößerung erwirken soll. Letztere wird dann infolge ihrer größeren Spannung, höheren Temperatur zur Beharrung, während sie die erstere zurückdrängt, d. h. zum Entweichen bringt. Ein mechanisches Bild dürfte diesen Punkt noch etwas klarer erscheinen lassen.

Angenommen eine unelastische Kugel (A) fliegt im widerstandsfreien Raume. Ihr Beharrungsbestreben, somit ihre Bewegungsgröße [= Masse (m) $\times$ Geschwindigkeit (v)] sei konstant. Da kommt eine andere Kugel (B) mit stärkerer Bewegungsgröße entgegen und trifft sie mit zentralem Stoße. Ein Teil der sogenannten lebendigen Kraft $\left[m' \cdot v' \cdot \frac{v'}{2} \right]$ von B, welche dem Systeme der Beharrungsarten d. i. der Materiengrundlage eingewachsen war, rückt nun in Kugel A ein, während bei A in gleichem Maße die dort aufgespeicherte lebendige Kraft in Form von Wärme ins Phänomenale tritt. Die Beharrungskraft des neuen Zustandes rückt ein, drängt den alten zurück, wobei jener als Wärme entweicht. Bei der Wärme ist die Höhe der Temperatur, bei der Bewegung, die Bewegungsgröße, bei der Elektrizität die Spannung maßgebend, — kurz es handelt sich in der „Materie“, im Transcendentalen ebenfalls um Fallhöhen, um Potentiale, deren Vorzeichen nicht wechseln kann ohne daß die Beharrungsgröße von geringerer Spannung ins Phänomenale tritt. Bei den Kugeln nimmt nach obigem Bewegungsverluste (Wärme nach dem Diesseits zu) die Kugel A von Kugel B ihrer Masse entsprechend Energie auf, so daß beide Komplexe in Bezug auf diese Beharrungsart eins geworden sind und mit gleicher Geschwindigkeit $\left[= \frac{m \cdot c + m'c'}{m + m'} \right]$ im Sinne von B fortschreiten.

Dieser Fall giebt den Fingerzeig, wie sich die chemische Verschmelzung vollziehen dürfte, er deutet an, daß die Beharrungskräfte höherer Spannung siegen, während die gegengekehrten zur räumlichen Umkehr gebracht werden, wobei für beide Elemente in Bezug auf den transcendentalen Rest eine Einswerdung, Homogenität eintritt.

Was wir Masse nennen, ist nur eine Verhältniszahl, welche anzeigt, in welchem Maße phänomenale Kraft verschwindet, um in einem System von Beharrungsarten als konstante Ortsbewegung in Bezug auf die Zeit aufzutauhen. Masse ist also eine fernere Komponente

des Systems, welche die mechanischen Eigenschaften bedingt. Bei einiger Vertiefung wird man erkennen, welch metaphysischer Natur die Bewegung eines Körpers ist, der ewig einen Ort in Bezug auf die Zeit einzuhalten sucht. Nichts würden wir davon gewahr werden, wenn nicht ein Teil seiner lebendigen Kraft durch Reibung oder sonstige Störungen wieder ins Phänomenale träte oder eine phänomenale Kraft reflektiert würde durch einen für einen Augenblick „materiell“ polarisierten Raum. Der erzielte Zustand einer Bewegung, der prinzipiell in alle Ewigkeit fortbesteht, ist ganz transscendentaler Art. Behält man diese eine Thatsache bei den Wachstumsprozessen im Auge, so beginnt man wenigstens zu ahnen, wie eine Pflanze sich in bestimmten Entwicklungsbahnen hält, während sie vom Keim zu ihrer Ahnenform aufwächst. Dieses scheint ein Beharrungsvorgang zu sein, dessen Bahnen wir nicht sehen¹⁾.

Derartige Grundbetrachtungen über die Kräfte sind für den Okkultismus höchst wichtig, denn sie ermöglichen erst ein Verständnis für das Wesen desselben. Nicht der Vergleich von Kräften, welche wir wahrnehmen könnten, falls unsere Sinne vollständiger wären, liegt ihm zu Grunde, sondern Untersuchungen darüber, — es sind in erster Linie mathematische — wo und wann, mit welcher Spannung, welchem Potentiale die phänomenalen Kräfte (seien sie für unsere Sinne direkt wahrnehmbar oder nicht) verschwinden oder auftauchen, und welche Richtung sie alsdann in der Erscheinungswelt verfolgen. Natürlich hat man in erster Linie darauf Bedacht zu nehmen, möglichst viele Kräfte zu erhalten, welche einer speziellen Prüfung unterzogen werden sollen. In diesem Sinne haben die neueren Strahlungsentdeckungen ihren hohen Wert; aber die Odoforschung Reichenbachs u. a. oder sagen wir, um auch Fernerstehenden verständlich zu sein, die moderne Strahlungsforschung, wie sie mit Lenard, Röntgen und Becquerel beginnt, hat nur insofern für den Okkultismus Bedeutung, als sie die Menschheit auf die Absorption, auf das wunderbare Urphänomen leitet, welches unglaublicherweise derartig erklärt wird, daß ein Verstoß gegen die Grundanschauung von der Erhaltung der Kraft vorliegt²⁾.

¹⁾ Daß die Erntezeiten so pünktlich einzuhalten sind, verdanken wir diesem Wachstume in Bezug auf die Zeit.

²⁾ Was für ein Ersatz z. B. für das in den Fraunhoferschen Linien nicht mehr vorhandene Licht aufgetreten sein soll, ist gar nicht einzusehen.

Der Okkultismus beginnt mit der Frage über Absorption und Emission in Bezug auf die Materialien. Er bildet die Tiefenforschung und tritt erst dann in seine Rechte, wenn Aether und Molekeln in der Hypothese nicht mehr florieren d. h. wenn die Kraft nicht mehr als Bewegung eines Stoffes geschildert wird. Ein mechanistischer Okkultismus ist eben ein Unsinn.

Die Absorption stellt den Trennungsstrich zwischen dem Diesseits und dem Jenseits dar. An jedem Punkte dieser in sich geschlossenen Trennungslinie stehen sich, wie oben ausgeführt, zwei Kräfte gegenüber und eine jede Kraftverschiebung, welche quer durch diese kreisförmige Linie in diese umschlossene Fläche hinein oder heraus erfolgt, liefert eine Veränderung der Beharrungskräfte selbst, deren Summe das „Absolute“ einer Materie ausmacht und durch den Inhalt der geschlossenen Kurve dargestellt werden möge. Was innerhalb der Kurve, also bei den Beharrungskräften vor sich geht, ist nicht zu erkennen, aber die Beobachtung am Umfange der Fläche lehrt, daß diese in eine andere inhaltsgleiche übergehen kann, daß die Materieneigenschaften sich ändern durch Absorption verbunden mit Emission, wobei sich die einzelnen Vektoren, Radien der „Kreisfläche“, welche also bestimmte latente Kraftgrößen darstellen sollen, teilweise verkürzen, teilweise verlängern, d. h. es können an einzelnen Punkten Energiegrößen aus dem Jenseits ins Phänomenale treten, emittiert werden, während umgekehrt, dort wo die Ausbauschung der Ringlinie erfolgt, eine Absorption stattgefunden hat. Beide Prozesse erfolgen also gleichzeitig. Hat aber die eindringende Kraftgröße eine stärkere Spannung als die entgegenstehende, so entweicht letztere völlig und der Rest der zugeführten Kraft wird in umgekehrter Richtung latent, wie bei den obigen Kugeln. Die Umkehr oder Schwächung einzelner Komponenten eines Stoffes bewirkt, daß er in Bezug auf einen anderen Stoff in ein neues Verhältnis tritt, wodurch nunmehr eine weitere Veränderung durch eine eventuelle Verschmelzung mit dem anderen Stoffe eintritt, verbunden mit einer Energieverschiebung, so daß z. B. Wärmestrahlen ins Phänomenale treten, während die Antagonisten, die in Form von chemischen Strahlen dem Raume angehörten, als „Bindkräfte“ latent werden ¹⁾. Da der Kraftinhalt des materiellen Systems, welcher durch die Kreisfläche dargestellt wurde,

¹⁾ Natürlich ist der Prozeß auch durch Steigerung der Spannung der chemischen Strahlen einzuleiten; schon die Magie liefert in den Selbstentzündungen den Beweis.

derselbe bleiben muß, indem das System spontan weder etwas aufnimmt noch abgibt (Beharrungsgesetz), so dringt ins Phänomenale derselbe Kraftbetrag herein als auf der anderen Seite hinaustritt — kommen wir wieder auf das Beispiel von der Wärme zurück.

An Stelle der in die Materie einwachsenden, ausdehnenden, uns aber verloren gehenden Wärme, die nach dem Absorbiert-, Verschlucktwerden nicht mehr als Wärme, sondern als Beharrungskraft anzusprechen ist, muß eine Energieform, also der dem Materiale ipeziifische Antagonist der Wärme für uns nutzbar werden, indem er aus dem okkulten Hintergrunde der Materie ins Phänomenale tritt, während im gleichen Maße die Wärme aus dem Diesseits verschwindet. Daselbe gilt fürs Licht, wie überhaupt für jede Kraftform, welche absorbiert wird: mit ihrem Verschwinden muß eine äquivalente, nutzbare Kraftgröße bei uns austauschen. Diese Antagonisten sind vor der Absorption resp. nach der Emission immer phänomenal, sie können wohl zu stark oder zu schwach für unsere Empfindung sein, sind aber niemals außer sinnlich okkult; sobald sie absorbiert werden, verschwinden sie total und gehören dann erst dem Jenseits, dem Okkulten, dem Transcendentalen an, wo sie, gewissen Systemen eingefügt, bei der Wechselwirkung den Eindruck einer Gestalt eines dreidimensionalen Gebildes d. h. stofflicher Eigenschaften hervorrufen.

Das Diesseits eines bestimmten Strahles würde von jener Strecke dargestellt werden, welche ein Kraftstrahl (nach der Wellenlehre einer einzelnen bestimmten Schwingungszahl, meiner Ansicht nach einem bestimmten Winkel entsprechend) zwischen dem Emissionspunkt und dem Absorptionspunkt durchläuft. Welche Länge eine solche Strecke besitzt, lehrt das Kirchhoffsche Gesetz: jene Stoffe B, die den Strahl ins Diesseits senden würden, wenn sie im Zustande vom Stoffe A sind, lassen ihn wieder ins Jenseits zurück. Erst von einem gewissen Winkel des Auftreffens ab (Grenzwinkel der totalen Reflexion genannt), welcher von den beiden sich „berührenden“ Substanzen (Räumen) abhängt, ist die Absorption möglich. Dies, wie die Brechung überhaupt, ist einer der wichtigsten Punkte für den Raumtheoretiker. Der kürzeste Weg von Stoff A nach B ist in Bezug auf das Jenseits kein verlustloser, da auf ihm Spannungsverluste eintreten, welche dem Quadrate des Abstandes von der Emissionsstelle proportional sind. Die gleiche Spannungsgröße mit, resp. die gleiche Fallhöhe, von welcher ins Jenseits eingedrungen werden kann, liegt in Bezug auf einen Emissions-

punkt auf einer umschriebenen Kugelfläche. Da nun alle unsere technischen Aufgaben darin bestehen Zustandsänderungen herbeizuführen, so handelt es sich immer nur um passende Erzeugung resp. Lagerung von Spannungsunterschieden. Einerseits suchen wir eine möglichst hohe Emissions-, andererseits eine möglichst tiefe Absorptionsspannung zu benutzen. Somit gehen Prozesse vor sich, welche vom Phänomenalen aus im Hinblick auf die Fallhöhe vom Diesseits ins Jenseits geregelt werden. Es müßten, aber auch vom Jenseits aus die Fallhöhen vom Jenseits ins Diesseits benutzbar sein und müßte sich im Reiche der Beharrungsgrößen ebenfalls eine Auswahl treffen lassen, wodurch Zustandsänderungen hervorgebracht werden (niedrige Emission der einen Gruppe, hohe Absorption des anderen Systems). Offenbar sind die Eingriffschancen im Okkulten weit größer als im Phänomenalen; was z. B. das vielgestaltige Wachstum von Tieren und Pflanzen gegenüber den oberflächlichen Formungsergebnissen unserer Technik beweist; diesseits stehen nur Flächenkräfte d. h. steht nur ein Gefälle von Fläche zu Fläche, aber nicht von Punkt zu Punkt zur Verfügung, so daß nur eine Formung der Oberfläche nicht dem Inneren nach (nicht den Beharrungssystemen entsprechend) geregelt werden kann. Bei zwei gefüllten Kugeln (desselben Raumes) ergibt sich eine Fläche der Wechselwirkung, bei zwei Kreisflächen in gleicher Ebene ergibt sich eine Linie der Wechselwirkung und für zwei Linien in einer Ebene gleichen Krümmungsmaßes ergibt sich ein Punkt des Schnittes. Bei jeder Form der Natur handelt es sich um die Lagerungsart von Punkten, weshalb eine Geometrie mit der gleichen Grundlage (Niemann) die glänzendsten Resultate erzielen muß. Anders als in der Fläche kann unsere Leibesmaterie auf eine andere nicht wirken. Ist es aber möglich ein „Beharrungsbündel“, wenn ich so sagen darf nicht nur durch ein System zu beeinflussen, sondern die einzelnen Beharrungsgrößen, Kraftlinien, gegenseitig zu benutzen, so äußert sich die Wirkung direkt in der Materie, was also für unsere Sinne in der veränderten Absorption und Emission erkennbar wird. Das „Prinzip“, welches unseren Körper aufbaute d. h. in teleologischer Hinsicht epigenetisch Neuerung zu Neuerungen fügte, bis der Körper ontogenetisch von selbst entsteht, oder z. B. in der Hypnose chemische Umkehrungen hervorruft¹⁾, (wie dieses normalerweise in der Niere je nach der Notwendigkeit ausgeführt wird) ist als transzendentaler Techniker

¹⁾ Der Befehl stellt keine Kraft dar, enthält auch keine Belehrung, wie der innere Prozeß vollführt werden muß.

zu bezeichnen. Jede Neuerung verlangt einen Konstrukteur, „das letzte Element ist physikalisch, die Anordnung gehört dem Leben“, wie Claude Bernard in seiner letzten Museumsvorlesung „über die Phänomene des Lebens“ schloß. Und dieser Baumeister muß sein Material durch und durch kennen, sonst sind die Einführungen von Beharrungsgrößen in bestimmtem Sinne z. B. Stoffwechsel, Wachstum, Regeneration, Keimbildung u. unmöglich. Selbstverständlich müssen Veränderungen, welche im Reiche der Beharrungsgrößen getroffen werden, wieder den Beharrungscharakter an sich tragen. Eine Anordnung, welche z. B. im Hinblick auf die Assimilation dieses oder jenes Stoffes vorgenommen wurde, muß unweigerlich in dieser Richtung weiter arbeiten, sobald die ursprünglichen physikalischen Kräfte auftreten, ohne daß hierbei besondere Lebensgeister oder irgend welche Intelligenz zu suchen wäre. Ein spezieller Punkt in der okkulten Technik liegt in dieser hervorragenden Rolle der Auseinanderfolge z. B. im Wachstum. Ein Beispiel aus unserer chemischen Technik liefert das Zündholz, dessen 3 chemische Glieder nacheinander zur Auslösung gelangen bis als 4. das Holz aufflammt. Es handelt sich hier um das ansteigende Phänomenalwerden von Energieformen, dort um das ansteigende Okkultwerden von Kräften.

Hier in erster Linie setzt nun der Okkultismus ein, um einen Anhalt über das Jenseits zu gewinnen. Die bezügliche Forschung tritt besonders in jenem Augenblicke in ihre Rechte, wo im Transendentalen von einem gestaltenden, disponierenden Prinzipie Veränderungen vorgenommen werden, so daß im Phänomenalen sich meist genügende Anhaltspunkte ergeben, um auch auf die Bahnen im okkulten Teile gewisse Schlüsse zu ziehen. Magischer Rapport und z. B. Vampirismus, auch Sympathiekuren beruhen offenbar auf automatischer Grundlage und können erst in Gemeinschaft mit weiteren Entwicklungsphasen der Biologie verstanden werden. Der Okkultismus hat, was die exakten Wissenschaften betrifft, Gestaltungsvorgänge zu prüfen und dabei zu achten, an welchen Punkten phänomenale Kräfte auftauchen und wo phänomenale Kräfte gleichzeitig verschwinden. Als dann gilt es, mit Hilfe der Mathematik die Resultate zu vereinigen. Den Urheber der Veränderungen ausfindig zu machen ist Sache der Psychologie und Philosophie.

Das Wort „Gestaltungsvorgänge“ umfaßt bei dieser Auseinandersetzung jede Veränderung der Materie, betrifft somit auch seine Farbe (eine Absorptionsfolge, die von der räumlichen Systemordnung abhängt).

Diese Formung ohne Meißel und Matrize erfolgt also wenn Wasserdampf in flüssiges Wasser übergeht, wenn chemische Elemente zur „Bindung“ gelangen, wenn Krystalle und Organismen hervorwachsen. Diese Richtung des Aufwachsens, der Steigerung in der Kompliziertheit, ist die synthetische. Bei diesem Anstiege werden Wärme, Licht, mechanische u. Kräfte frei, während auf der anderen Seite — natürlich vom Phänomenalen aus — die Kräfte zum Aufbau einbringen, absorbiert werden. Aber diese Linie kann auch in umgekehrter Richtung verfolgt werden: chemische Verbindungen, Krystalle, Zellen können gelöst, die Objekte in analytischer Weise getroffen werden, und zu diesem Zwecke würden jene Kräfte, welche beim synthetischen Prozesse frei werden, im Phänomenalen aufzuwenden, zur Absorption zu bringen sein.

Um nun anzudeuten, wie vielerlei Kraftarten unserer Erforschung noch harren, gehe ich abermals auf das Beispiel von der Wärme zurück und nehme aus der analytischen Linie den Fall, wo Wasser in Dampf übergeht. Was schuf den Wassertropfen und wehrt, daß er in Dampf verwandelt wird? Eine Kraft, die absorbiert wurde, als der Dampf die Wärme in's Diesseits ließ. Um verständlicher zu sein, füge ich jene Thatsache an, welche Zul. Precht gefunden, daß nämlich Röntgenstrahlen die Kondensation, die Tropfenbildung des Wasserdampfes sehr erleichtern, oder die entsprechende von Helmholtz gezeigte, daß elektrische Spitzenentladung im Dampfstrahl starke Kondensation bewirkt. Natürlich muß eine Kraft, dort, wo eine Aenderung herbeigeführt werden soll, absorbiert werden, und so sind also in gewisser Beziehung Röntgenstrahlen und Wärme beim Wasserdampf Antagonisten: was die Wärmestrahlen bewirken, zerstört die Röntgenstrahlung. Würde ein wissenschaftlich gebildeter Mann von dieser elektrischen resp. X Strahlenwirkung nichts wissen, so würde er eine ihm in staubfreiem Raume vorgeführte Kondensation für unmöglich erklären. Eine entsprechende Strahlung könnte von irgend welchen in die Nähe gelegten Substanzen, oder von organisierten Stoffhäufungen, also auch von Menschen (Medien) ausgehen. Letzteres wäre aber erst dann ein dem Okkultismus unterliegender Prozeß, wenn die Strahlung auf unseren Willen resp. auf Wunsch des Mediums ein- oder aussetzte. Die Veränderung muß im Jenseits eingeleitet werden, um überhaupt okkult zu sein. Somit sind alle Lebensprozesse, sofern sie einen organischen Aufbau und eine psychische Leistung betreffen, ganz

gewiß offult. Der Offultismus bezieht sich in erster Linie auf das unzweifelhaft Lebendige, hat somit in der Biologie seinen Ausgangspunkt, um dann mit Hilfe der Mathematik in die Chemie und Physik einzudringen. Nur auf diesem Wege ergiebt sich ein Monismus. Jede lebende Substanz besitzt die Fähigkeit, die Stoffe in zweckmäßiger Weise anzuziehen und zu leiten oder abzustößen, wie ihr beliebt. Daß dieses unter Berücksichtigung der Stoffe selbst, nicht allein in Bezug auf die Wechselwirkung geschehen muß, ist einleuchtend, da sonst nur Veränderungen von Oberflächen eintreten können. In der Mechanik lernen wir schon gleich die verbundenen Paare: Sperrigkeit und Reibung, Gravitation und Centrifugalkraft, Präzession und Nutation als Eigenschaften der Stoffe kennen; wodurch diese Paare bedingt sind, wissen wir vorläufig nicht. In der Physik und Chemie operieren wir mit empirisch gefundenen Größen, z. B. mit der Verhältniszahl „Masse“ und sonstigen Koeffizienten, oder mit Atomgewichten, Wertigkeiten, — die leider noch materialistisch gedeutet werden —, aber wie wenige Menschen begreifen, daß hier erst einzusehen und zu fragen ist, weshalb gerade diese Zahlengrößen entstehen. Natürlich läßt sich erst dann eine Erkenntnis gewinnen, wenn die Oberfläche, die uns als undurchdringlicher Boden gegeben zu sein scheint, durchbrochen werden kann. Daß sie durchdrungen werden kann, zeigt die Lebewelt, beweist in erster Linie die Magie. „Wir wandeln alle in Geheimnissen“ wie Goethe sagt, und die Hauptsache ist, daß dieses zum Bewußtsein gelangt. Wir sollten nach Ausnahmen haschen, uns sorgfältig umschauen, wo etwa der bekannte Schleier sich lüftet, denn die Ausnahme ist für den Forscher wertvoller als die bekannte Regel. Auch der Ausnahme liegt immer Gesetzmäßigkeit zu Grunde und der Unterschied von „normalen“ und „abnormen“ Erscheinungen läßt auf die Gesetze der normalen Prozesse schließen. Die wenigen Pflanzen und Knochenreste, die Fußabdrücke u. der früheren geologischen Perioden haben uns eine Phylogeneese der Organismen erkennen lassen. Würde man aber, wie bis vor einigen Jahrhunderten, die Ausnahmen, welche die Reste zeigten, vernachlässigt haben, so hätten wir durchaus kein Verständnis für den Altavismus oder für die rudimentären Gebilde gewinnen können. Wie in zeitlichem Sinne die jetzige organische Welt durch Paläontologie und Embryologie als Evolutionsprodukt, welches fortwährend der Wandelung unterliegt, verstanden wird, so muß in räumlichem Sinne erforscht werden, worin diese oder jene Form bedingt war. Die

Entwickelungsmechanik enthält die unglückliche Uebertragung der Mechanistik in die Biologie. Infolgedessen vermag sie nur Thatsachen zu häufen, niemals aber das eigentliche Problem zu erhellen. Würde von den Ausnahmen z. B. vom Somnambulismus, von der Hysterie, von der Hypnose ausgegangen, dann wüßte man, warum diese oder jene Substanzen organische Veränderungen, sei es durch teilweise Absorption und chemische Bindung, Kontakt, Leitung oder Strahlung ausüben. Man müßte einsehen, warum z. B. Chelente, oder Magnetiseur und Magnetisierte sich ähnlich verhalten, warum Kiesel- und Kalkpflanzen charakteristische Eigentümlichkeiten zeigen, warum die Sonnenstrahlen bei gewissem Zellenmateriale Stachelbildung provozieren u. u. Dies wäre das Fundament für eine wissenschaftliche Arzneilehre. Die Pharmakologie von heute verhält sich zur zukünftigen, welche aus der Entwicklungsenergetik hervorgehen muß, wie die Biologie des 15. zu jener des 19. Jahrhunderts. Die Betrachtungen über die Lebensprozesse, wie sie normalerweise heutigen Tages leider noch durch die Vivisektion gewonnen werden, führen unweigerlich zu jenem Punkte, wo von einer Dispositionsfähigkeit des „Lebens“ gesprochen wird (Claude Bernard), was Bunge besonders in den Vordergrund stellt mit den Worten: „In der Aktivität — da steckt das Rätsel des Lebens“¹⁾. Dieser Aktivität muß unbedingt die Kenntnis resp. Empfindung einer vorhandenen und der noch zu treffenden Disposition vorausgehen, um eine bestimmte organische funktionsfähige Form dem innersten Wesen nach konstruieren zu können. Diese aber hängt von dem Charakter der verwendeten Systeme ab. Bauten aus Eisen und Stein müssen anders werden als solche aus Holz und Lehm; aber unter allen Umständen ist erforderlich, daß der Baumeister die Eigenschaften des Materiales kennt. Es kommt also auf die Kenntnis der Kraftsysteme an, welche von einem organisierenden Prinzipie zum Aufbau oder irgendsonst wie benutzt werden. Ersteren scheint, soweit unser ephemeres Dasein erkennen läßt, keine Dispositionsfähigkeit inne zu wohnen d. h. nicht in dem Sinne, wie die organische Welt an allen Punkten durchblicken läßt. Die Systeme (Materien) stellen Beharrungsgruppen dar, welche auf einen „Reiz“ stets in gleicher Weise antworten. Ist letzterer gering, so halten die Systeme ihren Charakter bei; übersteigt er aber die spezifische Spannung, so folgt eine Aenderung. An

¹⁾ G. Bunge: Lehrbuch der physiol. und pathol. Chemie. 1894. p. 9.

dieser Stelle, wo von den Organismen die Rede ist, muß noch betont werden, daß zunächst mit der chemischen Kompliziertheit einer Verbindung (durchdrungene System d. h. ein neues System) die Absorption resp. Emission sich ändert, daß dann aber noch ein weiterer Faktor für die organisierte Materie hinzutritt, bei welcher abermals ein Unterschied zwischen einer toten, einer anabiotischen und einer lebenden Zelle zu beachten wäre. Es liegt dies, wie angedeutet, darin, daß die Beharrung für Assimilation und Vererbung (wieder während jeden Augenblickes in der Unterteilung von progressiver und atavistischer) gewisse Richtungen darstellt, in welchen sich die Beharrungsgrößen des Anorganischen während jeden Augenblickes eines Lebensvorganges verschieben¹⁾.

Jede Formänderung infolge einer Absorption nannte ich einen Gestaltungsprozeß. Bei der Kondensation des Wasserdampfes, von welcher oben die Rede war, kam eine Formung weniger zum Bewußtsein, doch wenn man die synthetische Linie weiter verfolgt, so giebt die Umwandlung von Wasser zu Eis, besonders die gesamte Krystallisation mit der Entstehung herrlicher Gebilde, jedenfalls den vollkommensten Eindruck einer Gestaltung. Denn die reizenden Gebilde entstehen häufig scharf gegliedert, mit spiegelglatten Flächen schimmernd, in ruhender Flüssigkeit und oft außerordentlich schnell, so daß wir mit dem Auge dem Wachstum kaum zu folgen vermögen. Diesen Gestaltungsvorgängen haftet außerordentlich viel Rätselhaftes an, besonders weil sie so ganz ohne unser Zutun sich vollziehen. Indem also, wie gesagt, der Uebergang des Wasserdampfes zu Wasser nicht ohne weiteres als Formung zur Empfindung gelangt, sehen wir von diesem Prozesse, welcher sehr gut zahlenmäßig zu behandeln wäre, ab, und betrachten das krystallisierte Wasser, das Eis. Nur um diese Form zu zerstören, ist eine ganz gewaltige Menge von Wärmeenergie erforderlich. Um 1 Kilogramm Eis von 0° C. in Wasser von derselben Temperatur überzuführen, muß 1 Kilogramm Wasser von 80° C. hinzugegeben werden, welches sich dann ebenfalls auf 0° abkühlt, so daß alle Wärmearbeit (Verluste an die Umgebung ausgeschaltet) zur Verwandlung des Eises in Wasser aufgewendet wird. Daß nun dieses

¹⁾ Es ist erstaunlich, daß schon die Sensitivität für die Empfindung des Strahlungsunterschiedes zwischen „lebendig“ und „tot“ (Erbsenexp. Reichenbachs bei Fechner) ausreichend ist. Erst der Somnambulismus bringt die Erkenntnis der epigenetischen Beharrung mit sich.

entstandene Wasser die aufgenommene Energie noch als latente Wärme enthalten soll, von der es keine Spur mehr verrät, ist eine ganz unhaltbare Annahme. Helm sagt sehr treffend: 1 Kilogramm flüssigen Wassers enthält nicht 80 Kalorien mehr als 1 Kilogramm Eis, sondern hat bei einer gewissen Art der Entstehung aus Eis 80 Kalorien aufgenommen und giebt bei einer gewissen Art des Ueberganges in Eis 80 Kalorien ab“¹⁾. Die gewaltige Sprengarbeit, welche Wasser oder andere Stoffe beim Erstarren oder Krystallisieren leisten, mußte immer wieder zu der Frage Veranlassung geben, woher denn diese Kraftgröße eigentlich stamme. Bei der mechanistischen Auffassung, bei dem mangelhaften Begriff von den Kräften ist natürlich eine Erklärung gar nicht zu erlangen. Sie ist erst möglich durch die Betrachtung über Kraft und Gegenkraft. Witt in einem seiner Rundschauartikel des „Prometheus“, die sich durch eine ganz hervorragende Originalität auszeichnen, ruft bei der Betrachtung über die Krystalle aus: „Wie schön sind diese Gebilde! Kein Edelsteinschleifer kann mit aller Mühe in Monate langer Arbeit Werke schaffen, welche sich an Regelmäßigkeit und Genauigkeit der Form, an Glätte der Flächen und Schärfe der Kanten auch nur im Entferntesten vergleichen ließen mit einem Krystall, der dem geheimnisvollen Schaffenstrieb der Natur folgend, in wenigen Minuten oder gar Sekunden heranwächst. Welche Kraft ist es, welche in ihm jedem Molekül seinen Platz und seine Lage anweist?“²⁾ Wir wissen es nicht. Wir wissen nicht einmal, in welcher Weise die Energie, die ja nun einmal von der Materie untrennbar ist, während der Krystallisationsvorgänge verwandelt und verwendet wird. Nicht selten haben wir Gelegenheit zu beobachten, daß große Energiemengen bei der Krystallisation entbunden werden.“³⁾ So giebt es z. B. viele Substanzen, welche während des Krystallisierens ein starkes Licht ausstrahlen, ein Vorgang, der ja doch nichts anderes ist, als ein Freiwerden von Energie. Andere Körper geben während des Krystallisierens große Mengen von Wärme ab. Die mechanische Arbeit, welche Krystalle während ihres Wachstums verrichten können, ist von erstaunlicher Größe. Gelingt es doch bekanntlich selbst, die härtesten Steine dadurch in ein feines

¹⁾ Helm: Die Energetik.

Auch für Witt kommt bei ²⁾ eine aufbauende Kraft, bei ³⁾ die bei deren Thätigkeit frei werdende Energie in Betracht.

Pulver zu verwandeln, daß man sie, vorausgesetzt natürlich, daß sie porös sind, mit einer heiß gesättigten Glaubersalzlösung tränkt und dann ruhig liegen läßt. Die allmählich sich bildenden Glaubersalzkristalle schaffen sich mit unwiderstehlicher Gewalt den Platz, den sie für ihre Entwicklung brauchen, und zersprengen dabei das Gestein, welches den kräftigsten Hammerschlägen widerstanden hatte."

Zwei Sätze aus diesem Rundschauartikel regen zu einer näheren Betrachtung an. „Welche Kraft ist es, welche in ihm (Kristall) jedem Molekül seinen Platz und seine Lage anweist?“ und „Welche Kräfte sind es, die hier der toten Materie ihre Bahnen weisen?“ Hier in diesem Wortlaut liegt der Grundfehler, der früher von den Vitalisten gemacht wurde. Längst mußte man sich darüber klar sein, daß die Bahnen der Kräfte, die Formen an sich, für die Kräfte Nebensache sind, und daß nur Spannungsunterschiede, nur die verschiedenen Potentialgefälle, die Bahnen bedingen, welche die Kräfte zu beleben vermögen. Nicht ist zu fragen, welche Kraft die Büschelform am positiven Pole einer elektrischen Influenzmaschine erzeuge; man darf nicht erörtern wollen, welche Kraft dem Blitz eine Schlangenlinie vorschreibe; sondern man hat zu fragen: welche Kraft ist es, die diesen Weg einschlägt? Es ist zu untersuchen, welche Kräfte den Aufbau (wie auch den Zerfall) der chemischen Verbindungen, der Kristalle, der Zellen, der Pflanzen und Tiere ermöglichen, welche Strahlenkombination in der Latenz, diese oder jene Form ergebe. Erstaunlich ist, warum diese Frage überhaupt nicht gestellt wird, keine Ruhe läßt, da doch kein Chemiker bis in diese Tage befähigt ist, den Abschluß eines Kristallisationsprozesses zu dieser oder jener Stunde zu bewirken, da kein Biologe eine Eichel in Stunden zu einem Pflänzchen entwickelt und die Fabrikation von Lebensmitteln gar nicht gelingen will. Wie wenige Kräfte kennt der Mensch und wie hoch setzt er sich zu Noß! Vorläufig kann er das Wachstum einer Pflanze, eines Kristalles nur in der Weise regulieren, daß er Licht, Wärme u. dgl. Verhältnisse variiert. Eine recht niedrige Stufe! Aus dieser Kollektion von Kräften muß sich doch eine spezifische Gruppe von Strahlen für das Wachstum dieser oder jener Pflanze, dieses oder jenes Kristalles kombinieren lassen, während die schädlichen Strahlen beseitigt werden. Bei den Fakirunststücken beispielsweise kommt, wie berichtet, das beschleunigte Wachstum von Pflanzen vor. Dieses gehört nur deswegen in das Gebiet des Okkultismus, weil der Fakir die Auswahl an

Strahlen trifft, welche er unbewußt vielleicht selbst aussendet¹⁾; aber nicht weil die Strahlen unsichtbar sind. Daß diese Strahlengruppen, welche einen besonderen Wechsel bei irgend welchen Formen hervorrufen sollen, spezifische sein müssen, geht aus den vorhergehenden Auseinandersetzungen zur Genüge hervor, zeigt aber auch schon jene Thatsache, welche Melloni in den dreißiger Jahren fand, daß nämlich Wärmestrahlen, welche durch eine Glasplatte fallen, von Alaun gänzlich absorbiert werden, d. h. diesen erhitzen, daß aber, falls sie statt durch eine Platte von Glas, durch eine Platte von Citronensäure traten, fast keine Absorption in der Alaunplatte erfolgte. Bei Le Bons „Schwarzlicht“, Muraoas „Johanniskäferlicht“ u. ist die gleiche Grundlage zu erkennen. Wie lange wird es dauern, bis diese Erscheinungen räumlichen und nicht lediglich Schwingungsverhältnissen zugeschrieben werden? Diesen Punkt hat Riemann in der Mitte des letzten Kapitels seiner berühmten Habilitationsschrift mit den Worten erwähnt: „Es ist also sehr wohl denkbar, daß die Maßverhältnisse des Raumes im unendlich Kleinen den Voraussetzungen der Geometrie nicht gemäß sind und dies würde man in der That annehmen müssen, sobald sich die Erscheinungen auf einfachere Weise erklären ließen“²⁾. Die einfachste Lösung glaubt man aber positiv schon in den Schwingungen eines Aethers und in der Molekularhypothese gefunden zu haben, übersieht jedoch dabei, daß Licht und Wärme, Licht und chemische Strahlen qualitativ verschieden sind (erstere von Melloni 1835, letztere von Dreher 1891 nachgewiesen), daß neuerdings wieder von Jul. Precht ein Beitrag in letzterer Richtung geliefert ist, indem er 1897 zeigte, daß, obwohl für gewisse X-Strahlen Wellenlängen existieren, gleich denen des dunkelvioletten und dunkelroten Lichts, sie trotzdem unsichtbar sind und durch schwarzes Papier dringen. Mit Widerwillen giebt man die Thatsachen der spezifischen dunkeln Lumineszenz sämtlicher Stoffe zu. Und worin liegt diese Zurückhaltung und dieser Widerwille gegen solche einfachen Dinge begründet? Offenbar in einer unzureichenden Naturauffassung, welche, durch Alter geheiligt und durch Erziehung lieb gewonnen, für zuwiderlaufende Dinge geradezu erblinden läßt. Da kann freilich weder Verständnis noch verständige Passivität jenen Dingen gegenüber erwartet

¹⁾ Er mag aber auch lediglich im Jenseits arbeiten, sogar die Pflanze in einem gewissen, allerdings gesetzmäßigen Sinne variieren können.

²⁾ Bernhard Riemanns gesammelte mathematische Werke. 1892. p. 285.

werden, die nicht gerade alltäglich sind und dem verpönten und verspotteten Gebiete der Magie angehören.

Zunächst muß die Erkenntnis Platz greifen, daß wir fortwährend in einer Welt von Wundern leben, an welche das menschliche Auge sich nur so sehr gewöhnt hat, um sie nicht als Wunder erkennen zu können. Erst dann, wenn wir gelernt haben, die alltäglichen Dinge ohne eine mechanistische Hypothese in ihrer Tiefe zu verfolgen, geht uns dieses Bewußtsein auf, und dann lassen sich die Thatfachen aus der Magie ganz ohne weiteres in unsere Naturbetrachtung einreihen; denn die Gesetze der Magie sind keine anderen als die des Lebens. Der einzige Unterschied liegt nur in der Größe des Operationsfeldes. Welche Bedeutung für unsere Auffassungsweise in letzterer Thatfache liegt, möge ein Beispiel erläutern.

Bekanntlich hat man sich in der Chemie daran gewöhnt, die Atome als körperliche Bausteine der verschiedenen Materialien anzusehen und deren Vereinigung durch eine Art von Gravitation (Affinität) sich vollziehen zu lassen. Diese chemischen Prozesse werden durchgängig als mechanische betrachtet, obgleich sie gar keine Gemeinschaft mit der Mechanik besitzen, denn der Grundzug in der Chemie ist die Durchdringung der Stoffe, die Aufteilung der Substanzen, während die Bruchteile sich entweder alle zu neuen Stoffen verschmelzen oder teilweise als Rest eine Selbstständigkeit erlangen; in der Mechanik aber erfolgt die Anziehung der Materien der Größe ihrer Massenzahlen entsprechend und kann von einer Aufteilung niemals die Rede sein. Wird also Kochsalz und Schwefelsäure zusammengebracht, dann spaltet sich einerseits das Kochsalz, spaltet sich andererseits die Schwefelsäure (Beharrungsgrößen treffen aufeinander). Der Teil Chlor des Kochsalzes verschmilzt mit dem Teile „Wasserstoff“ aus der Schwefelsäure, zieht im Gewichte des Wasserstoffes $\frac{1}{2}$ seines eigenen Gewichtes an und kümmert sich höchst wenig um den anderen Teil, der fast die 50fache Masse des angezogenen Teiles besitzt. Wo kennt man in der Mechanik etwas derartiges? Auch der chemische Grundsatz: „je weniger Masse im Raum, desto größer die chemische Aktivität“, welcher sich auf die hypothetischen Atome bezieht, ist die Umkehr des Gravitationsgesetzes. Diese Thatfachen sind für den Philosophen wirkliche Wunder. Der Chemiker empfindet das weniger, einerseits weil er fortwährend damit operiert, andererseits weil, wie gesagt, das Wirkungsfeld ein ziemlich kleines ist. Betrachten wir einen größeren

Bereich. Wirft man Eisen in Scheidewasser (1 Salpetersäure + 3 Salzsäure), in welchem Gold bis zu dessen Sättigung eingeführt war, der Theorie nach also sich Goldchlorid (AuCl_3) in Lösung befindet, so tritt das Eisen — unseren Blicken entschwindend — in die Lösung zum leichten Chlor, gesellt sich nur zum dritten Teile der theoretisch gelösten Masse, während zwei Drittel in Form von Gold als Staub, also als fester Körper, in die Erscheinung tritt. Physikalisch müßten die Eisenmolekeln resp. Atome zu den schweren Goldmolekeln resp. Atomen treten, aber tatsächlich fällt in den Raum eine Stoffmenge (Gold), die ein $3\frac{1}{2}$ mal größeres Gewicht besitzt, als diejenige, welche verschwindet. Auch das rührt den Chemiker nicht.

Bei allen chemischen Prozessen muß eine totale Durchdringung der Kräfte erfolgen, sonst wäre niemals eine homogene Verbindung zu erzielen. Die starke Erwärmung einer Mischung von Schwefelstaub und Eisenpulver liefert plötzlich einen neuen Körper, genannt nach seinen Entstehungsteilen (nach jetzt noch üblicher Bezeichnung: „Bestandteilen“): „Schwefeleisen“, in welchem keine Eisenteile und Schwefelteile gleichzeitig anzutreffen sind. Nur der Ueberschuß von einem Teile bleibt zurück. Bei Kochsalz und Schwefelsäure tritt natürlich derselbe Fall ein. Die sammelnden Kräfte durchdringen sich, ohne sich gegenseitig zu stören, ohne daß ein Verlust durch Austritt von Wasserstoff oder Chlorgas bei dem Austausch erfolgte. Wie gesagt, ist der Chemiker darüber gar nicht erstaunt, aber sobald das Feld größer wird, beginnt seine Verwunderung. In oben erwähntem Prometheusartikel über die Krystallisation erklärt Prof. Dr. Otto N. Witt, daß wir mit dem Verstande wohl erfassen könnten, wie z. B. ein schwebender Wassertropfen zum Eisstern, geschmolzener Schwefel zu Prismen, erkaltendes Wismut zu Würfeln erstarrt¹⁾. „Aber,“ sagt er, „daß in einem Gemisch der ungleich-

¹⁾ Welche Kräfte sind es, die hier der toten Materie ihre Bahnen weisen? so fragte kurz vorher derselbe Verstand. Ich besitze ebenfalls noch gar keine Einsicht, warum denn Wasser unter 0° fest werden muß, und von diesem Augenblicke ab einen um 10% größeren Raum verlangt, was jedenfalls mit der Krystallisationsform zusammenhängt, so daß mir auch die Sternform nicht verständlich ist. Jedenfalls handelt es sich um eine Kraft, welche in diesem größeren Raume wirksam ist. Daß „Molekeln in der Aneinanderfügung“ eine Form liefern, weiß jeder aus Erfahrung, warum sie nun aber gerade einen bestimmten Raum einnehmen und wo denn diese Kraft herkommt, das sehen wir auf Grund der Lehre von dreidimensionalen Molekeln sicher nicht ein. Besonders nicht in jenem Falle, wo die Substanzen verschiedene Formen durchprobieren.

artigsten Substanzen, wie z. B. die Lösung verschiedener Salze in Wasser darstellt, gleichartige Moleküle sich suchen und finden, um dann vereinigt feste Gestalt anzunehmen, und als einheitliche reine Krystalle zu Boden zu sinken, das erscheint mir heute noch ebenso sehr als ein Wunder, wie an jenem Tage, da ich vor mehr als dreißig Jahren den ersten Alaunkrystall vor meinem entzückten Auge emporsprossen sah. Seit jener Zeit habe ich täglich Krystallisationsvorgänge vor mir sich abspielen sehen, aber heute noch kann ich wie damals minutenlang voll Bewunderung zusehen, wenn in einer krystallisierenden Mischung die Prismen und Säulen emporstießen und wachsen und in kurzer Zeit gleichsam aus Nichts vor mir ein Märchengebilde entsteht¹⁾.“ Hier ist also voll und ganz das Wunder anerkannt. Ich brauche wohl nicht mehr die Parallelen für diese chemischen und Krystallisations-Prozesse schärfer auszuführen, sie ergeben sich aus der Darstellung. Das Durcheinandergreifen der Kräfte tritt auf beiden Gebieten deutlich zu Tage. Der einzige Unterschied liegt nur darin, daß die Krystallisation eintritt, wenn die chemischen Prozesse ihren Abschluß gefunden haben, sich also Gleichartiges zusammenfindet, und daß das Wirkungsfeld im letzteren Falle ein größeres ist, bei welchem das Erstaunen sonderbarerweise erst anhebt.

Es giebt da noch eine große Zahl solcher Wunderbarkeiten, so z. B. jene Erscheinung, daß eine bestimmte Substanz nur solange eine stabile Krystallform besitzt, bis eine andere desselben Stoffes hinzutritt, und sei es nur ein Körnchen. Dessen Umgebung verflüssigt sich, um dann sofort in eine neue Form überzugehen, d. h. das Körnchen wächst und wächst solange, bis die ganze Masse verflüssigt war und nun in dieser neuen zugefügten Form sich dem erstaunten Auge darbietet. Aber vom Grunde und dem Werdeprozesse hat selbstverständlich der Zuschauer nichts erkannt. Er sieht nur die Oberfläche; und wenn er den Krystall zu Pulver zermalmen würde, — nur Oberflächen nähme er wahr, — nur Flächen werfen das Licht in seine Augen. Man beachte also wohl, daß hier das Operationsfeld nicht eine Flüssigkeit bildet, sondern daß ein kleines Korn in die trockene Umgebung eingreift und sie zurück durch die flüssige Form in eine neue feste Form überleitet.

Die magischen Vorgänge sind, wie gesagt, in der Tiefe aller Lebens-

¹⁾ Prometheus Nr. 255, 1894, p. 749.

prozesse vorhanden; nur liegt das Operationsfeld nicht mehr in speziellen Organen wie z. B. Gehirn, Niere oder Uterus, sondern umfaßt zunächst den ganzen Körper (z. B. Verwundungen mit rapiden Heilprozessen bei Delirien) und sie zeigen sich dann bei weiterer Vertiefung in immer größerer Ausdehnung. Bei allen bezüglichen Phänomenen ergiebt sich der Beharrungscharakter, aus welchem sich auch Vergangenheit und Zukunft darstellen lassen, wobei die Zeitgröße ebensowenig eine Rolle spielt wie in der Ontogenese und im Traume. Du Prel hat diesen gemeinsamen Grundzug betreffs der Zeit in seinen älteren Werken eingehend behandelt.

Es kann also wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, wo meiner Ansicht nach der Okkultismus beginnt und aufhört. Zunächst müssen wir uns über Materie und Kräfte, über die Wunderhaftigkeit der uns umgebenden Natur völlig klar sein. Dann wird uns auch verständlich, daß niemals technische Fortschritte zur Erklärung okkulten Vorgänge herangezogen werden können, daß unsere und die transzendente Technik sich völlig unterscheiden, da die Dispositionen verschiedene Grundlagen besitzen. Wir sehen dann ein, daß die wahrgenommenen okkultistischen Phänomene nur die diesseitigen Effekte beim Abflusse eines okkulten Vorganges sind, der, wie es das Wort ausdrückt, sich unserer Wahrnehmung verbirgt.

Der Gedankengang in diesem Aufsatze nahm seinen Anfang in der Betrachtung über die Kräfte. Dabei war die Grundlage der Materie als ein Komplex von Kraftlinien angesehen, welche letztere sich erst dann im phänomenalen Sinne äußern, wenn sie die Grundlage verlassen, resp. in dieser ihre Aufnahme finden. Daraus ergab sich, daß die Emissions- und Absorptionspunkte die Grenzstellen zwischen dem Diesseits und Jenseits eines Strahles bilden, und daß auf das Jenseits, in welchem die Wechselwirkung von Kraftgruppen nicht erforderlich ist, aus den Veränderungen jener phänomenal werdenden Kraftgrößen geschlossen werden kann. Die Wissenschaft, welche sich mit der Theorie über die jenseitigen Veränderungen und ihre diesseitigen Folgen zu befassen hat, ist als Okkultismus bezeichnet. Der Gedankengang endete mit dem Hinweis, daß wir überhaupt in einer Wunderwelt leben. — Somit ist der Okkultismus auf alle Gebiete des menschlichen Wissens auszudehnen. Er stellt eine tiefer greifende Wissenschaft dar, deren eklatanteste Grundlagen in der Biologie, jedoch in erster Linie in der Magie zu suchen sind. Dabei ist Magie im

alten Sinne gesetzt, bei welcher ebenfalls zu unterscheiden ist zwischen der „weißen“ Magie, welche die aufbauende, synthetische, formende Linie enthält, und der „schwarzen“ Magie, welche den analytischen, lösenden, zerstörenden Charakter besitzt, wenn sie auch zugleich mit der Analyse an anderer Stelle eine Synthese bewirkt wie z. B. im Vampyrismus¹⁾. Die Magie ist die transzendente Technik, deren Grundlagen dem denkenden Geiste in Hypothesen bewußt werden dürften, wie wir ja auch in vielen Fällen Organprojektionen vollzogen haben, die uns erst später als solche aufgefallen sind, und welche die natürliche Tiefe unseres Wesens verraten. In halb tageswachem, halb unbewußtem Zustande sind sicher auch mathematische Spekulationen möglich gewesen, für deren Prüfung im Hinblick auf eine transzendente Technik uns gleichzeitig eine hochentwickelte exakte Wissenschaft wie eine freiere Weltanschauung befähigen wird. Hoffen wir, daß in nicht zu ferner Zeit das Denken so weit von Vorurteilen befreit sein wird, daß bei den tiefergehenden Diskussionen über das gehäufte exakte Thatfachenmaterial (deren sich die Energetik zur Zeit schon befleißigt) auch die Heranziehung von Dingen gestattet wird, an deren Bekanntgabe und logischer Verknüpfung du Prel in vorzüglicher Weise beteiligt gewesen ist.

¹⁾ Paracelsus soll eine gleichsinnige Scheidung getroffen haben.

Untersuchungen ausländischer Gelehrter über gewisse Traumphänomene.

Besprochen

von

Dr. Richard Wedel.

I.

Proceedings of the Society for psychical Research. Bd. 6 § 436—660.

In den letzten Jahren hat ein Medium aus Boston, Frau Piper, viel von sich reden gemacht. Die Dame gerät in jenen abnormen Schlafzustand, welcher als Trance bezeichnet wird, und giebt in demselben mit veränderter Stimme den Anwesenden allerlei Aufschlüsse, die sie zum großen Teile nicht wohl auf die gewöhnliche Weise kann in Erfahrung gebracht haben. In Amerika hatten verschiedene Gelehrte diese ihre supranormalen Fähigkeiten untersucht, so Professor William James und Dr. Richard Hodgson. Im Winter 1889/90 kam sie nach England und wurde dort von den Mitgliedern der Society for psychical research¹⁾, Prof. Oliver Lodge, Dr. Walter Leaf und Herrn Myers geprüft. Letzterer sagt, daß sie alle drei in der Hauptsache ihres Urtheiles übereinstimmen; aber in der heikeln und interessanten Frage über den Ursprung der Trance-Außerungen konnten sie sich nicht einigen. Sie waren nur darin derselben Ansicht, daß Kenntnisse dargelegt wurden, die von einer Intelligenz in supranormaler Weise erworben worden waren. „Das Studium von solchen Trance-Außerungen“ — sagt Myers — „erscheint auf den ersten Blick

¹⁾ Wir wenden im Folgenden für diese Gesellschaft die übliche Abkürzung S. P. R. an.

unerquicklich, da echte und angebliche Trance-Außerungen zu manchem bewußten und unbewußten Betrüge benützt worden sind. Aber wie die physischen und psychischen Phänomene der Hysterie, — die man lange als einen bloßen Wust von Schwindeleien verworfen hatte, — jetzt mit genügender Sicherheit gegen Täuschungen und mit sehr lohnendem Resultate untersucht werden, so kann man jetzt auch daran gehen, diese Außerungen in rationeller Weise zu studieren, dank dem Fortschritte, welcher dem Verständnisse der automatischen Phänomene seitens englischer und französischer Gelehrter entgegengebracht worden ist.

Obgleich solche Trance-Außerungen häufig bei hysterischen Personen auftreten, sind sie doch nicht notwendig mit Hysterie verbunden. Auch haben wir keinen ausreichenden Grund, sie an und für sich krankhaft zu nennen, obwohl eine maßlose Wiederholung derselben in krankhafte Zustände führen mag. Alles, was man mit gutem Gewissen sagen kann, ist, daß wir es hier mit einer Art von Automatismus zu thun haben, und daß die Vorkommnisse in das große Gebiet jener Phänomene gehören, welche bei gesunden Personen vorkommen, ohne in das normale tagwache Bewußtsein einzutreten oder an der gewöhnlichen Kette des Gedächtnisses teilzunehmen.“

Die englischen Gelehrten haben den Automatismus in einen aktiven und passiven eingeteilt; der aktive besteht aus Phänomenen wie automatisches Schreiben und Trance-Reden, der passive aus Hallucinationen der verschiedenen Sinne. Man kann ihn aktiv nennen, wenn er ein motorisches Organ betrifft, passiv, wenn er ein Organ der Empfindung in Thätigkeit setzt. Der ursprüngliche Reiz kann für beide der nämliche sein.

„Wie man diese Trance-Reden auch deuten mag, es handelt sich dabei um ein seltenes und merkwürdiges Phänomen. Es ist ein Beispiel für jene extreme Art von Automatismus, wo das Auftauchen gewisser Strata aus dem Unbewußten nicht bloß lokal bleibt, sondern sich so zu sagen über die ganze psychische Area erstreckt, wo das zweite Bewußtsein nicht bloß hier und dort durch das erste hindurchleuchtet, sondern dasselbe für eine gewisse Zeit vollkommen ersetzt, kurz, wo die ganze Persönlichkeit einem intermittierenden Wechsel unterworfen zu sein scheint.“

Solche ausgesprochenen Fälle von Persönlichkeitswechsel sind sonst nur im hypnotischen Schlafe oder in Folge von Störungen und Verletzungen des Gehirnes beobachtet worden. Die professionellen Trance-

Medien, die Myers bisher zu untersuchen die Gelegenheit gehabt hatte, konnten nicht ernst genommen werden. Anders Frau P., welche, wie gesagt, schon amerikanische Gelehrte von Ruf untersucht hatten.

Als sie auf Wunsch der S. P. R. nach England kam, wurde sie von Prof. Lodge zu Liverpool an der Landungsbrücke empfangen und nach Cambridge gebracht, wo sie mit ihren kleinen Kindern zuerst bei Herrn Myers wohnte. Eine Dienerin wurde ihr von der Gesellschaft gemietet. Herr M. wählte nun zu den Sitzungen die Teilnehmer selber aus, und zwar meist, wie sie ihm der Zufall von seinen Bekannten in die Hände führte. Fast immer stellte er sie der Dame unter falschen Namen vor, und manchmal brachte er sie überhaupt erst nach Beginn des Trance-Zustandes.

Myers glaubt, das Urteil aller derer, welche mit dem Medium experimentiert haben, dürfte darin übereinstimmen, daß 1. viele der von ihr berichteten Thatfachen selbst von einem geübten Detektiv nicht hätten herausgebracht werden können, daß 2. es bei anderen wohl möglich gewesen wäre, sie in Erfahrung zu bringen, aber nur durch einen Aufwand von Zeit und Geld, den man vernünftigerweise bei Frau P. nicht annehmen kann, und daß 3. ihr ganzes Benehmen niemals Grund zum leisesten Verdachte gegeben hat. Wenige Menschen sind so lange und genau beobachtet worden, und wohl auf alle Beobachter hat sie den Eindruck gemacht, als sei sie durchaus aufrichtig, offen und ehrlich.

Es folgt nun der bedeutend eingehendere

Bericht von Professor Oliver Lodge.

Er beginnt: „Auf Wunsch des Herrn Myers beteiligte ich mich bei der Untersuchung eines Falles von scheinbarem Hellssehen.

Es ist der Fall von einer Dame, die in einen Trance-Zustand zu geraten scheint, wenn sie unter günstigen Umständen den Wunsch dazu hegt, und in diesem Zustande spricht sie fließend in einer Weise und mit einer Stimme, die von ihrer gewöhnlichen Weise und Stimme gänzlich abweichen, über Dinge, die sie vorher nicht erfahren hatte.

Was sie in diesem ungewöhnlichen Zustande sagt, bezieht sich auf lebende oder tote Verwandte oder Freunde von Anwesenden; über diese vermag sie sich zu unterhalten und scheint mehr oder minder vertraut mit ihnen zu sein.

Durch Einführung von unbekannten Fremden und durch genaues

Ausfragen meinerseits habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß sie viele von den Auskünften, die sie in diesen Trance-Zuständen erteilt, nicht auf gewöhnliche alltägliche Art und Weise erworben haben kann, sondern daß sie außergewöhnliche Mittel hat, um gewisse Dinge in Erfahrung zu bringen. Die Thatfachen, über die sie redet, sind meistens einer anwesenden Person bekannt, obgleich dieselbe augenblicklich nicht daran zu denken braucht. Gelegentlich hat sie auch Dinge erzählt, die sich erst später als wahr herausgestellt haben, und die, wie die Betreffenden versichert haben, ihnen niemals bekannt gewesen sind, das will heißen, daß sie keine Spur in dem tagwachen Bewußtsein einer anwesenden oder in der Nachbarschaft befindlichen Person hinterlassen haben, und daß diese überhaupt schwerlich je etwas davon gewußt hat.

Auch ist die Dame fähig, Krankheiten in diesem Zustande zu diagnostizieren, oder die Eigentümer bezw. verstorbenen Eigentümer irgend eines herbeigebrachten Gegenstandes zu beschreiben, und zwar unter Umständen, welche die Anwendung einer bekannten Methode ausschließen.

Mitten in diesem Hellsehen kommen oft Mißverständnisse und verwirrte Berichte vor, die wenig oder gar keinen Sinn und keine Bedeutung haben.

Ueber die besonderen Mittel, durch welche sie diese verschiedenen Informationen erhält, läßt sich nichts mit Bestimmtheit sagen und auch kein Schluß ziehen. Mit Sicherheit kann ich nur behaupten, daß es nicht auf die gewöhnliche der Physik bekannte Art und Weise geschieht.“

Lodge, der 22 Sitzungen mit der Dame hatte, holte sie, wie gesagt, am Landungsstege in Liverpool ab und geleitete sie an ihren vorläufigen Bestimmungsort. Bei dieser Gelegenheit diskutiert er die Frage eines etwaigen absichtlichen Betruges, die ja am nächsten liegt und kommt zu dem Schlusse, daß

1. Frau P.s ganze Haltung nicht nach Betrug aussieht,
2. daß, selbst wenn man den Betrug annimmt, sich dadurch die Thatfachen nicht erklären lassen.

Schwindel konnte auf folgende Weise verübt werden:

1. Nachforschung durch bezahlte Agenten.
2. Nachforschung durch Korrespondenz.
3. Ausfragen von Dienern und Kindern.

4. Durchstöbern von Familienbibeln.
5. Durchstudieren von Photographiealbums.
6. Benützung von Adreßbüchern und Biographien.
7. Nächtliches Umherschleichen im Hause mit Nachschlüsseln.
8. Bestechung der Dienerschaft, die Teilnehmer zu nennen.

Dazu bemerkt Lodge:

1. Frau P.'s Korrespondenz war klein, ungefähr drei Briefe in der Woche, auch wenn sie von ihren Kindern getrennt war. Die geschlossenen Briefe gingen fast ausnahmslos durch meine Hände, oft auch mit ihrer Erlaubnis die geöffneten.

2. Die Dienerschaft hatte zufällig kurz vor Frau P.'s Ankunft völlig gewechselt und war durch ein gewöhnliches Gesindebureau gemietet worden. Sie wußten nichts über Familienverhältnisse und konnten auch gegen Entgelt keine Auskunft geben. Es wurde die geistreiche Vermutung aufgestellt, es seien ihre Spione gewesen. Da ich die Umstände genau kenne, will ich mich hier begnügen, zu versichern, daß sie keinerlei Beziehungen zu ihr hatten.

3. Photographiealbums und Familienbibeln waren am Tage nach ihrer Ankunft verschlossen worden. Das hätte früher geschehen sollen. Es ist augenscheinlich ein schwacher Punkt; aber wie so oft, sieht die Sache schlimmer aus als sie ist. Die wichtigsten Bücher waren in meinem Studierzimmer, welches sie nicht vor der ersten Sitzung betrat. Am besten ist es, wenn wir annehmen, sie mag nach allem im Hause herum geschaut haben.

4. Um ein besseres Zeugnis ablegen zu können, erbat ich mir ihre Erlaubnis, ihr Gepäck durchsuchen zu dürfen und that es sofort. Biographische Skizzen und Adreßbücher waren nicht vorhanden. Ich fand überhaupt kaum Bücher.

5. Das älteste Kind im Hause war 9 Jahre alt, und wir wußten recht gut, wie weit seine Kenntnis von den häuslichen Angelegenheiten ging. Meine Gattin war sehr skeptisch und nahm sich mit ihren Äußerungen sehr in acht: und obschon es sich gelegentlich nicht vermeiden ließ, daß man sich vergaß, — und leider bei ein oder zwei recht bedauerlichen Punkten, — so haben wir doch dies alles sofort notiert.

6. Dester kamen fremde Teilnehmer um 11 Uhr morgens und ich führte sie sofort in das Sitzungszimmer; gleich darauf wurden sie der Frau P. unter falschen Namen vorgestellt.

7) Gelegentlich, wenn der Teilnehmer zur Abend Sitzung kam, und zuvor mit uns speiste, konnten uns die wirklichen Namen entschlüpfen. Aber auch dann würde, wie mir scheint, ein wunderbares und ganz unmögliches Gedächtnis dazu gehören, aus der riesigen Masse von Thatfachen, die sie vorher (nach einer Hypothese, die sich als unmöglich erwies) aufgestöbert und für meine und vieler anderen Leute Sitzungen in der Erinnerung aufgespeichert haben müßte, die für den Anwesenden geeigneten herauszusuchen und der Gelegenheit anzupassen.

8) Die ganze Haltung Frau P.'s war natürlich, diskret, feingebildet und offen. — Ihr ganzes Betragen machte auf alle, die mit ihr näher bekannt wurden, den Eindruck, daß sie über jeden Verdacht erhaben sei.

9) Der Schlafzustand ist nach meinem Dafürhalten echt. Oft wenigstens hat sie sich gegen Nadelstiche unempfindlich gezeigt und ihr Puls schien, soweit ich es beurteilen kann, nicht unter der Kontrolle des Willens. An der Echtheit des Trancezustandes habe ich nicht den leisesten Zweifel, und gehe nur deshalb nicht näher darauf ein, weil dies in das Gebiet der medizinischen Zeugen gehört.

Da aber ein absichtlicher Schwindel nicht in Frage kommt, und wenigstens eine Verdoppelung der Persönlichkeit angenommen werden muß, so wäre die nächstliegende Hypothese nunmehr die, daß ihre Traum-Persönlichkeit die Erfahrungen verwertet, die sie im Wachen erworben hat, und ohne die gewöhnliche Anstrengung der Erinnerung nacherzählt, was sie im subliminalen Bewußtsein findet."

Die interessante Frage, ob die Traumpersönlichkeit vom supraliminalen Bewußtsein unabhängig ist, vermag L. auf Grund seiner Erfahrungen weder zu bejahen noch zu verneinen; doch hat es den Anschein, daß es keinen Einfluß auf jene Traumpersönlichkeit hat, ob die wachende Frau P. etwas weiß oder nicht.

Diese Persönlichkeit nun unterscheidet sich völlig von Frau P., und zwar nicht etwa so, daß durch sie einige spezifische Charakterzüge derselben isoliert würden. Wenn man sie fragt, wer sie sei, so behauptet sie, ein verstorbener französischer Arzt, Dr. Phinuit, zu sein. Merkwürdig aber nun ist, daß dieser Franzose sein Französisch gänzlich vergessen hat, dagegen fließend englisch redet. Auffällig dagegen ist wieder auf der anderen Seite, daß er oft verblüffend richtige ärztliche Diagnosen stellt. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß er nun un-

fehlbar wäre; er ist das so wenig wie irgend ein lebender Arzt. Nun müssen wir die weitere Frage stellen, ob nicht durch geschicktes Ausforschen seitens dieser Phinuit-Persönlichkeit Informationen eingeholt und später bei gegebener Gelegenheit verwertet werden. Dieser Punkt muß ernstlich in's Auge gefaßt werden. In der That nämlich pflegt diese Persönlichkeit bei gewissen Anlässen durch geschickte Fragen u. den Teilnehmer ganz offenbar auszuholen. Aber das geschieht nur dann, wenn es den Anschein hat, als ob die anderen Quellen der Erkenntnis gelegentlich versiegt wären. Und zwar besonders dann, wenn Frau P. ermüdet oder unwohl ist. In diesem Falle vor allem scheint es für die Phinuit-Persönlichkeit außerordentlich schwer, auf die andere Weise einige Informationen zu erlangen. Dann erzählt sie wohl bisweilen alte Thatfachen, die sie schon vor längerer Zeit angegeben hat. Ihr Gedächtnis ist zwar nicht unfehlbar, aber außerordentlich leistungsfähig. Es scheint, als ob sie nicht schweigen könne. Sie muß vielleicht immerzu reden, weil sonst der Schlafzustand unterbrochen wird. Und das geschieht auch dann, wenn offenbar die Gelegenheit zur Erlangung guter Auskünfte gering ist. Oft ist eine halbe Stunde und darüber mit werlosem Gewäsche dahin gegangen, bis auf einmal wertvolle Fakta gebracht wurden. Doch waren dies die Ausnahmen. In der Regel war das Verhältnis zwischen Brauchbarem und Unbrauchbarem gerade umgekehrt.

Lodge ist im Muskellesen gut bewandert und hat daher auch diese Möglichkeit zur Erklärung in's Auge gefaßt. Aber auch sie ist nicht stichhaltig, denn obgleich das Medium gerne jemanden bei der Hand hält, so kamen doch auch sehr günstige Informationen zu Zeiten, wo sie niemanden hielt. Besonders war es der Fall, wenn sie Gegenstände von Verstorbenen oder Abwesenden in der Hand hatte. Wenn wir alle diese Hypothesen berücksichtigen, so können wir doch nur einen kleinen Teil der Thatfachen mit ihnen erklären. Hinfällig werden sie bei medizinischen Diagnosen, die später von einem praktischen Arzte bestätigt wurden. Hinfällig werden sie ferner, wenn einem vorsichtigen und schweigsamen Teilnehmer eingehende Berichte mit Namen und Nebenumständen gegeben wurden. Hinfällig werden sie schließlich bei der Erwähnung von Thatfachen, die gar nicht im supraliminalen Bewußtsein der Teilnehmer waren.

Man müßte nun die Hypothese der Gedankenübertragung ins Auge fassen. Lodge betont hier ausdrücklich, daß nach seinem Dafür-

halten diese eine experimentell erwiesene Thatfache sei. Er hält sie für ebenso gut begründet, wie irgend ein seltener auftretendes Phänomen, welches man im Laboratorium hie und da beobachtet.

Im Falle Phinuit nun handelt es sich hauptsächlich um Erscheinungen dieser Art, und L. zögert nicht, für sie die Telepathie als die relativ alltäglichste Erklärung zu bezeichnen, zu der man seine Zuflucht nehmen könne. Und für diejenigen, welche bisher noch nicht Gelegenheit gehabt hatten, diese Aktion direkt von Geist zu Geist zu studieren, und ihr daher skeptisch gegenüber stehen, können gerade diese Untersuchungen eine gute Basis zum Studium bilden. Aber in einem Punkte unterscheiden sich diese Phinuit-Phänomene von der gewöhnlichen Gedankenübertragung: Während bei dieser nur ein verschwommenes Bild vom Agenten zum Percipienten übergeht, findet in unserm Falle ein klares bis in die kleinsten Einzelheiten gehendes Erkennen statt. Und doch ist dabei nichts Wunderbares, denn das Gelingen eines telepathischen Experimentes setzt völlige geistige Passivität seitens des Percipienten voraus, und diese liefert offenbar der Schlafzustand.

Die Sache hat nur eine Schwierigkeit. Experimentell erwiesen ist bloß diejenige Telepathie, bei welcher der Wille des Agenten sich entschieden und bewußt auf den zu übertragenden Gegenstand richtet, während hier eine Uebertragung aus den unbewußten oder halb-bewußten Schichten des Gedächtnisses angenommen werden muß; denn mit Vorliebe redet die Phinuit-Persönlichkeit von solchen Dingen, welche nicht im Augenblicke im supraliminalen Bewußtsein des hypothetischen Agenten sind. Es hat fast den Anschein, als ob eine gewisse Polarität vorhanden wäre, und ein Faktum nur entweder in der supra- oder in der subliminalen Schichte des Gedächtnisses gleichzeitig vorhanden sein kann, nicht aber in beiden zugleich, denn jene Phinuit-Persönlichkeit vermag oft das nicht zu entziffern, was gerade im Vorstellungsinhalte des Anwesenden lebhaft vertreten ist, und sie scheint geradezu denselben durch scheinbar sinnlose Fragen von dem Gegenstande abzulenken, um dann die Antwort zu erteilen, wenn derselbe wieder unter die trennende Schwellung der Erinnerung hinabgesunken ist.

Ich will jetzt einige interessante Fälle erwähnen, die L. in seinem Berichte giebt. Ein Lektor der Nationalökonomie am Universitäts-College zu Liverpool, Herr Gonner, führte sich unter dem Namen

eines Herrn Mc. Gunn, eines seiner Kollegen ein, in der Hoffnung, das Medium, falls es schwindele, zu mystifizieren. Er erhielt trotzdem sehr gute Auskünfte über seine Verwandten, insbesondere über seine noch lebende Mutter, von welcher er ein Buch in die Sitzung mitgebracht hatte. Ueberhaupt schien ihr Einfluß, vielleicht infolge der Anwesenheit dieses Buches, ein sehr starker zu sein. So erhielt er Nachrichten über den Tod eines vor seiner Geburt verunglückten Oheims. Dies Ereignis hatte seine Mutter derart erschreckt, daß sie bettlägerig geworden war.

Ein andermal forderte die Phinuit-Personlichkeit die Anwesenden auf, an einen ihnen leidlich gut bekannten Herrn in Liverpool zu schreiben und Nachrichten von einem verstorbenen Sohne zu geben, der durch ihn (Phinuit) die Botschaft ausrichten lasse. Nun war niemanden unter den Teilnehmern etwas vom Tode des jungen Mannes bekannt. Nichtsdestoweniger wurde die Thatsache durch Anfrage bestätigt.

Zu diesen und ähnlichen Fällen bemerkt Lodge:

„Wenn hier überhaupt Gedankenübertragung vorlag, so müßte es eine überraschend lebendige Gedankenübertragung gewesen sein und ein sehr wertvolles Beweismittel bieten, vorausgesetzt, daß hiermit der Fall richtig erklärt ist. Aber ich war zweifelhaft, ob es die rechte Erklärung war. Man darf seine Augen nicht vor der Möglichkeit verschließen, daß man bei Verfolgung einer Lieblingshypothese schließlich doch auf dem Holzwege sein kann.

Eine bekannte Hypothese muß so weit wie irgend möglich angewendet werden, bevor man eine unbekannte annehmen darf. Und in der That, dies letzte bekannte Glied der Kausalität fahren zu lassen als zu schwach, um das wachsende Gewicht der Thatsachen zu tragen, das war ein Schritt, zu dem man sich nur ungern entschließen konnte. Und trotzdem stiegen mir ernste Zweifel daran auf, ob es wirklich zur Erklärung ausreiche.

Wir und anderen wurden manchmal Dinge erzählt, die unserm bewußten Denken zumeist so gänzlich fremd erschienen, daß sie sich anfangs gar nicht als wahr und verständlich erkennen ließen, und deren Bedeutung erst allmählich oder durch eine nachfolgende Erklärung verständlich wurde.

Aber eine ähnliche Erfahrung machen wir in unseren Träumen; man ist manchmal überrascht über die Wendung, die eine Traum-

unterhaltung nimmt, und hat auch gelegentlich das Gefühl, daß man etwas Neues erfährt. Daher hat dies Argument für sich allein nicht viel Gewicht.“

Diese und ähnliche Fälle veranlaßten L. folgendes Experiment anzustellen: Er nahm aus einigen beweglichen Kinderalphabeten eine Anzahl Buchstaben heraus und verschloß sie in einem Kästchen, ohne sie vorher anzusehen. Darauf ersuchte er die Phinuit-Persönlichkeit zu mehreren Malen, ihm dieselben anzugeben. Diese that es und nannte bei jedem Versuche die nämlichen. Aber aus der großen Zahl waren nur zwei richtig. Das Resultat war ein negatives. — Er sagt hierzu:

„Dies Experiment veranlaßte mich lebhaft, in irgend einer Art von Gedankenübertragung die Erklärung zu suchen, einem Vorgange, den wir nicht mit der unbekannten und vagen Region des Hellsehens zusammenwerfen dürfen. Konnten die Buchstaben selber direkt erkannt werden, so kam nichts darauf an, ob dieselben irgend einem Gedächtnisse bekannt waren. Wenn die Intelligenz aber nur in einem Gedächtnisse lesen konnte, dann war es Bedingung, daß irgendwer die Buchstaben kennen mußte. Ich will nun damit nicht sagen, daß es anginge, auf ein negatives Resultat hin einen Schluß zu basieren. Es ist ein Experiment, das ich wieder und wieder angestellt wissen möchte, obgleich Phinuit sich nicht viel daraus macht und behauptet, daß es ihn anstrengt. Wäre das Experiment gelungen, so würde es das Hellsehen bewiesen haben, was dieses auch bedeuten möge. Ich für meine Person vermag seine Bedeutung nicht zu erfassen¹⁾. Mir scheint es eine gewaltsame Hypothese und eine letzte Zuflucht, zu der ich mich nicht hingetrieben fühle.“

So versuchte denn L. auf andere Weise Kenntnis von Dingen zu erhalten, die nicht in seiner Erinnerung sein konnten. Aus seiner Familie lebten noch drei Oheime. Mehrere andere waren gestorben. Letztere, mit welchen die Phinuit-Persönlichkeit zu verkehren behauptete, wurden nun aufgefordert, Vorfälle aus ihrer Jugend zu erzählen, die dem Experimentierenden unbekannt sein mußten. Er erhielt eine ganze Anzahl von Daten, von denen er mehrere durch das Zeugnis der noch lebenden alten Männer bestätigt erhielt. Bei vielen anderen aber versagte ihre Erinnerung, so daß vielleicht ebensoviele Irrtümer wie Wahr-

¹⁾ Lodge schrieb dies vor Entdeckung der X-Strahlen.

heiten darunter sind. Also auch hier keine entscheidende Antwort auf die Frage des Experimentators.

Folgender Fall endlich sollte ihm ein wertvolles Glied für einen Beweis liefern. Er erhielt eine Uhrkette und legte sie der Phinuit-Persönlichkeit vor, welche dieselbe auch mit ihrem früheren jetzt verstorbenen Besitzer in Verbindung brachte und dessen Namen nannte. Dieser Verstorbene war L. bekannt, aber nicht allzugut. Er forderte nun den angeblichen Verstorbenen auf, möglichst viel aus seinem Leben zu erzählen. Dieser that es, — natürlich durch Phinuits Vermittelung — und L. erhielt auf diese Weise ein schönes Thatachenmaterial, von dem ihm allerdings nur ein ganz kleiner Bruchteil bekannt war. Diesen aber mußte er als wahr bestätigen. Er schrieb nun an den Sohn des Toten, der irgendwo in Afrika lebte und erhielt nach entsprechender Zeit Antwort von ihm. „Sie ist klar und bedeutungsvoll“, sagt L. „Sie erkennt die Richtigkeit aller der Dinge an, die ich kannte, und die totale Unrichtigkeit aller mir unbekannten. Was also diese Serie von Thatachen anbelangt, so wird durch sie die Hypothese von der direkt durch Gedankenübertragung erlangten Information bedeutend gestärkt.“

„Darin also“ — meint L. — „ist das Experiment entscheidend, obwohl es etwas rasch gehandelt wäre, wenn man den Schluß allzu sehr verallgemeinern wollte. Man denke, daß ich in dem meinen Oheim betreffenden Falle Thatachen konstatieren konnte, die mir ganz unbekannt waren.“

Aber freilich ist hier der Unterschied, daß es sich bei mir um Verwandte handelt, und obgleich einige der Ereignisse stattgefunden hatten, fast ehe mein Vater geboren war, kann er doch in seiner Kindheit einiges Gerede darüber gehört haben. Daß ich selber etwas davon erfahren hatte, ist schon viel unwahrscheinlicher, weil zu viel Zeit darüber vergangen war und aus anderen Gründen. Aber die bloße Möglichkeit kann schwerlich geleugnet werden, wenn es sich um Familienereignisse obgleich aus einer älteren Generation handelt.“

Schließlich versuchte ein Bekannter L.'s, Herr Gonner, in einer Sitzung zu erfahren, was seine Mutter zur gleichen Zeit in London that; er erhielt einige sehr merkwürdige Auskünfte über Einzelheiten, aber nichts über die Hauptsache. Jedenfalls erscheint in diesem Falle ein zufälliges Erraten nicht ausgeschlossen.

L. kommt natürlich bei der Diskussion der Phänomene auch auf

die spiritistische Hypothese zu sprechen. Er sagt darüber: „Beim ersten oberflächlichen Blicke bietet sich die spiritistische Hypothese von selber, und da für gewöhnlich die Trance-Persönlichkeit sich in diesem Sinne ausdrückt, ist es unmöglich, eine befriedigende Reihe von Sitzungen abzuhalten oder auch nur getrenn darüber zu berichten, ohne die spiritistische Terminologie anzuwenden; aber ich fühle mich nicht kompetent, eine Meinung darüber auszudrücken, ob sie uns wirklich zu einer Erklärung der Phänomene verhilft, oder ob sie auch nur einer wissenschaftlichen Prüfung und Konstatierung fähig ist.

Es ist schon ein erstaunliches Ding, in die Wissenschaft der kürzlich festgestellte Thatsache einer außerordentlichen und anscheinend direkten Aktion zwischen Geist und Geist einzuführen, wie viel erstaunlicher muß eine Aktion ohne Körper erscheinen.

Und auch, wenn eine derartige Hypothese zugegeben wäre, kann ich nicht einsehen, daß sie alle Thatsachen erklären sollte, nicht diese zuletzt erwähnten wenigstens, auch nicht Phinuit's Geschicklichkeit im Erklären von Krankheiten und gleichzeitigen Geschehnissen. Gedankenübertragung ist hier besser am Platze, aber auch nicht überall.

Wenn wir die gewöhnliche Gedankenübertragung als unzureichend verwerfen, so scheint es, als ob wir direktes Hellsehen zugeben und annehmen müßten, daß in diesem Schlafzustande eine Person fähig ist, eine Region zu betreten, wo man die verschiedenartigsten Informationen mit Leichtigkeit erhalten kann, wo z. B. Zeit und Raum nicht existieren, so daß alles, was sich fern und nah, vor kurzer oder langer Zeit ereignet hat, gesehen, gehört und beschrieben werden kann. . . . Briefe z. B., die in einer Schachtel verschlossen sind, könnten nach dieser Hypothese gelesen werden, indem man auf die Zeit zurückgreift, ehe sie hineingelegt wurden, oder wenn wir die Möglichkeit, in die Zukunft zu schauen, annehmen wollen, indem man auf den Punkt vorausblickt, wo sie herausgenommen werden. Eine vierte Raumdimension hilft bekanntlich über diese Schwierigkeiten hinweg; und eine allgegenwärtige Zeit hat eine sehr große Ähnlichkeit mit einer vierten Dimension.

Dann müßte man annehmen, daß solche alte Geschichten, wie die von meinem Onkel erzählten, gar nicht von ihm oder durch seine Mitwirkung berichtet würden, sondern bloß von Frau P., welche in ihrem Traumzustande die Vergangenheit direkt erblickt.

Ich sehe keine Möglichkeit, um eine so elastische Hypothese herum-

zukommen. Sie würde alles und jedes erklären; aber könnte man nicht ebenso gut Allwissenheit annehmen und sie als Erklärungsgrund setzen? Es ist sehr schön, wenn wir von Hellsehen reden, aber dieser Begriff erheischt ebenso gut eine Erklärung.

Zweifellos hat Frau P. in ihren Schlafzuständen Verbindung mit gewissen abnormen Quellen der Information und vermag während derselben, zeitlich und räumlich entlegene Ereignisse zu erkennen. Aber die Frage bleibt, wie sie dieselben erkennt. Geschieht es dadurch, daß sie die Zeit stromaufwärts zurückverfolgt und so eine Zeugin von Vorfällen wird, als sie sich ereigneten, oder geschieht es durch Information von den noch lebenden daran Beteiligten, die sich dunkel daran erinnern und sie ihr übermitteln, oder geschieht es durch den Einfluß der zur Zeit anders beschäftigten Intellekte, die aber ganze Warenlager von vergessenen Informationen in ihren Gehirnen aufgespeichert haben und sie unbewußt einer derart eingeschlafenen Person zur Verfügung stellen, oder geschieht es durch zeitweiliges Zurückfallen in einen Universalgeist (Telephonanschluß ans Absolute, Hartmann), von dem alle gewöhnlichen Bewußtseinszentren der Vergangenheit und Gegenwart nur Teile sind? Ich weiß nicht, welches die am wenigsten extravagante Annahme ist. Möglicherweise wird einmal eine einfachere Hypothese gefunden als die hier genannten und die von der deutschen Psychologie aufgestellten; aber für den Augenblick kommt es mir so vor, als ob eine einzige Hypothese nicht alle Thatfachen decken würde. Es scheint mir vielmehr, als ob wir uns, vom praktischen Standpunkte aus betrachtet, am Eingangsthore in eine neue Wissenschaft befänden, und daß der Versuch, Erklärungen zu geben, ausgenommen in der sehr verlockenden und dehnbaren Weise, welche Thatfachen verknüpft und ein neues Feld dem Experimente ebnet, ebenso verfrüht wäre, wie für Galvani, eine Erklärung der Elektrizität zu geben oder für Copernicus, die Geseze der Meteoriten und Kometen zu bestimmen."

Soweit Lodges Bericht. Ich mußte mich hier leider auf einen kurzen Auszug beschränken, bei welchem manche gründliche und gediegene Auslassung fortblieb. Aber immerhin läßt sich schon aus dem Gegebenen erkennen, daß der englische Gelehrte sich bemüht, seinem Stoffe gerecht zu werden. Man sieht, daß er keine Lieblingshypothese auf Kosten der anderen bevorzugt und zur Geltung bringen möchte. Es kommt ihm offenbar nur auf das Eine an, die Wahrheit zu er-

forschen. Man erhält beim Lesen seines Berichtes den Eindruck, auch da, wo man mit dem Autor nicht übereinstimmt, daß die Untersuchung bei ihm in guten und zuverlässigen Händen ist.

Daß er übrigens nicht der einzige ist, zu dem man Vertrauen haben kann, zeigt der nun folgende

Bericht von Dr. Walter Leaf.

Während Frau P.'s Aufenthalt in London wurden die Sitzungen von Dr. Walter Leaf geleitet, welcher die gleichen Vorsichtsmaßregeln angiebt wie die Gelehrten in Liverpool und Cambridge und dem Charakter des Mediums das nämliche ehrenvolle Zeugnis ausstellt. Im Gegensatz von Frau P. beurteilt er die Phinuit-Persönlichkeit ebenso wie Lodge und dessen Kollegen als ein verschlagenes eiteles Wesen, welches gerne Staunen erregt und bewundert sein will, kurz es zeigt das nämliche niedere moralische Niveau, das so oft beim Tischrücken, Planchette-Schreiben und ähnlichen Kundgebungen des sekundären Selbst zu beobachten ist. Es flucht gelegentlich und gebraucht eine Sprache, die, von der der normalen Frau P. ganz abweicht. Auch Leaf entging nicht die Neigung des angeblichen französischen Arztes zu leerem Gerede, zum Ausholen der Teilnehmer, zum Raten u., wenn der andere übernormale Weg, Informationen zu erlangen, verschlossen schien. Eine andere Eigentümlichkeit desselben, die nicht gerade für seine Wahrheitsliebe oder auch nur für seine Pissigkeit spricht, und die mehrfach beobachtet wurde, ist die, daß wenn eine seiner Äußerungen korrigiert oder direkt eine Auskunft gegeben worden war, er keine Notiz davon zu nehmen schien; dagegen brachte er das so Erfahrene nach einiger Zeit wieder vor, als ob es von ihm stamme. Der Kniff ist sehr plump; da aber Phinuit seine Sache versteht, muß er ihn doch zuweilen nützlich gefunden haben.“ — Daß übrigens auch bei anderen Trancemedien diese Komödie häufig genug vorkommt, habe ich selber zu konstatieren Gelegenheit gehabt.

Wenn also Phinuit behauptet, ein Verstorbener zu sein und die Botschaften anderer zu übermitteln, so dürfen wir das nicht so ohne weiteres als wahr hinnehmen, ebensowenig, wie wir einem verlogenen Menschen auf's Wort trauen würden. Wir dürfen zu dieser Hypothese nur dann greifen, wenn uns keine andere näherliegende zur Verfügung steht. Nach Leafs Ansicht aber ist die Gedankenübertragung vollständig ausreichend.

Allerdings handelt es sich nicht um Gedankenlesen aus dem normalen Bewußtsein, sondern aus dem, was man Unterschwellenbewußtsein nennt. Mit dem, was man gewöhnlich als Gedankenlesen bezeichnet, hat es nichts zu thun, bei welchem der Agent seine Gedanken fest auf die Idee oder das Bild heften muß, das er auf den Geist des Percipienten zu übertragen sucht. Dagegen sind hier die Gedanken, welche übertragen werden, durchaus nicht die dem Teilnehmer zur Zeit am lebhaftesten vorschwebenden; die berichteten Dinge beziehen sich vielmehr auf alte halbvergeffene Thatfachen, während Versuche, die Aufmerksamkeit jener Intelligenz auf gewisse lebhaft vorschwebende Umstände zu lenken, in der Regel — man kann nicht sagen immer — mißlingen.

„Nun wissen wir allerdings noch wenig genug über das Unterbewußtsein, aber wir haben wenigstens guten Grund, anzunehmen, daß kein Eindruck, den es einmal empfangen hat, je wieder verloren geht. Das bewußte Gedächtnis giebt uns keinen Fingerzeig, über die Kapazität des Unterbewußtseins. Wir brauchen aber bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nur eine unbegrenzte Aufnahmefähigkeit des letzteren anzunehmen, und die Möglichkeit, es zu lesen, um eine Erklärung für die Reproduktion alles dessen zu finden, was irgend einmal im Bewußtsein gewesen ist. Und wer mag mit Bestimmtheit sagen, daß er z. B. nicht etwas aus den Gesprächen mit seinen Eltern gehört hat, Dinge, die er nicht verstanden hat und die selbst aus dem Bewußtsein der Eltern längst geschwunden sein mögen, falls sie noch leben und gefragt werden können? Nichts Wunderbareres liegt in der vorausgesetzten Reproduktion solcher zufälligen Erfahrung, wenn man die Gedankenübertragung einmal zugiebt, als in dem Falle, wo ein fieberndes Bauernmädchen hebräische Worte wiederholte, die sie früher einmal bei einer anderen Herrschaft gehört hatte. Nehmen wir die Botschaften, die Professor Lodge von seinem vergeblichen Oheime erhielt. Einzelne Fälle sind verblüffend genug, aber wer bürgt uns dafür, daß nicht dieser Onkel oder einer seiner Brüder dem Professor davon in seiner Kindheit erzählt hat? Dies angenommen, muß es immer in Professor Lodges Gehirn geschlummert haben, um sich von jeder Intelligenz entziffern zu lassen, welche die Fähigkeit des Lesens im Unterbewußtsein hat.

Die Annahme eines Gedankenlesens als Thatfache führt uns weiter in das Gebiet der reinen Hypothese, das man aber nicht igno-

rieren darf, wenn auf der anderen Seite der Verkehr der verstorbenen Menschen mit den Lebenden herangezogen wird. Wenn Gedankenübertragung überhaupt möglich ist, so ist sie höchst wahrscheinlich eine Funktion des subliminalen Bewußtseins, nicht des supraliminalen, denn gerade die Funktion des subliminalen liefern uns die besten experimentellen Beweise; den hypnotischen Schlaf und das automatische Schreiben, bei denen die Funktionen des supraliminalen zeitweilig ausgeschaltet sind. Und wenn dies subliminale Bewußtsein, von dessen Wirken wir nur so unregelmäßig und unvollkommen unterrichtet sind, solche Aufnahmefähigkeit anderen Geistern gegenüber hat, so ist die Annahme nicht allzu kühn, daß es beständig Eindrücke von anderen Geistern empfängt, in der That von jedem anderen Geiste im All mit wechselnder Klarheit und Kraft unter Bedingungen, die wir gegenwärtig nicht einmal erraten können. Nur selten sind diese Bedingungen derart, daß es den Eindrücken gelingt, sich in das supraliminale Bewußtsein durchzuarbeiten, in der Form von Hallucinationen und Automatismus. Noch seltener aber finden wir ein anderes Unterbewußtsein, welches so empfindlich wie ein Instrument von äußerster Feinheit ist, um die von uns in der Vergangenheit gewonnenen Eindrücke wiederzugeben. Physische Analogien zu einer solchen Solidarität aller Geister liegen auf der Hand, doch dürfen sie nicht mit Gewalt herbeigezogen werden. Genug, wenn wir sagen, daß die Annahme der Gedankenübertragung zwischen zwei Schichten unserer Persönlichkeit, deren wir uns gelegentlich bewußt werden, in sich selber nichts Wunderbareres oder weniger Begreifliches enthält, als die gegenseitige Beeinflussung aller materiellen Partikel im All, die wir mit dem Namen des Gravitationsgesetzes definieren.

Eine derartige Hypothese würde zu dem Schlusse führen, daß wir keinen experimentellen Beweis für die Existenz abgeschiedener Geister erhalten können. Denn niemals wird sich mit Sicherheit beweisen lassen, daß etwas, das einmal in einem Menschengeniste vorhanden war, — auch wenn dieser nicht mehr existieren sollte — nicht auch einmal auf einen anderen mit genügender Klarheit übertragen wurde, um seine weitere Uebertragung und endliche Entdeckung zu ermöglichen. Dagegen würde sich die Möglichkeit der Existenz anderer als menschlicher Intelligenzen noch beweisen lassen, denn es läßt sich ganz gut denken, daß uns einmal eine Kenntnis zukommen könne, die überhaupt in keinem Menschengeniste je gewesen ist.

Aber dies hat für unsere gegenwärtige Betrachtung keinerlei Bedeutung; denn soweit man sehen kann, lassen sich die wenigen berichteten Thatsachen, die nach der Behauptung der Teilnehmer ihnen zur Zeit unbekannt waren, sämtlich durch glückliches Raten oder durch vergessene Kenntniss aus der Kindheit oder aus späterem Alter erklären. Da aber die Geisterhypothese noch immer herumspukt, so thut man gut, zu zeigen, daß eine natürliche, wenngleich noch willkürliche Ableitung von Theorien, die wir für bewiesen halten, alle die Phänomene erklärt, welche zur Stütze der Behauptung, daß Verstorbene mit uns verkehren können, vorgebracht zu werden pflegen.“

„ . . In Summa, der Eindruck, den eine gewissenhafte Prüfung aller der Berichte über die Sitzungen in England in mir hervor gebracht hat, ist der, daß Dr. Phinuit nur der Name für Frau P.'s zweite Persönlichkeit ist, die einen Namen annimmt und diese Rolle mit dem Geschick und der Beharrlichkeit durchführt, die solche zweite Persönlichkeiten in anderen bekannten Fällen gezeigt haben; daß in diesem abnormen Zustande eine höchst seltene Fähigkeit gegeben ist, im Inhalte des Geistes der Teilnahme zu lesen, aber daß diese Fähigkeit weitaus nicht vollkommen ist. Sie thut nur vereinzelte Blicke in die aufgespeicherten Vorräte der Erinnerung und zwar ohne klare Unterscheidung dessen, was in dem Geiste von vergessenen Erinnerungen der Vergangenheit vorhanden ist, wenn dieser Ausdruck gestattet wäre. Die zerstreuten Bruchstücke, die so erfaßt werden, mögen sich zuweilen zu zusammenhängenden Gruppen aneinander passen, und dann haben wir eine erfolgreiche Sitzung; oder wie das gewöhnlicher ist, sie mögen sich nur als Bruchstücke darbieten. Phinuit wünscht auf's lebhafteste, bei den Zuhörern den Eindruck zu erregen, als sei er im Besitze übernatürlicher Kräfte, und wenn er nur Bruchstücke eines Bildes erhalten kann, so zögert er nicht, es durch ein manchmal ganz tolles Raten zu ergänzen. . . . In pfiffiger Weise schafft er sich bei seiner Raterie Vorteil von den Anwesenden, indem er allgemeine Bemerkungen hinwirft und Obacht giebt, welchen Eindruck sie machen, um daraus Nutzen zu ziehen. Wahrscheinlich aber keineswegs sicher ist es, daß er auch aus dem Mustelleesen Vorteil zieht, besonders wo es sich um Angabe einer kranken Stelle handelt. . . . Kurz, er verschmäht kein Mittel, um seine Unkenntniss zu verhüllen, ja er geht bisweilen sogar so weit,

etwas, daß er vor kurzem gesagt hat, geradezu abzuleugnen, um ein Versehen zu decken.“

Das ist Dr. Leaf's Meinung über die Phänomene. Anhangsweise übrigens giebt er die Protokolle der Sitzungen, welche unter seiner Leitung stattgefunden haben, um dem Leser ein eigenes Urtheil zu ermöglichen. Einige schlagende Beispiele dafür, daß es sich bei den Phinuit-Phänomenen um Gedankenlesen handelt, mögen folgen. Eine Dame erhielt eine getreue Beschreibung ihres Bruders und seines Leidens. Nun war aber der Sitz seines Uebels am Unterarme, während sie ihn am Oberarme vermutete, und hierhin verlegte ihn auch Phinuit. — Dr. Leaf hatte zur Zeit jener Sitzungen mit jemandem zu thun, dem er mißtraute. Später stellte sich aber heraus, daß sein Mißtrauen im höchsten Grade ungerechtfertigt war. Phinuit aber warnte ihn vor dem Manne, und hätte so bei einem leichtgläubigen Teilnehmer das Mißtrauen verstärken können. — Ein Herr, welcher einer Sitzung bewohnte, glaubte, daß in seiner Abwesenheit, wie er mit seiner Gattin verabredet hatte, sein Haus von einem gemieteten Polizisten bewacht werden würde; und nun beschrieb das Medium im Schlafe einen solchen, der in seiner Wohnung umherginge, schilderte sein Aeußeres und seinen Charakter sehr eingehend. In der That war aber die gewöhnliche Bedienung im Hause zurückgeblieben. Hier hat also die Phantasie zu der Gedankenübertragung noch allerlei hinzugeschaffen. Derartige Fälle erwähnt auch Forel aus seiner hypnotischen Praxis. Daß dabei die Phinuit-Persönlichkeit aus dem Unbewußten schöpft, erhellt aus folgendem Beispiele. Die Intelligenz nannte Leaf den Namen seines Oheims. Dieser leugnete beständig, entsann sich aber am nächsten Tage, daß eine seiner Tanten vor längerer Zeit einen Mann dieses Namens geheiratet hatte.

Soweit Leaf's Bericht. Man sieht, daß er nicht geneigt ist, in den Phänomenen etwas anderes als Telepathie zu sehen, deren Resultat den Experimentatoren in dramatisirter Form vorgelegt wird. Und wirklich hat es den Anschein, als ob er in Bezug auf die Phinuit-Persönlichkeit und die Periode von Frau P.'s Mediumschaft, welche diese beherrscht, ganz im Rechte wäre; denn wenn ein französischer Arzt nach seinem Tode sich so verändert haben sollte, daß er weder seine Muttersprache zu reden, noch die Orte seiner irdischen Wirksamkeit richtig anzugeben vermag, so bleibt von einer wirklichen Individualitätsfortdauer kaum mehr als der bloße Name übrig.

Wenn wir aber in ihm nur den dramatisierten Heilinstinkt einer Somnambulen sehen, so ist sein Verhalten durchaus erklärlich und analog den vielen in der einschlägigen Litteratur aufgezeichneten Fällen.

Ehepaar Sidgwick.

Auch das Ehepaar Sidgwick stellte Versuche mit Frau P. an und berichtete darüber. Sie hatten keine besonders günstigen Erfolge zu verzeichnen und kamen zu dem Schlusse: „Wir können sagen, daß zwar unsere eigenen Experimente, für sich allein betrachtet, Phinuits Anspruch auf außergewöhnliche Fähigkeiten nicht berechtigt erscheinen lassen, daß sie aber bis zu einem gewissen Grade diesen Anspruch zu stützen scheinen, den wir in Bezug auf die Berichte anderer für gerechtfertigt halten.“

Professor Ch. Richet.

Ferner hat Richet die Dame einigemal beobachtet und ihre abnormen Fähigkeiten anerkannt. Er hält ihre Glaubwürdigkeit, soweit ihr supraliminales Bewußtsein reicht, für über jeden Zweifel erhaben und glaubt, daß für jeden Forscher, der den Somnambulismus kennt, hier ein Zustand vorliegt, welcher sich in nichts von dem der Somnambulen im magnetischen Schlafe mit Persönlichkeitswechsel unterscheidet. In einer der Sitzungen, welcher er beizuhnte, war auch die durch ihre kritische Besonnenheit in der psychischen Forschung rühmlich bekannte Miß K. zugegen, die einige recht interessante Antworten erhielt.

Professor W. James.

Auf Wunsch des Herrn Myers sandte auch Professor William James einen Bericht über seine Experimente mit dem Medium. Er erfuhr von ihrer Gabe durch seine Schwiegermutter, die interessante Erfahrungen bei ihr gemacht hatte. Er ging hin und nahm aus der ersten Sitzung mit ihr den Eindruck hinweg, daß sie entweder im Besitze außergewöhnlicher Fähigkeiten sein müsse, oder daß sie ihn von Angesicht kenne und zufällig eine große Menge von seinen häuslichen Verhältnissen erfahren habe. Bei späteren Sitzungen stellte sich diese Vermutung als haltlos heraus. Er mußte dabei die Beobachtung machen, daß es nicht gut sei, sich in völliges Schweigen zu hüllen, wenn die Trance-Persönlichkeit durch geschickte Fragen Informationen

einzuziehen sucht. Er fand es vielmehr vorteilhaft, ihr mit einer unwesentlichen Andeutung aufzuhelfen, weil diese meist der Anstoß für eine Reihe sehr brauchbarer Mitteilungen wurde. — Darauf versuchte er sie in den hypnotischen Schlaf zu versetzen, was ihm nach einigen Versuchen gelang. Es stellte sich nun die interessante Thatsache heraus, daß ihr medialer Schlafzustand in mehreren Punkten von dem gewöhnlichen hypnotischen abweicht. Z. B. gelang kein Experiment mit posthypnotischer Suggestion oder mit bewußter Gedankenübertragung in dem ersteren.

Zur Erklärung der Phänomene sagt er folgendes: „Die sich zuerst darbietende Theorie, die spiritistische, läßt sich schwerlich mit der außerordentlichen Trivialität der Phänomene zusammenreimen. Welch echter Geist, dem es endlich möglich gemacht wäre, seine auf der Erde zurückgebliebene Gattin zu besuchen, würde ihr nichts Bedeutungsvolleres zu sagen haben, als daß sie seine Photographie an einen anderen Platz gestellt habe?! Und doch ist das die Art, der Kundgebung, auf die die Geister, die durch den mysteriösen Phinuit vorgestellt werden, sich beschränken. Bisweilen freilich hat er auch andere Stimmungen. Manchmal, wenn ich mit meiner Gattin den Zirkel bildete, fing er an, uns einen langen Vortrag über unsere inneren Unvollkommenheiten und äußeren Fehler zu halten, der moralisch und psychologisch tief und im höchsten Grade eindrucksvoll war. Obgleich diese Reden in Phinuits Person gehalten wurden, wichen sie doch in den Redewendungen sehr von seinem gewöhnlichen Geschwätze ab und ragten jedenfalls über das geistige Niveau des wachenden Mediums hinaus. Phinuit selber aber trägt alle Anzeichen einer fingierten Persönlichkeit an sich. Sein Französisch, so weit er es vor mir hören ließ, beschränkte sich auf ein paar alltägliche Begrüßungsformeln, die wohl aus dem subliminalen Bewußtsein des Mediums stammten; dagegen verstand er mein Französisch nie; und die Brocken, die er über seine irdische Laufbahn fallen läßt, sind so wenige, so unbestimmte und so unwahrscheinlich klingende, daß es den Eindruck macht, es fabuliere jemand, dessen Vorrat an Material für Erfindungen sehr beschränkt ist. Er ist aber, wie er sich darbietet, ein abgerundetes menschliches Individuum mit großem Takt und Geduld und großer Lust, Gefallen zu erregen und für unfehlbar gehalten zu werden. Mit Bezug auf den derben und volkstümlichen Jargon, in dem er sich oft gefällt, mag gesagt werden, daß nach der spiritistischen Tradition hier

in Amerika der Kontrolgeist eine groteske und etwas freche Persönlichkeit zu sein hat. Mit der Gestaltung der Trance-Phänomene hat immer viel der Zeitgeist zu thun, so daß man einen derartigen Kontrolgeist geradezu erwarten muß. . . . Das merkwürdigste Ding an Phinuits Persönlichkeit scheint mir aber die außergewöhnliche Ausdauer und Genauigkeit seines Gedächtnisses zu sein. Das Medium hat Besuche von vielen hundert Leuten empfangen, von denen vielleicht die Hälfte Fremde waren und nur einmal kamen. Zu jedem von diesen redet Phinuit etwa eine Stunde lang und berichtet unzusammenhängende Fragmente über lebende, tote und erdichtete Personen und über vergangene und zukünftige und unwirkliche Ereignisse. Welches normale wachende Gedächtnis könnte solchen chaotischen Haufen Zeug behalten? Doch Phinuit kann es. Denn es hat den Anschein, als ob er einen Fremden, der vielleicht nach Jahren wieder vorspricht, an die unbedeutendsten Vorfälle einer früheren Sitzung wieder erinnern kann, und damit beginnt, viel von dem zu wiederholen, was er damals gesagt hatte. Soviel ich bemerken konnte, ist Frau P.s Gedächtnis im Wachen nicht außergewöhnlich stark, und ihrem ganzen Trance-Gedächtnisse stehe ich als einem Rätsel gegenüber."

Auch Prof. James hat die Bemerkung gemacht, daß die Quelle der Informationen das subliminale oder wie er es nennt, das potentielle Gedächtnis sein dürfte, und daß intensives Denken an den bewußten Gegenstand seitens des Teilnehmers eher ein Hindernis abgibt.

Die spiritistische Hypothese erscheint dem Gelehrten überflüssig, da alles mit der Telepathie zu erklären ist; doch verhält er sich abwartend. Ein Experiment, welches mindestens die Telepathie ausgeschlossen hätte, mißlang gänzlich. Eine Dame, Frä. Wild, schrieb auf ihrem Sterbebette einen Brief, versiegelte ihn und hinterließ ihn ihrer Schwester, Frau Blodgett. Nach ihrem Tode wußte also kein menschliches Hirn, was darin enthalten war. Mehrere Male wurde dieser verschlossene Brief der Frau P. im Trance übergeben, aber obgleich die verstorbene anwesend zu sein behauptete, gelang es nicht, auch nur das kleinste vom Inhalte durch die kontrollierende Intelligenz zu erfahren.

Dagegen ist James so fest wie von irgend einer Thatsache in der Welt davon überzeugt, daß Frau P. in ihren Schlafzuständen Kenntnis von Dingen erhält, die ihr im Wachen unter allen und jeden Um-

ständen unzugänglich sein müssen, und daß die definitive Philosophie ihres Trance noch zu finden ist.

Dr. Hodgson.

(Proc. VIII, s. 1 ff.)

Im Jahre 1887 wurde Dr. H. durch Prof. James bei Frau P. eingeführt. Von der Echtheit der Phänomene mußte er sich bald überzeugen und fand, daß die Betrugshypothese nicht im entferntesten zur Erklärung derselben ausreichte. Das Nächstliegende schien Gedankenübertragung von seiten der Zirkelteilnehmer zu sein, aber nicht die gewöhnliche Gedankenübertragung, da lebhaftes Denken an den betreffenden Gegenstand von seiten des hypothetischen Agenten eher störend zu wirken schien. Das aber gleichwohl die latente Erinnerung der Anwesenden die Quelle für die Information der Phinuit-Personlichkeit wird, darauf deutet mancherlei. Ein indirekter Beweis ist der Versuch der Frau Blodgett, den Inhalt des Briefes ihrer verstorbenen Schwester zu erfahren. Auch folgendes deutet darauf hin. Dieselbe Dame wollte etwas über zwei Bekannte der Entschlafenen hören, von denen sie wußte, daß sie zwei Jahre zuvor gekränkelt hatten. Phinuit nun berichtete, daß sie tot seien, während spätere Erkundigungen bewiesen, daß sie beide noch lebten und sich wieder der besten Gesundheit erfreuten. Das deutet darauf hin, daß diese Intelligenz aus dem Bewußtsein der Anwesenden geschöpft hatte. Bei diesem nämlichen Experimente beobachtete H. einen lehrreichen Umstand. Frau Blodgett frug, wer zugegen gewesen sei, als ihre Schwester den Brief schrieb. Nun machte Phinuit Ausflüchte und lenkte das Gespräch auf einen anderen Gegenstand. Dann plötzlich, als der Geist der Dame offenbar nicht mehr mit der vorigen Frage beschäftigt war, erteilte er die richtige Antwort. H. sagt dazu, daß Aehnliches bei Experimenten mit Gedankenübertragung beobachtet worden sei. Er hat selber gefunden, daß manchmal dasjenige Bild nicht übertragen wurde, auf welches der Agent seine Aufmerksamkeit richtete, sondern dasjenige, was er zuvor im Sinne gehabt hatte.

Locken und Gegenstände Abwesender wurden am besten rekonstruiert, wenn sie nach Phinuits Vorschrift in Seide oder Stanniol eingeschlagen herbeigebracht wurden. Bei den Locken war es von Vorteil, wenn man sie dicht an der Wurzel abgeschnitten hatte.

Außer diesen Thatsachen beobachtete aber unser Gewährsmann

noch andere, die auf Hellsehen deuten, da die berichteten Umstände weder im bewußten noch im unbewußten Vorstellungsinhalte der Anwesenden sein konnten.

Außer Phinuit hat H. noch fünf andere kontrollierende Intelligenzen beobachtet. Jener aber war entschieden vorherrschend. Ueber seinen Ursprung macht der Gelehrte einige Angaben, welche geeignet sein dürften, in Beziehung auf diese Intelligenz die Geisterhypothese gänzlich fallen zu lassen, wie man auch andere später zu besprechende Phänomene zu erklären gesonnen sein dürfte. Die Mediumschaft der Frau B. begann bald nach einem Besuche bei einem blinden Medium, Herrn Coche, der behauptete, von einem französischen Arzte namens Finny kontrolliert zu werden. Und von Zeugen, die den ersten Sitzungen der Frau Piper beigewohnt hatten, konnte H. konstatieren, daß von dieser in Trance der Name zuerst Finny oder Finne ausgesprochen wurde. Dann wurde Phinnuit (mit zwei n) geschrieben, und schließlich als H. es mit einem n buchstabierte, nahm der Geist auch diese Lesart an. Er selber, der sich bisweilen auch Dr. Sciville nannte, behauptete, ein französischer Arzt gewesen zu sein, der in Marseille geboren worden war, in Paris und Mey Medizin studierte u. u. Keine seiner Angaben ließ sich bei Nachforschungen an Ort und Stelle verifizieren. In Mey, wo er nach seiner Angabe bis an sein Lebensende gewohnt hatte, wollte er so viel mit Engländern umgegangen sein, daß er seine Muttersprache verlernt habe. Als nun H. ihn darauf aufmerksam machte, daß dies doch eine gar unwahrscheinliche Erklärung sei, und er die Thatsache eher aus der Schwierigkeit erklären möchte, das Hirn des Mediums in einem ihm fremden Idiom zu gebrauchen, da erschien dem „Geiste Phinuit“ diese Erklärung selber so plausibel, daß er sie sich aneignete und kurz darauf anderen Teilnehmern gegenüber gebrauchte. Das alles spricht wenig für einen Franzosen, wie gegen einen Arzt überhaupt der Umstand spricht, daß er in seinen Anordnungen fast niemals über die gewöhnlichen Hausmittel hinausging und immer die landläufigen Namen, niemals aber die der Botanik oder Pharmakopoe gab. Hier ist ein besonderer Fall sehr bezeichnend. Ein Arzt frug ihn, ob er nie ein gewisses Mittel angewendet habe, von dem er den französischen Namen (*chiendent*) und den botanischen (*tritricum repens*) gab. Keinen der beiden kannte unser Geisterarzt, obschon das Mittel in Paris in den Hospitälern alltäglich angewendet wird, die er besucht haben wollte. Alles dies deutet doch sehr darauf

hin, daß Phinuit der dramatisierte Heilinstinkt der Frau P. ist. Bei einer Gelegenheit sagte H. diese seine Meinung gerade heraus und meinte, daß sich der Name von dem Medium Cocke auf Frau P. übertragen habe. Da gab nun unser „Geist“ folgende Erklärung: Als er sich zum ersten Male manifestiert habe, sei Cocke zugegen gewesen und habe ihn gefragt, ob er Phinuit sei. Darauf habe er geantwortet: „Mein Name ist Scilville.“ Darauf Cocke: „Nein, Sie sind Phinuit.“ — Dann er wieder: „Gut, nennt mich Phinuit, wenn ihr wollt. — Und ich sage Ihnen, Hodgson, ich weiß wirklich nicht, ob ich Phinuit bin oder nicht. Aber ich glaube, es ging so an.“ — Dagegen behauptete das Medium Cocke, daß sich in seiner Gegenwart bei Frau P. niemals die Phinuit-Persönlichkeit manifestiert habe. Es sieht also ganz danach aus, als ob die Intelligenz, über ihr eigenes Wesen im Unklaren, durch mancherlei Kreuz- und Querfragen in die Enge getrieben wurde, und sich schließlich so herauszureden suchte. Es ist schon darum das Wahrscheinlichste, weil sie sonst ein so staunenerregendes Gedächtnis verrät.

Zu diesem Resultate kommt H. auf Grund seiner Untersuchungen bis zum Jahre 1891. Im Mai 1892 fügt er noch bei: „Frau P. hat kürzlich einige Sitzungen gegeben, welche wirklich den Beweis für das Vorhandensein einer Fähigkeit stärken, die über Gedankenübertragung von Seiten der Teilnehmer hinausgeht und auf den ersten Anblick eine Form der spiritistischen Hypothese plausibler zu machen scheint. Ich hoffe, dies nebst einigen anderen Resultaten in einem späteren Artikel zu diskutieren.“ — Dieser Artikel ist nun im Jahre 1898 erschienen, und verwertet in sehr scharfsinniger Weise ein großes neues Material. Doch wird durch dasselbe die Hypothese in Bezug auf die Phinuit-Persönlichkeit nicht weiter alteriert. Es hat vielmehr den Anschein — wenn überhaupt die spiritistische Hypothese für die neue Phase sich als haltbar erweisen sollte — daß sich um die genannte Zeit die Somnambule in ein wirkliches Medium verwandelt habe.

Jedenfalls bildet dieser Zeitpunkt eine Wende in der Entwicklung von Frau P.s übersinnlichen Fähigkeiten. Es ist daher hier wohl am Platze, einen Rückblick auf die erste Phase zu werfen, um so mehr, als über sie eine ganze Anzahl von unabhängigen Urteilen gelehrter Forscher vorliegen, von denen einige als Autoritäten ersten Ranges zu bezeichnen sind. Sie alle kommen zu folgenden Schlüssen:

1. Es geht aus verschiedenen Gründen unbedingt nicht an, die Phänomene durch einen schlauen in Szene gesetzten Betrug von Seiten des wachen Mediums zu erklären.

2. Die Persönlichkeit, welche in den Schlafzuständen aus dem Munde der Frau P. redet und ein französischer Arzt zu sein behauptet, ist allem Anscheine nach lediglich eine Traumpersönlichkeit des Mediums ohne objektive Existenz. Der Charakter derselben steht auf einem viel niedrigeren Niveau als der der Dame im tagwachen Zustande. Dagegen zeigt sich diese Phinuit-Persönlichkeit der normalen Frau P. an gewissen Fähigkeiten überlegen. Sie vermag nämlich auf irgend einem bisher unbekannten Wege, welcher jedenfalls mit den alltäglichen nicht identisch ist, Informationen über Lebensverhältnisse aller Art von anwesenden und abwesenden Personen einzuziehen.

Das scheint auf den ersten Blick wenig, hat aber in der That eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß es sich, selbst wenn wir uns mit der Telepathie bescheiden, um ein Phänomen handelt, welches noch von der Mehrzahl der Gelehrten geleugnet wird, um ein übersinnliches, ein okkultes. Und daß zum mindesten dies im Falle der Frau P. auftritt, bezeugen alle Forscher, die sie unter sehr strengen Bedingungen geprüft haben. Es spricht sich also hier eine Kommission von Gelehrten zu gunsten des Okkultismus in seiner rudimentärsten Form aus.

Wichtiger aber noch als dies sind einige Resultate, zu welchen zwar nicht alle, aber doch mehrere der Forscher gelangt sind. Es hat nämlich den Anschein, als ob die Phinuit-Persönlichkeit diejenigen Daten am leichtesten in Erfahrung zu bringen vermag, welche während des Experimentes nicht im supraliminalen Bewußtsein der Anwesenden sind, und daß lebhaftes Denken sogar bisweilen die Möglichkeit einer Information verhindert. Es ist dies eine Beobachtung, die mehr wert ist, als alle Offenbarungen aus dem Jenseits, welche durch dieses Medium und andere gekommen sind, selbst wenn sie wahr sein sollten; denn kontrollieren können wir sie doch nie. Es müßte jetzt durch weitere Experimente festgestellt werden, ob dies Hindernis ein absolutes oder nur ein relatives ist, und dann, in wie weit sich diese Beobachtung bei anderen Versuchspersonen bestätigt zeigt. Sollte es sich nämlich hier um ein Gesetz von allgemeiner Gültigkeit handeln, so wäre damit ein bedeutender Schritt auf dem Gebiete der psychischen Forschung voran gethan. Es würde sich alsdann die Frage auf-

werfen, ob es sich um eine zufällige Analogie oder um einen inneren Zusammenhang handelt zwischen dieser Thatfache und der gleichfalls oft konstatierten, daß bei physikalischen Medien die gespannte Aufmerksamkeit das Auftreten der Phänomene verzögert.

Eine andere interessante Thatfache ist die, daß ein Kontakt mit dem Medium das Zustandekommen der Phänomene erleichtert. Muskellesen dürfte ausgeschlossen sein, da auch die Berührung mit leblosen Gegenständen hinreicht. Das ist eine Bestätigung für die Lehre vom magnetischen Rapport, welche in der älteren Schule des Animalmagnetismus eine so wichtige Rolle spielt. Es scheint also, als ob ein feines materielles Vehikel, nach du Prel Reichenbachs Ob, hier eine Rolle spiele. — Alles dies sind natürlich keine unumstößlichen Thatfachen, aber diese Daten liefern uns doch höchst wertvolle Fingerzeige für weiteres Forschen. Sie erleichtern es uns, die Fragen zu formulieren, welche durch weitere Experimente beantwortet werden sollen.

Offenbarungsspiritisten freilich werden über solche anscheinend kleinen Resultate die Nase rümpfen, und es wird ihnen niemals einfallen, derartige Beobachtungen anzustellen, wenn sie eines Mediums habhaft werden; aber sie gleichen dafür auch Entdeckungsreisenden, welche ein Gebirge am fernen Horizonte registrieren, von dem sie nicht einmal wissen, ob es Luftspiegelung oder Wirklichkeit ist, und darüber vergessen, den Pfad, welchen sie gekommen sind, zu bezeichnen, so daß ihre Nachfolger von ihren Arbeiten nur den allergeringsten Nutzen haben.

II.

(Proceedings, Bd. XIII, S. 284 ff.)

Die spiritistische Hypothese muß und wird immer die ultimo ratio bleiben, zu der man seine Zuflucht nehmen darf, wenn sie durch keine näherliegende ersetzt werden kann. Andererseits aber soll man sie ehrlich prüfen, wenn sie sich nicht umgehen läßt. Nichts wäre verächtlicher und eines mannhaften Forschers unwürdiger, als ihr feige aus dem Wege zu gehen, weil man das Achselzucken der Herren Kollegen von der Fakultät fürchtet. Sene Menschen zweiter Ordnung, welche sich um die Wahrheit herumzudrücken suchen, des äußeren

Scheines wegen, die sollen lieber derartigen Untersuchungen von Anfang an ferne bleiben, damit sie nicht zum Ende, Luther parodierend, ausrufen müssen: „Hier stehe ich, ich kann auch anders, Gott helfe mir. Amen!“ Daß Hodgson nicht zu jenen Rittern von der traurigen Gestalt gehört, welche zwar gerne der Wahrheit die Ehre geben und die spiritistische Hypothese nötigenfalls auch einmal im Ernste näher ins Auge fassen möchten, wenn nur ihr Renommé nicht darunter litte, das beweist seine letzte Publikation. Er, welcher einst die Frau Blavatsky als Schwindlerin brandmarkte, welcher bei den Sitzungen mit Eusapia Paladino in Cambridge Betrug witterte, sieht sich veranlaßt, im weiteren Verlaufe der Untersuchungen mit Frau Piper die Geisterhypothese des Spiritismus zu diskutieren, und weicht dieser Frage nicht aus, obschon sie offenbar nicht das Ziel war, auf welches er von Anfang an losgesteuert ist. Er beginnt seinen Bericht über die neue Phase von Frau P.s übersinnlichen Fähigkeiten mit einem Hinweise auf die früheren und sagt:

„Ich möchte nur wiederholen, daß Frau P. in einen Schlafzustand gerät, während dessen augenscheinlich andere Persönlichkeiten als die normale wachende Frau P. den Körper kontrollieren, ihr Sprachorgan benutzen, oder mit ihrer Hand schreiben, und dabei eine Kenntnis von Sachen zeigen, welche Frau P. auf gewöhnlichem Wege nicht erlangt haben kann. Diese anderen Persönlichkeiten geben vor, die Geister entkörperter menschlicher Wesen zu sein, und machen Mitteilungen, welche die Form annehmen, als kämen sie von den noch existierenden abgeschiedenen Freunden und Verwandten der Personen, die mit Frau P. Sitzungen abhalten. In den früheren Jahren der Schlafzustände der Frau P. wurde ihre Stimme gewöhnlich von einer Persönlichkeit kontrolliert, welche sich unter dem Namen eines Dr. Phinuit einführte und sich als Zwischenträger für die Botschaften benahm. Aber in den letzten Jahren sind diese Mitteilungen meistens gänzlich unabhängig von der Phinuit-Persönlichkeit geblieben; dieselbe hat sich im vergangenen Jahre überhaupt nicht mehr manifestiert.“

Dann geht Hodgson nochmals auf die Betrugshypothese ein und erörtert, aus welchem Grunde dieselbe unhaltbar sei, und welche Vorsichtsmaßregeln dagegen ergriffen worden seien. Es würde zu weit führen, hier alles, was geschehen ist, zu erörtern; jedenfalls können die gelehrten Laien, welche dank ihrer mangelhaften Einsicht und Kenntnis immer genau wissen, wie der selbstverständliche Betrug ausgeführt

worden ist, und die uns immer so gute, aber zumeist überflüssige Ratsschläge erteilen, hier noch recht viel lernen. In der That ist die Anstellung eines Detektivs, der das Medium und ihre Familie monatelang überwachte, noch lange nicht das Sinnreichste.

Das Interessante an dieser neuen Serie von Sitzungen liegt nun in einer Veränderung oder besser gesagt Erweiterung von Frau P.s medialen Gaben. Wie schon erwähnt, ist die Phinuit-Persönlichkeit nicht mehr die einzige, welche sich kundgiebt; an ihrer Stelle macht sich besonders eine andere Intelligenz geltend, die sich mit einem jungen, vor kurzem verstorbenen Mitgliede des amerikanischen Zweiges der S. P. R. identifiziert. Gleichzeitig wurde bei dem Medium die Entwicklung des automatischen Schreibens beobachtet. Der Vorgang war der, daß die Phinuit-Persönlichkeit die Kontrolle über den Arm verlor, welcher nunmehr schreibt, ohne daß, wie es scheint, der ruhig weiterredende Phinuit über den Inhalt der Niederschrift unterrichtet wäre. Hierbei wurde ein merkwürdiges Vikariat der Sinne konstatiert. Es scheint, daß bei diesen getrennten geistigen Fähigkeiten des Mediums das Gehör für jene Intelligenz, welche die Hand kontrolliert, in der Hand selber ist, und daß sie nur solche Fragen vernimmt, welche unmittelbar gegen diese gesprochen werden, indessen die Phinuit-Persönlichkeit auf dem gewöhnlichen Wege durch das Ohr hört. „Dabei hat es den Anschein, als ob diese Quasi-Persönlichkeit, welche den Stift leitet, es selber nicht weiß, daß sie schreibt, bevor sie auf irgend eine Weise davon benachrichtigt wird. Der Prozeß scheint vielmehr vom Standpunkte jener Intelligenz aus betrachtet, eine Art definitives Ausdenken ihrer Gedanken zu sein, in der Absicht, sie dem Sitzungsteilnehmer zugänglich zu machen; und ich bin sehr sicher, daß dem so ist, welcher Theorie man immer in betreff der Identität jener Intelligenz sich zuneigen möge, ob sie nämlich wirklich das ist, für was sie sich ausgiebt, oder bloß eine andere Schicht von Frau P.s Geist selber, die sich für eine selbständige Wesenheit hält.“ Einige Male gelang es übrigens H., durch beide Hände von einander unabhängige schriftliche Kommunikationen zu erlangen, während zugleich Phinuit durch den Mund des Mediums redete. Dabei hatte es den Anschein, als ob die Schwierigkeit lediglich eine mechanische gewesen sei, die Linke als Schreibmaschine zu benützen.

Was den Inhalt der Kommunikationen betrifft, so beanspruchen darin diejenigen von George Pelham die erste Stelle. (Pelham ist

ein Pseudonym.) Ueber die Persönlichkeit des jungen Mannes berichtet Hodgson folgendes: „G. P. starb eines wahrscheinlich augenblicklichen Todes durch einen Sturz in New-York im Februar 1892, 32 Jahre alt. Er hatte Jus studiert, sich aber hauptsächlich der Philosophie und Litteratur gewidmet und zwei Bücher geschrieben, welche von kompetenten Fachleuten sehr gelobt wurden. Viele Jahre hatte er in Boston und Umgebung gelebt, während seiner letzten drei Lebensjahre jedoch wohnte er in New-York. Er war Mitglied unserer Gesellschaft, und sein Interesse an unseren Studien ist wohl mehr aus der für ihn so charakteristischen Offenheit und Furchtlosigkeit herzuleiten, als aus Vorliebe für das Ungewöhnliche oder einen Glauben an das Uebernatürliche. In gewissem Sinne war er mir wohlbekannt, und zwar hauptsächlich von seiner intellektuellen Seite, aber eine alte, intime und so zu sagen zärtliche Freundschaft verband uns nicht. Mehrere Male hatten wir lange Unterredungen mit einander über Gegenstände der Philosophie, und eine sehr lange Diskussion über ein zukünftiges Leben etwa zwei Jahre vor seinem Tode. Dabei verfocht er im Zusammenhange mit einer fundamentalen philosophischen Theorie, welche wir beide annahmen, den Satz, daß ein zukünftiges Leben nicht nur unglaublich, sondern auch unbegreiflich sei, während ich wenigstens behauptete, daß es begreiflich sei. Am Ende der Unterredung gab er endlich zu, daß es begreiflich sei, doch nahm er die Glaublichkeit desselben nicht an, und versprach, daß, wenn er vor mir sterben und sich dann noch existierend finden sollte, er dann alles in Bewegung setzen wolle, um die Thatfache seiner fortdauernden Existenz zu enthüllen.“

Als Ausschußmitglied der amerikanischen Gesellschaft für psychische Forschung hatte er einer Sitzung mit Frau Piper beigewohnt, doch ohne Namensnennung, so daß diese wohl erst ganz vor kurzem diese Thatfache erfuhr. Aus den Beobachtungen dabei schloß er nur, daß das Medium in seinen Schlafzuständen ein erhöhtes Empfindungsvermögen besitze.

Hodgson erfuhr den Tod G. P.'s innerhalb 24 Stunden, aber erst vier bis fünf Wochen nach demselben, am 22. März 1892, manifestierte sich bei dem Medium zum ersten Male eine Intelligenz, welche der Verstorbenen zu sein vorgab. Wie gewöhnlich in jener Zeit diente die Phinuit-Persönlichkeit als Vermittler. Der wahre Name G. P.'s wurde gegeben, ebenso die Vor- und Zunamen seiner besten Freunde,

einschließlich der Anwesenden. Auch wurde auf einige Ereignisse angespielt, welche diesen unbekannt waren. Ein Paar goldene Hemdenknöpfe, welche ein Herr Hart trug, wurden Phinuit mit der Frage vorgelegt: „Wer gab sie mir?“ — Antwort: „Das sind die meinen. Ich schickte sie dir.“ — Frage: „Wann?“ — „Bevor ich herkam. Es sind die meinen. Meine Mutter gab sie dir.“ — „Nein.“ — „Gut, mein Vater that es. Vater und Mutter zusammen. Du bekamst sie nach meinem Tode. Meine Mutter nahm sie, gab sie dem Vater und dieser sie dir. Bitte, behalte sie! Ich vermache sie dir!“ Herr Hart erwähnt dazu: „Die Knöpfchen wurden mir von Herrn P. zur Erinnerung an seinen Sohn übersandt. Ich wußte damals, daß sie von Georgs Leichnam genommen worden waren, später stellte ich fest, daß sie seine Stiefmutter von der Leiche genommen und den Gedanken angeregt hatte, sie mir zu senden, da ich kürzlich um ein kleines Andenken gebeten hatte.“

Dann wurde das Ehepaar Howard, G. P.s beste Freunde, mit entschieden persönlichen Anspielungen erwähnt; und in Verbindung mit Frau Howard kam der Name Katharine: „Sagt ihr, sie wird's schon wissen. Ich will die Probleme lösen, Katharine!“ Dazu bemerkt Herr Hart: „Dies war mir zur Zeit unverständlich, obschon ich wußte, daß Katharine, Jim Howards Tochter, Georg bekannt war, der früher bei der Familie gewohnt hatte. Am nächsten Tage sprach ich mit Herrn Howard über die Sitzung; und gerade diese Worte: „Ich will das Problem lösen, Katharine!“ machten auf ihn den tiefsten Eindruck. Der Verstorbene hatte bei seinem letzten Aufenthalte in der Familie mit der Tochter K. oft über solche Gegenstände, wie Zeit, Raum, Gott, Unsterblichkeit u. gesprochen und ihr angedeutet, wie unbefriedigend die bisher angenommenen Lösungen seien. Er sagte ihr, daß er sie später einmal zu lösen versuchen wolle und bediente sich dabei der nämlichen Worte wie in der Sitzung. Hart betont ausdrücklich dabei, daß er diese Umstände zur Zeit nicht wußte, ebenso Hodgson.

Dann folgen auf seine Freunde noch mehrere Anspielungen, von denen der größte Teil korrekt war. Am Schlusse des Berichtes über diese Sitzung bemerkt H.: „Wie gesagt, können die meisten bei dieser Gelegenheit gemachten persönlichen Anspielungen nicht wiedergegeben werden; John Hart fand sie außerordentlich charakteristisch für G. P., und in nebensächlichen Punkten, wo meine Aufzeichnungen versagen,

wie in Worten des Grußes und in gelegentlichen Bemerkungen zu den Anwesenden, die Art, wie er seine verstorbene Mutter sowie seinen lebenden Vater nebst Stiefmutter erwähnte, erhielt er den stärksten Beweis für die Wahrscheinlichkeit, mit der Persönlichkeit G. P.s zu verkehren."

Einen sehr lebendigen Eindruck macht auch der Bericht einer Scene aus einer späteren Sitzung, in der P. zum ersten Male seinen alten Freund Howard begrüßt: „Jim, bist du? Sprich geschwind zu mir! Ich bin nicht tot. Halte mich nicht für tot. Ich bin riesig froh, dich zu sehen. Kannst du mich nicht sehen? Kannst du mich nicht hören? Grüße meinen Vater und sage ihm, daß ich ihn sehen möchte. Ich bin glücklich hier, und noch mehr, seit ich mit euch verkehren kann. Mir thun die Leute leid, die nicht reden können. Ihr sollt wissen, daß ich noch an euch denke. — Ich ließ meine Sachen schrecklich unordentlich zurück. Nicht wahr, du verzeihst es mir?“ Frage: „Was machst du, Georg? Wo bist du?“ — „Ich bin kaum fähig, schon etwas zu thun. Ich bin eben erst zu der Realität des Lebens nach dem Tode erwacht. Es war eine Finsternis. Ich konnte zuerst gar nichts unterscheiden, wie in der dunkelsten Stunde der Dämmerung. Du verstehst doch, Jim? Ich war erstaunt, verwirrt. Werde bald eine Beschäftigung haben. Jetzt kann ich euch sehen, meine Freunde. Ich höre euch sprechen. Deine Stimme, Jim, kann ich erkennen an Accent und Artikulation. Aber sie erschallt mir wie eine große Pauke. Die meine würde für dich wie das schwächste Geflüster klingen.“ — Frage: „Unsere Unterhaltung gleicht also einer durch das Telephon?“ — „Ja.“ — Frage: „Warst du nicht überrascht, als du dich noch lebend fandest?“ — „Allerdings. Sehr überrascht. Ich glaubte an kein zukünftiges Leben. Es ging über meine Begriffe. Jetzt ist es mir sonnenklar. Wir besitzen ein Astral-Facsimile des materiellen Körpers. (Anm. G. P. würde wahrscheinlich im Leben über das Wort astral gelacht haben.) — Jim, was schreibst du jetzt?“ — Antwort: „Nichts von Bedeutung.“ — „Warum schreibst du nicht über diese Dinge?“ — Antwort: „Ich möchte gerne, aber meine Meinung würde nichts bedeuten. Ich muß Thatfachen haben.“ — „Die will ich dir liefern und auch Hodgson, wenn er sich noch für diese Dinge interessiert.“ — Frage: „Werden die Leute einmal etwas von der Möglichkeit einer solchen Kommunikation wissen?“ — Antwort: „Sicherlich werden sie es am Ende einmal erfahren. Es ist

nur eine Frage der Zeit, wann die Menschen im materiellen Körper alles davon wissen werden und es jedem möglich sein wird, mit uns zu verkehren. Ich wollte, all meine Freunde wüßten es" u. s. w. Merkwürdig ist auch der folgende Vorfall aus einer späteren Sitzung. In derselben behauptete G. P., die Unterhaltung für eine verstorbene Dame zu führen, welche er im Leben gekannt hatte. Ihr erster Name, ein sehr ungewöhnlicher, sowie der Ort, wo sich die beiden kennen gelernt hatten, wurde richtig gegeben. Als darauf einige Bemerkungen allgemeinen Charakters kamen, welche für H. keinen entscheidenden Wert hatten, und er deshalb nach dem anderen Namen der Dame frug, erhielt er von G. P. eine längere Strafpredigt dafür, daß er ihn unterbrochen habe. H. hielt das für eine Ausflucht, weil es weniger zeitraubend gewesen wäre, den Namen als die Zurechtweisung zu geben. Darauf sprach Phinuit einige Worte, dann unterbrach er sich und stieß mit lauter Stimme eine Anzahl Buchstaben heraus und sagte, daß sie ihm G. P. ins Ohr brülle. Diese Buchstaben bildeten den gewünschten Namen.

Ein andermal erklärte G. P. der Frau Howard, der alte Pelham, sein Vater, habe einen Brief an seinen noch lebenden Sohn geschrieben und gab den Inhalt desselben an. Es stellte sich aber nachträglich heraus, daß er wohl die Absicht dazu gehabt und den Gegenstand mit seiner Gattin besprochen hatte, daß er aber an der Ausführung seines Vorhabens behindert worden war. H. bemerkt hierzu: „Dies Experiment deutet wiederum darauf hin, daß die außergewöhnliche Kenntnis unserer physischen Welt, welche die sich durch Frau P. manifestierenden Intelligenzen zeigen, indirekt und telepathisch durch den Geist lebender Personen erhalten werden, anstatt durch direkte optische Wahrnehmung wie bei uns.“ Hierher gehört auch der folgende Vorfall: Die Howards brachten einmal einen Brief des alten Pelham mit, in welchem sich dieser, wie sie glaubten, über die Sitzungen aussprach. Sie hatten sich aber vergrißen und einen genommen, in dem lediglich geschäftliche Angelegenheiten erörtert wurden. Als sie nun, noch in ihrem Irrtume befangen, fragten, was in dem Briefe enthalten sei, antwortete G. P., sein Vater glaube jetzt an die Fortexistenz des Verstorbenen. Er sei zuerst sehr unglücklich gewesen, sei es aber jetzt nicht mehr, weil er sich überzeugt habe. Dies war richtig, aber die Intelligenz kann es nicht aus dem Briefe, sondern nur aus den Gedanken der Howards gelesen haben.

Auf folgendes Vorkommnis legt H. großes Gewicht und nennt es die dramatischste Szene der ganzen Serie von Sitzungen. Howard beklagte sich darüber, daß er so vieles wertlose Zeug erhalte und nichts beweisendes, wo doch der Verstorbene so vielerlei mit ihm zusammen erlebt habe, was nur beiden bekannt gewesen sei. Nun wurde die träge Masse von Frau P.s Oberkörper seitwärts gewendet und sank schlaff und leblos, wie sie war, auf Frau Howards Schulter; nur die rechte Hand blieb lebhaft und schrieb Dinge, die sich inhaltlich nicht zur Wiedergabe eignen. Anfangs las H., dann wurde das Wort „privat“ geschrieben und die Hand stieß ihn sanft beiseite. Seinen Platz nahm Howard ein und erhielt nun eine Mitteilung, die ihn höchlichst erstaunte und vollauf befriedigte. — Die Szene mag an sich sehr interessant gewesen sein, aber sicherlich beweist sie nichts für die Existenz G. P.s als ein selbständiges Wesen, denn alles kann durch Gedankenlesen aus dem sub- oder supraliminalen Bewußtseinsinhalte gedeutet werden.

Ebenso kann ich nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er sagt: „Das Wiedererkennen von Freunden erscheint mir von großer Wichtigkeit für den Beweis, weil es nicht bloß ein außergewöhnliches Erkennen verrät, sondern weil es, wenn man alles in allem nimmt, in diesem Falle von G. P. darauf hinweist, daß eine unabhängige Intelligenz hier ihre Erinnerungen auffrischt.“

Viel schlagender erscheint mir folgender Fall: Ein Frä. Warner, die einer Sitzung beivohnt, wird von G. P. nicht erkannt. Als aber H. den Namen der Mutter nennt, verrät die schreibende Hand durch heftige Bewegungen eine plötzliche Erregung und der Stift schreibt: „Natürlich, o sehr gut! Um alles in der Welt, sind Sie ihre kleine Tochter?“ — Antwort: „Ja“ — Alle Wetter, wie Sie gewachsen sind! Ich dachte oft an ihre Mutter, eine entzückende Dame!“ — Hierzu bemerkt H.: „Man muß bedenken, daß diese Sitzungen 5 Jahre nach G. P.s Tode abgehalten wurden und daß er Frä. W. 3—4 Jahre vor seinem Tode nicht gesehen hatte, daß sie noch ein kleines Mädchen war, als er sie zuletzt sah, daß sie natürlich nie besonders intim mit ihm war und sich selbstredend in den dazwischenliegenden 8—9 Jahren sehr verändert hatte.“ — Dieser Fall hat noch das eine Interesse, daß die Persönlichkeit G. P.s, mag sie nun sein, was sie wolle, nicht, wie in den früheren Fällen, ihre Kenntnis aus dem Erinnerungsinhalte der Anwesenden zu schöpfen scheint; denn da ihnen die Dame bekannt

war, läßt sich auf diese Weise die lebhafteste Erkennungsszene bei der Namensnennung nicht erklären.

Sowohl im Berichte selber, wie im Anhange giebt H. noch ein reichliches Material von Thatfachen, und zwar als ehrlicher Forscher auch solche, die mehr gegen als für seine Hypothese sprechen. Doch wollen wir uns nicht länger bei diesen Einzelheiten aufhalten, sondern hören, welchen Eindruck ihm die Gesamtheit der G. P.-Sitzungen gemacht hat.

Er sagt: „Bei ihrem ersten Erscheinen im März 1892 gab die Persönlichkeit G. P.s nicht bloß seinen Namen und die der Zirkelteilnehmer, sondern auch die der intimsten gemeinschaftlichen Freunde und bezog sich namentlich auf sehr gewichtige persönliche Angelegenheiten derselben. In der nämlichen Sitzung wurden andere Vorfälle erwähnt, die den Teilnehmern unbekannt waren, wie der Umstand, daß Frau Pelham die Chemisettknöpfe von Georgs Leiche nahm und sie ihrem Gatten gab, damit sie dieser Herrn Hart zusenden möge. Dergleichen zeigte sich eine hervorragende Erinnerung an ein Gespräch, welches G. P. zu seinen Lebzeiten mit Katharine, der Tochter seiner besten Freunde, der Howards gehabt hatte. Das waren einfache Beispiele für eine Kenntnis von Dingen, welche den Zirkelteilnehmern unbekannt waren, und wofür später noch viele Belege kamen, ferner Bekanntschaft mit Ereignissen, die auf G. P. Bezug hatten und teils vor, teils nach seinem Tode vorgefallen waren. Eine Woche darauf frug er in einer Sitzung mit Herrn Vance eingehend nach dessen Sohn und antwortete auf Fragen ganz richtig, daß er mit ihm auf dem Kollege zusammen gewesen sei. Darauf gab er eine zutreffende Beschreibung von des Zirkelteilnehmers Sommerfrische als dem Plaze eines bestimmten Besuches. Analogien dazu kamen bei verschiedenen späteren Gelegenheiten vor, wo geeignete Nachforschungen angestellt werden konnten und Erinnerungen an andere persönliche Freunde G. P.s wachgerufen wurden. Ungefähr 2 Wochen später kamen seine besten Freunde, die Howards, und gegen diese zeigte er, die Stimme des Mediums gebrauchend, so viele persönliche Erinnerung, eingehende Kenntnis und charakteristische intellektuelle und gemütliche Qualitäten, die G. P. eigentümlich waren, daß sie, die doch früher kein Interesse an irgend einem Zweige der psychischen Forschung genommen hatten, nicht im stande waren, der Ueberzeugung zu widerstehen, daß sie wirklich mit ihrem alten Freunde G. P. verkehrten. Und diese ihre Ueberzeugung

wurde durch spätere Erfahrungen noch bestärkt. Nicht zum wenigsten wichtig war zu jener Zeit seine Sorge, die er an den Tag legte, über verschiedene seiner Bücher zu verfügen und über verschiedene detailliert angegebene Briefe, welche intime und zur Publikation ungeeignete Dinge enthielten. Besonders wünschte er, seinen in Washington lebenden Vater zu überzeugen, daß diese Kommunikationen thatsächlich von G. P. ausgingen. Und bald darauf konstatierte er, daß sein Vater eine Photographie von ihm hatte kopieren lassen, obwohl derselbe nicht einmal seine Gattin davon in Kenntnis gesetzt hatte. Später erwähnt er eine Reihe von den Zirkelteilnehmern unbekannten Kleinigkeiten, bei denen Frau Howard in ihrem eigenen Hause beschäftigt war. Noch später bei einer Sitzung mit seinen Eltern in New-York zeigte sich eine eingehende Kenntnis von Familienangelegenheiten, und in einer folgenden, wo seine Eltern nicht zugegen waren, gab er Details über Handlungen, welche diese in der Zwischenzeit gethan hatten. In ihrer Sitzung und in verschiedenen anderen mit den Howards wurden zutreffende Bemerkungen gemacht über verschiedene Gegenstände, die G. P. zu Lebzeiten gehört hatten oder ihm vertraut gewesen waren und die man ihm in der Sitzung vorzeigte; auch frug er nach anderen ihm gehörigen Artikeln, die nicht in die Sitzungen mitgebracht worden waren, und zeigte eine eingehende und vertraute Erinnerung an Ereignisse, die auf ihn Bezug hatten. Wo es sich um das Erkennen von Gegenständen und ihre Beziehungen zu ihm handelte, haben die G. P.-Kommunikationen, so viel ich weiß, niemals versagt, ebensowenig bei dem Wiedererkennen persönlicher Freunde. Ich kann im allgemeinen sagen, daß aus der großen Zahl von Zirkelteilnehmern, die als Fremde zu Frau P. gingen, die sich manifestierende Persönlichkeit G. P.'s die einstigen Freunde des lebenden G. P. herausfand, gerade so, wie es G. P. wahrscheinlich zu Lebzeiten auch gethan haben würde. . . . Bei einer der früheren Kommunikationen unternahm er es ausdrücklich, alles aufzubieten, um den Beweis von seiner Fortexistenz und der anderer Intelligenzen zu liefern, gemäß seines Versprechens, welches er, wie er mich erinnerte, mir 2 Jahre vor seinem Tode gegeben hatte, daß er nämlich, wenn er vor mir stürbe und sich dann noch existierend finden würde, dann die Aufgabe auf sich nehmen wolle, die Thatfachen zu beweisen. Und in der Ausführung des Versuches, die Schwierigkeiten der Kommunikation so viel wie möglich zu überwinden, in seiner dauernden Bereitwilligkeit, als Helfer in den

Sitzungen zu dienen, in der Wirkung, die er durch seine Ratschläge hervorgebracht hat, sowohl auf mich als Forscher als auf viele andere Teilnehmer und Kommunikatoren, hat er, so weit wenigstens ein Urtheil bei einem so komplizierten und noch so viele dunkle Punkte aufweisenden Probleme gestattet ist, all die Schärfe und Beharrlichkeit entfaltet, die so besonders charakteristisch für G. P. bei Lebzeiten war.

Schließlich war der Charakter dieser Mittheilungen kein launischer sprunghafter, sondern sie tragen die Anzeichen einer ununterbrochenen, lebendigen und andauernden Persönlichkeit an sich, welche sich Jahre lang hindurch manifestiert und die nämlichen Kennzeichen einer selbständigen Intelligenz an sich trägt, mögen nun Freunde des Verstorbenen zugegen sein oder nicht. Ich habe von verschiedenen Fällen gehört, wo G. P. Leuten seinen Beistand lieh, die nie etwas von ihm gehört hatten; und von Zeit zu Zeit bezog er sich auf Angelegenheiten, mit denen G. P. zu Lebzeiten vertraut gewesen war, ich aber nicht, und zwar einige Male in einer Weise, die darauf hindeutete, daß er bis zu einem gewissen Grade Ereignisse unserer Welt erkennen konnte, welche Personen betrafen, an deren Wohlergehen er, wenn noch am Leben, einen regen Anteil genommen haben würde. —

Auf der anderen Seite müssen wir gewisse Fehler und Irrtümer, sowie gewisse wirkliche und scheinbare Ungenauigkeiten in Betracht ziehen, die dem lebenden G. P. schwerlich passiert wären; und diese heischen eine Erklärung, wenn wir trotz ihrer die Manifestationen als von der echten Pelham-Persönlichkeit ausgehend betrachten wollen. Ich will jetzt nur kurz auf sie eingehen und später eine allgemeine Erklärung derselben bringen.

Die Intelligenzen, die sich durch Frau P.s Trance manifestieren, pflegen dabei augenscheinlich vier verschiedene Methoden zu gebrauchen. 1. wird Frau P.s Stimme direkt durch die Intelligenz selber gebraucht. Das Hauptbeispiel dafür ist Phinuit; doch gab und giebt es noch verschiedene andere Persönlichkeiten, welche die Stimme direkt und unabhängig von Phinuit zu gebrauchen vermögen. 2. Phinuit oder ein anderer sogenannter Kontrolgeist dient als Vermittler. Fast alle Nachrichten in den früheren Jahren von Frau P.s Trance wurden auf diese Weise gegeben. 3. Die fragliche Intelligenz benutzt Frau P.s Hand zum Schreiben. Seit sich bei dem Medium die automatische Schrift entwickelt hat, kommen fast alle Mittheilungen auf diesem Wege.

4. G. P. oder sonstwer braucht die Hand als Mittelsperson und Schreiber.

Die meisten Mitteilungen G. P.'s sind durch automatisches Schreiben direkt entstanden. Nur einige wenige aber recht wichtige kamen am Anfange durch die Vermittelung Phinuit's. Sehr wenige Intelligenzen vermögen überhaupt die Stimme zu gebrauchen. Manche haben es ohne Erfolg versucht. G. P. besaß die Herrschaft über dieselbe nur kurze Zeit nach seinem Tode, später nicht mehr. Der Hauptvorteil beim Gebrauche der Stimme ist der, daß die Unterhaltung natürlicher dahinfließt, etwa so wie zwischen lebenden Personen, und daß die Intelligenz nicht so sehr durch Unterbrechungen u. seitens der Zirkelteilnehmer aufgehalten wird. Der Hauptnachteil ist der, daß die resultierende Sprache ein Bestreben zeigt, sich mehr oder minder von der Sprache zu entfernen, welche die betreffende Intelligenz zu Lebzeiten geführt haben würde. Es ist augenscheinlich — und das können wir a priori erwarten, — für die sich kundgebende Persönlichkeit viel schwerer, die Sprache den Gedanken anzupassen, wenn sie, wie wir annehmen müssen, Besitz ergreift von den Sprachzentren des Mediums, als wenn sie sich der Schreibfähigkeit desselben bedient . . .

Wir wollen nun einmal annehmen, wir unterhalten uns mit zwei oder drei Freunden, sind aber gezwungen, unsere Gedanken zu buchstabieren, anstatt sie in gewöhnlicher Weise auszusprechen, und sind dabei unweigerlich an diese Art des Ausdruckes gebunden, was die Freunde auch thun oder sagen mögen. Wir wollen annehmen, wir würden nach jedem zweiten oder dritten Worte unterbrochen mit der Frage: „Wie heißt das letzte Wort?“ und werden aufgefordert, es noch einmal, manchmal öfter, zu wiederholen. Wir wollen dann annehmen, wir würden durch neue Fragen unterbrochen, bevor die vorangehende Antwort beendet ist, ferner, daß es vielleicht sehr schwierig für uns ist, die gestellten Fragen präzise zu verstehen. Nachdem wir dies Experiment gemacht haben, wollen wir annehmen, daß wir nun, statt unsere eigene Stimme zum Buchstabieren brauchen zu dürfen, an die eine Seite einer Maschine gestellt werden, die so konstruiert ist, daß die Gedanken, die uns durch den Sinn gehen, die Neigung haben, auf der anderen Seite derselben niedergeschrieben zu werden, aber nicht so schnell, wie wir sie denken, und daß die, welche sich mit uns unterhalten, unsere Gedanken nur insofern erfahren, als sie niedergeschrieben werden. Wir wollen ferner annehmen, daß eine oder mehrere Per-

sonen neben uns an der Maschine ständen und mit uns oder mit einander reden, so daß wir es hören und daß infolgedessen auch ihre Worte die Tendenz haben, niedergeschrieben zu werden. Ferner, daß uns die Behandlung der Maschine nicht ganz vertraut sei, und daß infolge einer Unvollkommenheit an derselben die Worte nicht genau so niedergeschrieben wie gedacht werden. Schließlich wollen wir annehmen, daß derjenige Teil der Maschine, an welchem wir uns befinden, mit einem mehr oder minder betäubenden Gase angefüllt sei, welches einen partiellen Verlust des Bewußtseins herbeiführt; daß dieses Gas manchmal giftiger ist als sonst (Schwäche oder Krankheit des Mediums) und daß seine Wirkungen sich gewöhnlich bei längerem Verweilen an der Maschine steigern.

Die hauptsächlichsten Mißerfolge haben, glaube ich, ihre Ursache in der Unkenntnis der Zirkelteilnehmer, daß G. P. etwa unter derartigen Bedingungen mit ihnen verkehrte. Und ich kann meine Ueberszeugung nicht stark genug betonen, daß jede weitere Untersuchung auf diesem Gebiete nutzlos ist, wenn die Forscher nicht immer das Vorhandensein solcher Bedingungen im Auge behalten. Ist man sich einmal über diese Beschränkungen klar geworden, so kann man sie wohl abändern und ihren Effekt auf ein Minimum reduzieren; und nach meiner Meinung muß sich die psychische Forschung in erster Linie mit einer genauen und eingehenden Konstatierung aller dieser Hindernisse befassen, und mit der Frage, bis zu welchem Grade man sie entfernen kann. Nochmals wiederhole ich: ich halte dies für wahr, auch dann, wenn die Intelligenzen lediglich Bruchstücke von Frau P.s Persönlichkeit sein sollten.

Wenn wir diese Umstände im Auge behalten, werden wir die Fehlversuche G. P.s leicht begreiflich finden. Daß geschriebene Mitteilungen nach vielen Unterbrechungen seitens der Zirkelteilnehmer und nach mehrfacher Unmöglichkeit, die Niederschrift zu entziffern, gelegentlich konfus und unzusammenhängend erscheinen können, wird niemand überraschen. Auch läßt sich erwarten, daß der Inhalt häufig, besonders gegen Ende der Sitzung mit zunehmender Erschöpfung außerordentlich automatisch und geistlos wird, und ebenso, daß Fragen, die man in dieser Phase an die Intelligenz richtet, nach den ersten besten unbestimmten Assoziationen beantwortet werden, welche an die Oberfläche des veragenden Bewußtseins kommen.

Es kommen noch Irrtümer anderer Art vor, die aber, wie ich

glaube, mit dem Identitätsbeweise nichts zu thun haben. Ich meine hier seine Prophezeiungen, seine Beschreibung von Vorfällen, die sich in unserer Welt nach seinem Tode ereignet haben und seine Versuche, verlorene Gegenstände wieder aufzufinden. Derartige Vorfälle geben uns vielmehr das Mittel an die Hand, die Erkenntnisgrenzen jener Intelligenzen zu bestimmen; und korrekte Antworten auf derartige Fragen stärken nur den Beweis für das Vorhandensein übernormaler Fähigkeiten, die über Telepathie von Seiten der Zirkelteilnehmer hinausgehen, liefern aber keinen Anhaltspunkt für einen etwaigen Identitätsbeweis.“

Das wäre das wichtigste in betreff des Falles G. P. H. giebt nun in einem folgenden Kapitel noch eine Reihe von Beobachtungen, welche andere Intelligenzen betreffen. Es sind gar manche Fälle dabei, die in einem weniger peinlich gewissenhaften Organe als die Proceedings sicher als schlagende Identitätsbeweise aufgeführt werden könnten. Viel neue Gesichtspunkte werden aber durch sie nicht eröffnet; und da ohnehin das wichtigste daraus am Schlusse rekapituliert wird, so wollen wir hier nicht näher darauf eingehen.

In dem folgenden Kapitel macht sich der Verfasser nun an die Kritik des Thatfachenmaterials. Auffällig ist der große Unterschied zwischen dem früheren und späteren Phänomen. In der ersten Periode manifestiert sich fast ausnahmslos die Phinuit-Persönlichkeit, welche, wenn es sich um andere Intelligenzen handelt, als deren Dolmetscher dient. Mit dem Erscheinen der Pelham-Persönlichkeit nehmen die Äußerungen einen viel dramatischeren Charakter an, und zwar so, daß nicht bloß nach einander verschiedene Individualitäten auftreten, sondern daß sie sich auch zu gleicher Zeit bemerklich machen, indem die eine durch die rechte, die andere durch die linke Hand schreibt, während sich eine dritte der Sprache bedient. Wir müssen also bisweilen drei wohl-individualisierte Ströme von Bewußtsein annehmen, die parallel neben einander herlaufen, ohne sich zu vermischen. Wie stellt sich nun die Sache dar, wenn wir das Medium als einzigen Quell der Phänomene annehmen? H. wählt da ein recht glückliches Beispiel aus der Astronomie, indem er sagt: „Der scheinbare Stern der Individualität ist nicht einfach, sondern ein Doppelstern, ein dreifacher, oder vielfacher, oder er löst sich in ein ganzes Sonnensystem bezw. in eine Gruppe von Asteroiden auf. Und wir finden in den Bruchstücken von Frau P.s zersplitterter Individualität die vorgeblichen verstorbenen Freunde der

Anwesenden. Vielleicht ist es nicht nötig, für jeden Geist ein bestimmtes Fragment der Persönlichkeit der Frau P. anzunehmen. Vielleicht haben einige derselben wie Phinuit und Pelham sich selbstständig abgesondert; sie sind die vorherrschenden Gruppen der Bewußtseins Elemente, welche durch Konversation mit den lebenden Freunden der von ihnen dargestellten Verstorbenen, und durch Telepathie von diesen Freunden und einigen Abwesenden eine so bestimmte Form erlangt haben, daß sie als sehr gute Nachbildungen der Verstorbenen gelten können. Sie ähneln einer weichen Masse, die in einer Gießform eine bestimmte Gestalt erlangt hat und nun ziemlich erhärtet ist." Andere dagegen finden keine Zeit zum Erhärten, sondern werden vorher schon in andere Formen umgegossen. Wenn wir also den ganzen Umfang von Frau P.'s Persönlichkeit mit den Buchstaben von A—Z bezeichnen, so wären etwa A—N die ziemlich erhärteten, O—Z die ihre Gestalt wechselnden Teile. Auch ist H. ein viel zu guter Kenner der Suggestion, des Unterschwellenbewußtseins und ähnlicher absolut animistischer Phänomene, als daß er diese Hypothese als absolut unmöglich verwerfen sollte. Nur scheint ihm die andere einfacher und wahrscheinlicher.

Aber man könnte einwerfen: „Wenn es wirklich Verstorbene sind, warum geben sie uns nicht mehr Beweise? Wenn wir auf der Zeugenbank einem Kreuzverhöre unterworfen würden, könnten wir unsere Sache viel besser machen als selbst Pelham; und warum haben so viele andere auch nicht annähernd so viel Klarheit entfaltet, wie er? Warum all das unzusammenhängende verwirrte und nichts sagende Zeug? Warum die Irrtümer und das Mißlingen, selbst in den Fällen, wo andere schlagende Beweise für die wirkliche Gegenwart der Verstorbenen zu sprechen scheinen? Warum kommt in manchen Fällen so vielerlei, was diesen gänzlich unähnlich sieht? Und warum erhalten so viele Teilnehmer fast gar nichts Korrektes? Zugegeben, daß Frau P. im echten Trance ist, und daß sie eine Menge Nachrichten giebt, die sie nicht auf normalem Wege erlangt haben kann, so zeigen sich doch so viel Irrtum, Ungenauigkeit und völlige Fehlschläge, daß wir unmöglich annehmen können, die Manifestationen stammten wirklich von den vorgeblichen Personen. Wir dürfen nicht ein oder zwei Fragmente isolieren. Nimm die Kommunikationen als Ganzes, und du wirst in ihnen schwerlich das finden, was du von unseren Freunden, die einst mit uns lebten, erwarten kannst.“

Darauf antwortet H. mit der Gegenfrage: „Was dürfen wir denn eigentlich von entkörpernten Geistern erwarten, und in wie weit decken sich damit die erhaltenen Resultate?“ — Wenn in der That jeder von uns ein Geist ist, der den Tod des fleischlichen Organismus überlebt, so meine ich, dürfen wir berechtigterweise einige Vermutungen aufstellen über die Fähigkeit eines körperlosen Geistes, mit einem noch im Körper befindlichen zu verkehren. Selbst unter den besten Vorbedingungen, — die wohl fast niemals gegeben sind, — ist vielleicht das Vermögen, sich verständlich zu machen, eine so seltene Gabe, wie die eines großen Künstlers, Mathematikers oder Philosophen. Es ist vielleicht eine gänzlich irrige Annahme, daß alle Personen, alt oder jung, gut oder böse, stark oder schwach, und wie beschaffen ihr Leben und Tod auch gewesen sein mag, alle in ihrer Fähigkeit, klare Auskünfte aus jener Welt in diese gelangen zu lassen, mit einander zu vergleichen seien. Auch ist vielleicht infolge des Wechsels, der mit dem Tode zusammenhängt, mancher im Anfange sehr verwirrt, und solch eine Verwirrung mag eine beträchtliche Zeit andauern; und selbst wenn er mit seiner neuen Umgebung vertraut geworden ist, so ist es doch keine unvernünftige Annahme, daß es ihn wieder verwirrt macht, wenn er in Beziehungen zu irgend einem menschlichen Organismus tritt. Der Zustand mag einem Erwachen aus einer langen Periode von Bewußtlosigkeit in einer fremden Umgebung ähneln. Wenn mein irdischer Körper in seinem Zustande bewahrt werden könnte, und es mir möglich wäre, ihn für Tage, Monate und Jahre zu verlassen und dabei ein Dasein unter gänzlich anderen Bedingungen zu führen, und wenn ich dann wieder in den Körper zurückkäme, so würden wohl meine ersten durch ihn zu stande gekommenen Manifestationen sehr verwirrt und unzusammenhängend sein. Und um wie viel mehr nun, wenn es sich um Zurückkehr in einen anderen Körper handelt! Aphasie und Agraphie in ihren verschiedenen Formen möchten mich hindern, ich möchte vielen Mißerfolgen durch Hemmung unterworfen sein, die Bedingungen dürften mir erschöpfend und lästig vorkommen, und mein ganzer Geisteszustand dürfte einen automatischen und traumartigen Charakter annehmen. Nun zeigen die Intelligenzen in Frau P.s Trance genau die Verwirrung und Zusammenhanglosigkeit, welche wir nach meiner Meinung a priori bei ihnen annehmen müßten, wenn sie das wären, was sie vorgeben zu sein. Auch G. P. schien sich selber davon Rechenschaft abzulegen; er schrieb einmal:

„Wir haben unsere Freunde in dem Traumleben — euerm Leben so zu sagen — welches uns immer anziehen wird, solange wir dorten Freunde haben, die in der materiellen Welt schlafen; ihr seid für unsere Gefühle gleichsam im Schlafe, ihr kommt uns wie Gefangene vor, und um mit euch in Verbindung zu treten, müssen wir in eure Sphäre übergehen, und gleich euch einschlafen. Daher die Verwirrung und das Durcheinander.“

Also aus zwei Gründen müßte es Verstorbenen schwer fallen, sich in ihrem ganzen Wesen zu manifestieren: 1. sind sie überhaupt nicht mehr vertraut mit den Bedingungen eines groben stofflichen Organismus, man kann sie einem Fische vergleichen, der aus dem Wasser genommen ist oder einem Vogel, dem man darin eingetaucht hat. 2. kommt die Schwierigkeit in Betracht, einen solchen grobstofflichen Körper zu regieren, der nie der eigene war. Sie waren früher so zu sagen auf eine komplizierte Sprech- und Schreibmaschine eingeübt und sollen sich jetzt, um bei der Analogie zu bleiben, eines anderen Systemes bedienen. Der Fall ist ein ähnlicher, wenn wir annehmen, daß die Verstorbenen anstatt des Nervensystemes des Mediums direkt dessen Bewußtsein beeinflussen. In diesem Falle muß ein telepathischer Prozeß angenommen werden. Nun wissen wir aber aus zahlreichen telepathischen Experimenten zwischen Lebenden, daß der Percipient niemals den vollen Bewußtseinsinhalt des Agenten erfährt. Von welchem Standpunkte also wir die Sache betrachten, ob wir annehmen, daß das Bewußtsein des Mediums von dem angeblichen Geiste beeinflusst, oder daß sein Nervensystem direkt von der anderen Intelligenz benützt wird, Dunkelheiten und Mängel müssen wir immer erwarten.

Nun könnte man aber sagen: Wir wollen zugeben, daß die Kommunikation wahrscheinlich so ausfallen würden, wenn sie von Verstorbenen herrührten. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß sie wirklich von ihnen herrühren. Der nämliche ungleichmäßige und fragmentarische Charakter muß sich auch bei der Telepathie Lebender einstellen.

Darauf antwortet H., daß das Resultat nicht das nämliche sein würde. In beiden Fällen werden die Resultate fragmentarisch sein, aber nicht auf dieselbe Weise fragmentarisch.

Das ist der Punkt, um den es sich handelt; und hierdurch ließe sich eventuell die Geisterhypothese beweisen. H. sagt ausdrücklich

eventuell, weil nach seiner Meinung augenblicklich noch lange nicht genug Material vorliegt, um diese Frage entgeltig zu entscheiden.

Die folgenden Schlüsse haben also nur unter der Voraussetzung Gültigkeit, daß das vorliegende Material einen typischen Fall enthält, daß es ausreichend sei und keine irreführende Anomalien enthielte. Solches angenommen, kommt der Verf. zu folgenden Ergebnissen. In all den Fällen, bei denen Sachen erwähnt werden, welche den Anwesenden unbekannt sind, aber später von anderen bestätigt werden, kann es sich immerhin um Telepathie zwischen Abwesenden und dem Geiste des Mediums handeln, obwohl die Möglichkeit einer derartigen Telepathie, wobei der Agent passiv sein müßte, experimentell nicht erwiesen ist. Dasselbe gilt auch von jenen, wo der angebliche Verstorbene den Lebenden kennt und ihn an etwas vielleicht halb Vergessenes erinnert, woran derselbe im Augenblicke jedenfalls gar nicht gedacht hat. Wenn nun aber ein Forscher wie H. so viele Jahre lang mit einem Medium experimentiert, und dabei ein ganz enormes Material erhält, oft Thatfachen, die nur ihm allein von den Lebenden bekannt waren, so sollte man, meint er, bei der Annahme der Telepathie zum Schlusse gelangen, daß alle die Erinnerungen, die sich in seinem sub- oder supraliminalen Bewußtsein gleich gut konserviert haben, auch gleich gut auf Frau P. übertragen müßten. Das ist aber nicht der Fall. Es ist mehrfach vorgekommen, daß, während z. B. A., B. und C. in seiner Erinnerung gleich gut vertreten waren, nur A. und B. sich gleich gut durch das Medium manifestierten, C. indessen eine beträchtliche Verworrenheit zeigte. Er kommt also zum Schlusse, daß alle drei unabhängige Existenz haben, und daß A. und B. gut, C. dagegen schlecht zur Kontrolle des Mediums geeignet sei. Und zwar beobachtete H., daß Personen, die in geistiger Umnachtung aus dem Leben geschieden waren, längere Zeit nach ihrem Tode eine derartige Unklarheit veranlaßten. H. allein, abgesehen von den Personen, die ihn unterstützten, hat 5 Fälle beobachtet, wo ihm die Erinnerung an die Verstorbenen ganz lebhaft gegenwärtig war, ohne daß er klare Kommunikationen von ihnen erlangen konnte; alle 5 waren in geistiger Umnachtung gestorben, drei davon durch eigene Hand. Uebrigens betont auch hier der gewissenhafte Forscher ausdrücklich, daß zu einem endgültigen Schlusse nicht genügend Material vorliege. Auch gleich nach dem Tode soll es dem Verstorbenen nicht leicht sein, sich zu manifestieren. Eine Intelligenz, die sich öfter kund gab, zeigte ein-

mal den Tod eines nahen Verwandten an und sagte, er sei noch zu verwirrt, um sich selber zu melden. Hierbei ereignete sich noch ein Vorfall, der für Leute, die es nicht allzu streng nehmen, als guter Identitätsbeweis dienen könnte. Sie sagte nämlich ferner, daß sie beim Tode dieses Verwandten zugegen gewesen und von ihm erkannt worden sei. Sie gab die Worte an, welche sie an ihn gerichtet habe, und welche ungewöhnlich waren. Es wurde später von den Leuten, welche an dem Sterbelager zugegen gewesen waren, konstatiert, daß der Sterbende in der That seine verstorbene Verwandte zu sehen und diese ihre Worte zu hören geglaubt hatte. Wertvoll ist der Fall immer, wie man ihn auch deuten will, da infolge der obwaltenden genau beschriebenen Verhältnisse ein Betrug völlig ausgeschlossen war, also jedenfalls ein übersinnliches Phänomen vorliegt.

Bei Annahme der spiritistischen Hypothese sind eben dreierlei Möglichkeiten für ein Mißlingen und für Verwirren gegeben: 1. Sie liegt im Geiste des Abgeschiedenen, mag er nun eine Mitteilung durch ein Medium machen oder nicht; sie hat ihren Grund in seinem geistigen Zustande zu Lebzeiten. 2. Die Verwirrung ist bei dem Verstorbenen und liegt in den Bedingungen, in die er gerät, wenn er sich durch das Medium kundgeben will. 3. Die Verwirrung kommt daher, daß es dem Verstorbenen nicht gelingt, das Medium unter seine vollständige Kontrolle zu bringen. Liegen die Bedingungen 2 oder 3 vor, so wirkt die Unbekanntheit der Teilnehmer mit dem Prozesse noch erschwerend.

Eine weitere Stütze der Geister-Hypothese findet H. in dem Verhalten, welches Kinder gezeigt haben, die in einem frühen Alter starben. Von ihnen konnten durch die Vermittlung Phinuits und Pelhams nur unbedeutende Mitteilungen erhalten werden, ganz entsprechend dem armen Bewußtseinsinhalte der Verstorbenen, während doch in der sub- und supraliminalen Erinnerung der Lebenden, welche sie gekannt hatten, besonders der Eltern ein viel reicherer Schatz aufgespeichert war. Dies scheint mir eines der stärksten Argumente H.s. Dagegen kann ich dem nicht beistimmen, wenn er folgenden Fall als besonders beweiskräftig anführt: Ein kleines verstorbene Mädchen, welches im Leben oft für einen Buben gehalten worden war, wurde von der Phinuit-Persönlichkeit auch für einen solchen genommen, obschon die Eltern anwesend waren. Dies Argument wird hinfällig, wenn man denkt, daß doch wohl bei der Telepathie Gedankenbilder übertragen

werden, und daher durch den täuschenden Schein Frau P.s subliminales Bewußtsein ebenso irreführt werden konnte, wie der selbständige Geist Phinuit. Schließlich deutet noch eine Reihe von Fehlern und Versagern G. P.s auf die Richtigkeit der gleichen Hypothese. Er war, seine selbständige Existenz angenommen, wie kein anderer Verstorbener mit dem Mechanismus des Mediums vertraut. Wäre er nun bloß ein abgespaltetes Stück von Frau P.s Persönlichkeit, warum gelang es ihm immer, wenn lebende Bekannte des Abgeschiedenen zugegen waren, deren Namen, Zunamen und sogar Uebennamen richtig zu geben, während das anzunehmende Hellsehen versagte, wenn es sich um Leute handelte, die dem lebenden G. P. unbekannt gewesen waren?

Darauf kommt H. zu folgendem Schlusse: „Ich glaube nun, daß wir durchaus nicht genug Material an der Hand haben, um ein endgültiges Urteil abzugeben, ob schon ich die angezogenen Beispiele für ziemlich beweiskräftig zu Gunsten des Vorhandenseins selbständiger Intelligenzen halte. Ich versuche hier keinen Beweis zu führen, sondern nur anzugeben, daß Thatfachen vorliegen, welche für neue Forscher und weitere Untersuchungen die Direktion angeben. Und dadurch erst ließe sich vielleicht Material für einen definitiven Schluß sammeln. Und ich betone ausdrücklich, daß ich unter definitivem Schlusse nicht den Ausschluß jeder anderen Hypothese meine. In einem weiteren Berichte unter Herbeiziehung neuen Materiales hoffe ich, den Versuch unternehmen zu können. Eingehend in Betracht zu ziehen wäre die allgemeine Psychologie des Gedächtnisses, und die eingehende Würdigung des geistigen Automatismus, wie er sich darstellt in Traum und Träumerei, in Delirium und Geisteskrankheit, im hypnotischen Schlafe und mehr oder minder verwandten Zuständen, wo die Manifestationen der betreffenden Persönlichkeit in mancher Hinsicht und in verschiedenem Grade von dem normalen tagwachen Bewußtsein abweichen. Nachdem er diesen Vorbehalt ausdrücklich und eindringlich betont hat, giebt er seine vorläufigen Schlüsse:

„Die dauernden Fehlversuche mancher Intelligenzen unter verschiedenen Bedingungen, die ersten Fehlversuche anderer Intelligenzen, die sich bald zu völliger Klarheit entwickeln, und deren erste Versuche augenscheinlich klarer werden durch die Beihilfe seitens anderer Persönlichkeiten, die mehr Erfahrung zu haben behaupten, die hervorragend eigenthümliche rasch verschwindende Verwirrung von Verstorbenen bald nach dem Tode, die wohl eine Folge desselben sein dürfte, . . . die

deutliche Erinnerung bei kleinen Kindern bald nach dem Tode, im Gegensatz zu dem Vergessen kindlicher Angelegenheiten nach mehreren Jahren bei solchen Intelligenzen, die als Kinder starben: all das deutet auf eine entschiedene Beziehung zu den Verstorbenen und ist gerade das, was wir unter den obwaltenden Bedingungen erwarten sollten.

Auf der anderen Seite fehlen diejenigen Züge, die wir bei der Telepathie Lebender erwarten sollten. Daß Personen, die sonst nach dieser Hypothese als gute Agenten gelten müßten, andauernd und oft versagen sollten, wenn es sich um gewisse Verstorbene handelt, daß Intelligenzen von einem klaren Typus, die sich zum ersten Male manifestieren, besonders wenn sie vorgeben, es direkt zu thun, auch dem erfahrenen Agenten Sonderbarkeiten zeigen sollten, der mit dem modus operandi ganz vertraut ist, daß sich eine eigenthümliche temporäre Verwirrung kurz nach dem Tode zeigen sollte, der manchmal in wenigen Tagen eine völlige Klarheit folgt, ohne daß es den Anschein hätte, als ob eine Aenderung im Agenten aufgetreten wäre, (außer es handelt sich um eine Verringerung der telepathischen Kraft) daß es eine besondere Form von mentalem Automatismus geben sollte, welche vorgebe, nicht der Geist des angenommenen Agenten oder angenommenen Percipienten zu sein, sondern der Geist einer verstorbenen Person, daß die Erinnerung an kleine kürzlich verstorbene Kinder eine spezielle telepathische Wirkungskraft haben sollte, solche Resultate anzunehmen, haben wir keinen Grund, nach dem, was wir wissen oder Grund haben, vorauszusetzen, in Betreff der Telepathie zwischen lebenden Personen.

Kurz, auf der einen Seite eine gewisse Beschränktheit in den Mittheilungen, die durch die Hypothese der Verstorbenen erklärt wird, für die aber kein Grund in der Annahme der Telepathie Lebender vorhanden wäre, auf der anderen Seite Verschiedenheiten bei verschiedenen Intelligenzen, die sich durch direkte Kommunikation mit diesen erklären lassen, aber unerklärt bleiben, wenn wir die Erscheinungen auf Frau B.s Persönlichkeit beziehen wollen. Und außerdem dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß für so eine weitgehende Telepathie zwischen Lebenden kein weiterer experimenteller Beweis vorliegt, daß wir also zur Aufrechterhaltung dieser Hypothese einer weiteren Hypothese bedürfen.“

Dies wäre der Bericht. Doch möchte ich noch einige Bemerkungen H.s nicht unterdrücken, welche sozusagen die Phänomenologie dieses

Trancezustandes enthalten, denn sie geben uns ein sehr gutes Bild von dem äußeren Vorgange bei den Sitzungen: H. sagt:

„Sobald Frau P.s Trance beginnt, verschwindet ihr supraliminale Bewußtsein, und ihr subliminale macht sich bemerklich. Es hat den Anschein, als versänke ihr tagwaches Bewußtsein und ihr Unterbewußtsein erhöhe sich. Es giebt einen Zeitpunkt, wo die beiden Zustände sich gewissermaßen durchkreuzen. Sie ist sich dann traumhaft bewußt, sowohl der anwesenden Personen wie der „Geister“. Es scheint, als empfinde sie beide Welten. Dieser Uebergangszustand ist gewöhnlich kurz und wechselnd. Sie sieht Gestalten und hört Stimmen, ehe sie das Bewußtsein ihrer gewöhnlichen körperlichen Umgebung ganz verloren hat, wie dies ihre gelegentlichen Bemerkungen beweisen, die sie an die Anwesenden oder an die Persönlichkeiten, die sie scheinbar sieht und hört, richtet. Auf der zweiten Stufe ist ihr supraliminale Bewußtsein gänzlich verschwunden und nur das subliminale in Thätigkeit. Ihre eigene Persönlichkeit scheint zu ihrem Organismus im gleichen Verhältnisse zu stehen, wie Phinuit oder sonst ein kontrollierender „Geist“. Auch dieser Zustand dauert nur kurze Zeit, wenn sie in Trance gerät. — — — Sie scheint sich jetzt nicht wie im vorangegangenen Zustande in träumerischer Weise zweier Welten bewußt zu sein, sondern hat das klare und volle Bewußtsein — nennen wir es Unterichwellenbewußtsein — daß sie vielmehr einer anderen als unserer physischen Welt angehört. Auf der nächsten Stufe verschwindet auch dies Bewußtsein, es scheint sich von einer direkten Herrschaft über den Körper zurückgezogen zu haben, dessen oberer Theil jetzt steif und leblos ist. Mir scheint es, als ob Frau P.s tagwaches Bewußtsein irgendwie schläft, daß sich ihr subliminales Bewußtsein von der Herrschaft über den Körper frei macht und das tagwache mit sich nimmt. Auf alle Fälle steht ihr Körper nicht länger unter der Herrschaft irgend einer dieser Bewußtseinsformen. Ihr Oberkörper fällt nach vorn über und der Kopf wird durch Kissen auf dem Tische unterstützt. Jetzt oder bald darauf entsteht eine leichte Störung im Oberkörper, der etwas von seiner Leblosigkeit verliert, und bis zu einem gewissen Grade unter die Herrschaft eines fremden Bewußtseins kommt. Zu dieser Zeit oder schon in einem der früheren Zustände machen der rechte Arm und die rechte Hand scheinbar unter fremder Kontrolle Schreibbewegungen.“

Beide Hände werden wie es scheint von verschiedenen Intelligenzen

kontrolliert und auch die Stimme ist offenbar für sich unabhängig. Seit dem Verschwinden der Phinuit-Persönlichkeit wurde die Stimme nur mehr ausnahmsweise gebraucht.

„Jenes Bewußtsein, welches die Hand kontrolliert, unterhält sich mit den Teilnehmern schriftlich, ohne doch, so weit ich es beurteilen kann, sich dessen bewußt zu werden, daß es schreibt. Der Akt des Schreibens scheint ein automatisches Repitieren, das durch den Nervenapparat von Frau P.s Organismus erzeugt wird, und von dem sich jenes Bewußtsein, das die Unterhaltung führt, so wenig Rechenschaft giebt, wie irgend ein Mensch, der in einen Phonographen spricht, von der Repetierung seiner Worte auf dem Wachscylinder. Der Gehörsinn für das Bewußtsein scheint in der Hand zu sein, und gegen diese muß der Anwesende sprechen, wenn er verstanden werden will. Offen gestanden, eine genügende Erklärung von dem eben beschriebenen Prozesse vermag ich nicht zu geben. Ich weiß nicht, welches die präzise Beziehung zwischen dem Bewußtsein und der Hand ist. Ich weiß nicht, ob die motorischen Zentren des Gehirnes, welche für gewöhnlich die Beziehungen von Hand und Arm kontrollieren, in Thätigkeit sind oder nicht. Ich möchte glauben, daß es nicht der Fall ist. Wenigstens nicht auf die gewöhnliche Art und Weise. Die so entstandene Schrift unterscheidet sich sehr von Frau P.s gewöhnlicher. Die Gedanken, welche durch das die Hand kontrollierende Bewußtsein gehen, zeigen Tendenz, niedergeschrieben zu werden, und augenscheinlich besteht eine von den Schwierigkeiten darin, die Gedanken, welche nicht für den Teilnehmer bestimmt sind, auszuschalten. Oft wird behauptet, daß noch andere Intelligenzen zugegen seien, und das Bewußtsein in der Hand hört auf sie, als ob sie dicht dabei wären, wie es auf die Zirkelteilnehmer hört, indem es die flache Hand hinstreckt, und deren Haltung ein wenig ändert, als wollte es die Gegend, wo der kleine Finger in den Handteller verläuft, gegen den Mund des Teilnehmers bringen. Auch unter den günstigsten Bedingungen kommt es vor, daß das Geschriebene gelegentlich Bemerkungen enthält, die nicht für die Niederschrift bestimmt waren, Worte, die von irgend einer Intelligenz an das die Hand kontrollierende Bewußtsein gerichtet waren, oder von solcher Intelligenz an irgend eine andere. In ungünstigen Fällen dagegen, wo die Fähigkeit der Isolierung ganz zu fehlen scheint, ist die Schrift nur ein Gemengsel von dem Gedachten aller möglichen zu supponierenden Persönlichkeiten. Dagegen war in den Fällen, wo die

Stimme von einer anderen Intelligenz kontrolliert zu werden schien, als die Hand, niemals eine Vermischung dieser beiden Quellen der Information zu konstatieren.

Das Verhalten der Hand während einer Sitzung nicht nur in Beziehung zu den Teilnehmern, sondern auch in Beziehung zu einer oder mehreren jener indirekt kommunizierenden Intelligenzen, für welche einige der direkt kommunizierenden als Vermittler zu dienen behaupten, läßt sich nicht leicht beschreiben. Es macht bisweilen den Eindruck, als ob die direkt verkehrende Intelligenz sich mit den indirekt verkehrenden unterhielte (wenn bisweilen der Schreibmechanismus der Hand Schreibbewegungen in der Luft ausführt) und auf sie, wie oben beschrieben wurde, hörte; bisweilen, als ob ein Bewußtsein die Hand verließ, um einem anderen Platz zu machen u.; . . . und so zeigt das Verhalten eine große Mannigfaltigkeit. Die Intelligenzen selber behaupten, den Zusammenhang zwischen dem Ausdenken ihrer Gedanken und der Niederschrift derselben nicht genau zu kennen, ja nicht einmal zu wissen, welche Handbewegungen dabei hervorgebracht werden.“

Der Prozeß des Erwachens ist der nämliche, wie der des Einschlafens. Der Körper durchläuft offenbar die gleichen Phasen wie zuvor, natürlich in umgekehrter Reihenfolge.

Nun läßt H. eine Erklärung der fraglichen Intelligenzen über das Zustandekommen dieser Phänomene folgen. Es versteht sich, daß wir eine solche sehr *cum grano salis* aufnehmen müssen, wenn wir uns nicht in die Gebiete des blödesten Offenbarungspiritismus verirren wollen. Denn erstens müssen wir immer daran festhalten, daß die auf Grund der vorliegenden Arbeit gewonnenen Resultate die Möglichkeit einer spiritistischen Erklärung der Phänomene zwar näher gerückt, aber infolge von Mangel an Material noch lange nicht bewiesen haben; und dann muß man bedenken, daß selbst die Wichtigkeit dieser Hypothese zugegeben, damit noch lange nicht gesagt ist, daß die Jenseitigen für ihre transzendentalen Erfahrungen in unserer Sprache völlig adäquate Ausdrücke finden. Sie behaupten nämlich folgendes:

„Wir alle besitzen Körper aus Lichtäther, die in unsere fleischliche Hülle eingeschlossen sind. Die Beziehungen nun von Frau P.s Ätherkörper zur Ätherwelt, in der jene Wesen zu verweilen behaupten, sind solche, daß ein spezieller Vorrat eigentümlicher Energie in Verbindung

mit ihrem Körper aufgehäuft wird, und dies erscheint ihnen als ein Licht. Verschiedene Intelligenzen können zur gleichen Zeit in Beziehung zu diesem Lichte sein. Hier im konkreten Falle sind zwei besondere Anhäufungen vorhanden, die eine in Verbindung mit ihrem Haupte, die andere mit ihrem rechten Arme. In der späteren Phase ihrer Ausbildung war die der Hand strahlender als die des Hauptes. Wenn nun eine Intelligenz in Beziehung zu diesem Lichte tritt, und Gedanken ausdenkt, so haben diese die Neigung, Bewegungen in Frau P.'s Organismus auszulösen. Nur sehr wenige vermögen den Organismus der Sprache in Bewegung zu setzen, auch wenn sie in Kontakt mit dem Lichte des Hauptes gelangen; aber so gut wie alle können Bewegungen erzeugen, wenn sie in Berührung mit der Lichtsphäre der Hand kommen. Von der Menge und Klarheit dieses Lichtes hängen *ceteris paribus* die Kommunikationen ab. Wenn sich Frau P. unwohl fühlt, so ist das Licht schwächer und die Botschaften sind weniger zusammenhängend. Auch wird es während einer Sitzung verbraucht, und mit dem Trüberwerden desselben stellt sich auch Verwirrenheit bei sonst klar kommunizierenden Intelligenzen ein. Jedenfalls aber erzeugt die Berührung mit diesem Lichte Betäubung, und wenn eine Intelligenz zu lange in Kontakt mit demselben bleibt, oder das Licht zu düster wird, so bekommt das Bewußtsein dieser Intelligenz immer mehr die Neigung, völlig zu versagen.“

Das wären die Aussagen jener Wesen über das Zustandekommen der Phänomene. Ob dieselben auf Wahrheit beruhen, oder ob wir es nur mit einer schillernden Blase des Zeitgeistes zu thun haben, wie Prof. James in seinem Berichte sagte, muß die Zukunft lehren. Auch ich möchte es nicht unterlassen, hier zu erwähnen, daß dieser Zeitgeist immer bei den Phänomenen seine Hand im Spiele hat. Die Lehre vom Astralkörper ist jetzt sehr geläufig; darum wird sie vielleicht hier angenommen. Im Einklange mit dem Geiste ihrer Zeit haben aber auch die Heiligen der indischen Mythologie von dem Wesen des indischen Olympes Offenbarungen empfangen, die Hexen mit dem Teufel, Moses mit Jahve, die Pythia mit Apollon verkehrt. Wer weiß es, ob diesen neuesten Offenbarungen mehr realer Wert zukommt? Immerhin verdienen sie es, vom psychologischen Standpunkte aus, beachtet zu werden, wie jedes im Somnambulismus auftretende Phänomen, mag es sich in noch so bizarre Formen hüllen.

Ich habe mich, abgesehen von dieser lehen Bemerkung im vorangehenden befleißigt, einen möglichst objektiven Auszug aus H.s umfassender Abhandlung zu geben, und habe nur an einzelnen Stellen kurze Worte eingestreut, wo ich hoffen konnte, dadurch den Gang der Darstellung nicht zu unterbrechen. Nun möchte ich mir aber zum Schlusse noch einige Einwände gestatten. Es liegen meines Erachtens nämlich auch Fälle vor, welche durch die Hypothese der Telepathie besser erklärt werden, als durch den Verkehr mit Verstorbenen. Wenigstens einen davon möchte ich hier etwas ausführlicher besprechen, in welchem H. einen guten Identitätsbeweis erblickt, während ich den entgegengesetzten Schluß daraus ziehen möchte. Der Verfasser kommt eines Tages zu Frau P., um eine Sitzung abzuhalten, findet aber schon einen Bekannten vor. Da fällt ihm ein, G. P. aufzufordern, er solle zur Familie Howard gehen und ihm am Schlusse der Sitzung Nachricht geben, was er dort gesehen. Darauf sendet er sofort eine Botenschaft an Frau Howard mit der Erklärung dessen, was er gethan und der Bitte, etwas recht sonderbares vorzunehmen. Die Sitzung, welche inzwischen stattfindet, ist nun ein vollständiger Mißerfolg. Es wird gar nichts erzielt. Am Schlusse kommt der angebliche G. P. zurück und stattet Bericht darüber ab, was er die Frau Howard hat thun sehen. Sie hatte aber, wie sich danach herausstellte, nichts von alledem zur Zeit gethan, wohl aber alles am Tage zuvor. Nun glaubt H. die Sache so erklären zu müssen, daß G. P. für gewöhnlich nur eine sehr unvollständige Vorstellung von unserer physikalischen Welt hat, und daß er eine Reihe von Szenen aus Frau Howards subliminalem Bewußtsein für augenblickliche physikalische Ereignisse mißverständlich genommen hat. Ich möchte mir hierbei die Frage erlauben, ob eine andere Erklärung nicht einfacher und ungezwungener ist: Die Aufforderung H.s am Anfange der Sitzung wirkte auf Frau P. suggestiv; und ihr subliminales Bewußtsein suchte nun ein Ferngesicht auszulösen. Durch diese Thätigkeit aber wurde dasselbe derartig in Anspruch genommen, daß für die augenblickliche Sitzung wenig übersinnliche Fähigkeiten mehr disponibel waren. So erklärt sich, daß diese eine Fehlsitzung war, was durch die spiritistische Hypothese nicht erklärt wird. Denn wenn der selbständige Geist G. P. fortgeht, um in der Ferne Informationen einzuziehen, so kontrolliert er doch das Medium nicht, dem alle seine übersinnlichen Fähigkeiten zu anderweitigem Gebrauche disponibel bleiben. Daß aber der hellsehenden

Fähigkeit der Frau P. etwas übermittelt wurde, was gerade nicht im supraliminalen Bewußtsein des Agenten, hier der Frau Howard, lag, ist wenigstens bei diesem Medium der normale Fall. Lodge und andere haben darauf hingewiesen. Fassen wir daher den Vorgang als Fernsehen mit dramatischer Persönlichkeitspaltung auf, so ist es ein bei diesem Medium häufig beobachteter, der auch die Fehlsitzung erklärt, für die im übrigen der Zufall herangezogen werden müßte. Welcher Erklärung man aber auch den Vorzug geben möge, der animistischen oder spiritistischen, zweifellos ist, daß uns dieser Bericht einen wertvollen Beitrag für die Vermutung liefert, daß die Begriffe Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft nur in dem Vorstellungsinhalte unseres tagwachen Lebens wurzeln, nicht aber transzendentaler Natur sind.

Wenn H. ferner annimmt (S. 374—75), daß bei etwaiger Telepathie sich all die Erinnerungen an Verstorbene, deren er sich gleich gut entsinnen konnte, sich auch gleich gut bei Frau P. individualisieren müßten, so möchte ich das nicht ohne weiteres zugeben. Wie gesagt, hat es den Anschein, als ob die telepathische Aktion viel leichter vor sich zu gehen pflegt, wenn der Inhalt derselben nicht im supraliminalen Bewußtsein vorhanden ist. Es dürfte aber sehr schwer festzustellen sein, ob die eine oder die andere Thatsache im subliminalen fester haftet und ausgeprägter ist, und ob alle Teile dieser Bewußtseinshemisphäre zu allen Zeiten den Hellsehenden gleich gut zugänglich sind.

Nach meinem Dafürhalten müssen wir uns bei diesen Untersuchungen einer außerordentlichen Vorsicht befleißigen, weil die dabei zu Tage geförderten Resultate eine viel größere Tragweite haben als die irgend einer anderen gelehrten Entdeckung. Für viele Menschen ist damit ein bedeutender Gefühlsfaktor verbunden, und der Verkehr mit lieben Freunden noch nach deren Tode hat etwas sehr verlockendes. Sollte sich aber später herausstellen, was doch immerhin möglich ist, daß es sich hier nur um eine larvierte Telepathie handelt, so muß das bei manchen eine tiefe Enttäuschung erregen, denn es ist doch wahrlich nicht angenehm, wenn man geglaubt hat, gleichsam durch ein Fenster in einen Nachbarraum zu sehen und dort gute Freunde zu erblicken, und schließlich dahinter kommt, daß man nur sein eigenes Ich durch einen künstlich geschliffenen Spiegel in fantastischer Verzerrung zurückgeworfen erschaut hat. Ich sage dies hier nicht, um H. einen Vorwurf zu machen, sondern nur, um den Leser zu veran-

lassen, nicht mehr Schlüsse zu ziehen, als es der Verfasser gethan hat. Gerade solch Mann wie er ist hier am Platze, der offenbar kein bedeutendes Gefühlsinteresse an der Sache hat, oder doch es dabei augenscheinlich völlig auszuschalten versteht. Man sollte bei derartigen Forschungen überhaupt immer wünschen, wie ich es z. B. regelmäßig thue, daß sich keinerlei Intelligenzen manifestieren möchten, welche auch nur den leisesten Gefühlswert für uns haben, damit wir nicht aus der Rolle eines kühlen und unparteiischen Forschers fallen. Was man durch solche Methode erreichen kann, zeigt H.s Arbeit. Denn wie wir uns auch zu seinen Schlüssen stellen wollen, zugeben müssen wir, daß die Behandlung des Stoffes geradezu einzig in ihrer Art dasteht. Erstens hat kein Forscher bisher das Glück gehabt, eine so ausgedehnte Reihe von Experimenten mit einem Medium anstellen zu können, und keiner vor ihm hat das anscheinend so unbedeutende Material der Trance- und Schreibmedienchaft in so mustergiltiger Weise auszubenten verstanden. Auch wer die Schlußfolgerungen nicht ganz zu unterschreiben vermag, wird nicht umhin können, diese Arbeit nicht bloß als eine durch und durch wissenschaftliche, sondern auch als eine epochemachende auf diesem Gebiete zu bezeichnen. Er hat uns gezeigt, daß durch unermüdliche Ausdauer, durch jahrelang fortgesetzte Beobachtung monotoner und für den Dilettanten langweiliger Phänomene sich Schlüsse von hervorragender Bedeutung ziehen lassen. Wie ein kundiger Bergmann eine unscheinbare vom gelegentlichen Besucher beiseite geworfene Erzstufe aufhebt und prüft, so läßt er sich nicht verbrießen, auch den unscheinbarsten Äußerungen nachzugehen. Solche Arbeiten verlieren ihren Wert nicht, falls die aus ihnen gezogenen Schlüsse sich später nicht bewahrheiten sollten. Und ich glaube kaum, daß dieser bescheidene und gewissenhafte Forscher eine Freude darüber empfinden kann, wenn gewisse gesinnungstreue Spiritisten ein Triumphgeschrei erheben und ausrufen: „Nun ist die Geisterhypothese unwiderleglich bewiesen!“ Oft genug in seiner Arbeit betont er, daß er die Frage noch nicht für spruchreif hält, und daß dazu noch mehr Material vorliegen muß. Aber er hat die Forschung auf einen guten sicheren Weg gewiesen; wenn dieser von anderen gleich gedulbigen und befähigten Forschern weiter verfolgt wird, so werden wir wohl endlich zum Ziele gelangen. Allerdings wie die mathematische Figur der Hyperbel sich mit ihren Asymptoten im endlichen Raume niemals schneidet, so werden auch wir auf diese Weise den logisch zwingenden

Beweis niemals erbringen können; aber wie sich die gedachten Gebilde schließlich so nahe rücken, daß wir praktisch den Abstand zwischen ihnen vernachlässigen können, so werden auch wir bei genügend weiter Befolgung dieses Weges zu einem praktisch ausreichenden Beweise gelangen. Und wie auch schließlich das Verdikt lauten möge, dem Dr. Richard Hodgson gebührt das Verdienst, uns zuerst in diese Richtung gewiesen zu haben. Darin liegt meines Erachtens der Wert dieser Arbeit.

Uebersinnliches in der Ilias und Odyssee.

Von

A. J. Nordmann.

Bevor ich zu meinem eigentlichen Thema, einer Darlegung der übersinnlichen Anschauungen Homers mit Ausschluß der rein religiösen Gebiete, übergehe, wird es nicht überflüssig sein, mich über meine Stellung zur homerischen Frage überhaupt zu äußern, weil Geist und Tendenz meiner Untersuchungen von dieser Stellung durchaus abhängig sind.

Die homerische Frage ist, kurz gesagt, die Frage, ob Ilias und Odyssee von einem, von zweien oder von mehreren Dichtern herrühren. Es giebt darüber eine ganze Musterkarte von Ansichten der verschiedenartigsten Schattierung. Bis in das Altertum zurück reicht die Scheidung zwischen den an einen Homer Glaubenden und den sogenannten Chorizonten (den Trennenden), d. h. jenen Kritikern, welche für die Ilias und für die Odyssee verschiedene Verfasser annahmen. Erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts aber ist, namentlich in Deutschland, mit außerordentlichem Scharfsinn die Theorie verfochten worden, daß nicht einem Dichter, sondern nur einem Einordner bereits vorhandener Lieder die beiden Heldengebichte ihre gegenwärtige Fassung zu verdanken haben. Fr. A. Wolf und Lachmann haben alle hierfür sprechenden Beweise mit großem Fleiß und einschneidendster Kritik, leider in schwer verständlichem Stil, zusammengestellt und eine Schule begründet, die lange Zeit die alleinherrschende zu werden drohte.

Es ist das unsterbliche Verdienst des wackeren Ritsch und neuerdings unseres vortrefflichen Mitbürgers Christ, diese Alleinherrschaft der Lachmannschen Liedertheorie gebrochen und eine Reaktion ange-

bahnt zu haben, der nach meiner festen Ueberzeugung schließlich ein voller Sieg beschieden sein wird.

Von den drei Hauptrichtungen — der soeben gekennzeichneten radikalen Lachmanns, der konservativen, die an einem Verfasser für beide Gedichte festhält, und der zwischen beiden stehenden, die augenblicklich wohl die meisten Anhänger zählt und mit den antiken Chorizonten übereinstimmt — wähle ich die konservativste.

Sie ist für mich auch die unbequemste. Denn ich verzichte damit auf das wohlfeile Auskunftsmittel, alle Widersprüche und Unklarheiten auf Rechnung verschiedener, zu verschiedenen Zeiten dichtender Verfasser zu setzen. Ich muß aus allen Widersprüchen heraus eine zusammenhängende Anschauungsweise des Dichters herzustellen bemüht sein und verzichte von vornherein auf die Ausrede, daß Verse, die meinen Theorien nicht entsprechen, entweder unächt seien oder von anderen Verfassern herrühren als die mir bequemer liegenden Verse. Bei Kritikern, die sich die Sache leicht machen, kann es vorkommen, daß sie zunächst das 24. Buch der Odyssee für späteren Zusatz erklären, weil darin Hermes als Psychopompos, Geleiter der Seelen in die Unterwelt, erscheine, was eine nachhomerische Vorstellung sei, und daß weiterhin diese Eigenschaft des Hermes als nichthomerisch bezeichnet wird, weil ja, wie früher nachgewiesen, das 24. Buch unächt sei.

Um bei diesem Beispiel zu bleiben: Das 24. Buch der Odyssee halte auch ich für unächt, aber aus anderen Gründen. Ich folgere daraus aber nur, daß der Hermes Psychopompos in einer erweislich ächten homerischen Stelle nicht vorkomme. Womit keineswegs gesagt ist, daß nicht Homer dennoch dieselbe Vorstellung gehabt habe.

Bei den nachfolgenden Darlegungen ist also grundsätzlich jede in Betracht kommende Stelle der Ilias und Odyssee so behandelt worden, als wäre ihre Richtigkeit unbestritten. Ich mache mich anheischig, den Beweis zu liefern, daß dies die allein berechnigte wissenschaftliche Methode ist, weil sie allein jede subjektive Willkür ausschließt.

Angeichts der außerordentlichen Schwierigkeit, nach den Kriterien, die bald von dem einen, bald von dem anderen Philologen und Homerforscher aufgestellt worden sind, einen nur halbwegs verständlichen Text zu gestalten, muß man sich darauf beschränken, einzelne Verse auszuscheiden, die unbedingt nicht in den Zusammenhang passen. Hierin kann man die größte Strenge walten lassen, ohne daß dadurch

der Versuch, sich über die Lebensanschauung Homers klar zu werden, eine Beeinträchtigung erlitt. Denn bis auf eine verschwindend kleine Zahl trifft die Ausmerzung nur solche Verse, die an sich echt homerisch, aber an einer unpassenden Stelle eingeschoben sind, während sie an anderen Stellen erhalten bleiben.

Von diesen Einzelheiten abgesehen, erregen am meisten Zweifel die beiden letzten Bücher beider Epen, das 9. und 10. Buch der *Ilias* und große Partien des 11. Buches der *Odyssee*. Der verlockende Versuch, aus der *Odyssee* die sogenannte *Telemachie* auszuscheiden, bildet ein hoffnungsloses Problem und führt zu einer vollständigen Zerstümmerung des Gedichtes.

Die Nachweise für diese meine Ansichten gehören nicht hierher. Sie sollen, wenn mir ein günstiges Geschick so lange das Leben fristet, in einem größeren Werke dargelegt werden. Hier kam es nur darauf an, meine Stellung zu präcisieren.

Wer unbefangenen Gemüths beide Gedichte liest, wird darin eine Einheitlichkeit der Weltanschauung finden, die bei zwei Dichtern kaum erklärlich sein würde. Außerdem ist, von geringen Unterschieden abgesehen, die Sprache und die Behandlung des Verses in beiden so gleichmäßig, daß dadurch zwischen ihnen und jedem anderen Gedichte eine Scheidewand aufgerichtet wird. Die wunderbare Schönheit einzelner Stellen der *Odyssee* findet ihres Gleichen nur in den am meisten von dichterischem Geiste durchhauchten Stellen der *Ilias*, — aber bei keinem anderen Dichter. Die eine ist das Werk eines jüngeren Mannes, die andere das eines gereiften Genies — aber auch in dem Greise Homer erkennt man das göttliche Antlitz des Jünglings Homer.

Und somit kann ich es mir wohl ersparen, bei den folgenden Ausführungen immer auf den Einwand, die Belegstelle unterliege kritischer Anfechtung, zurückzukommen.

Noch eins muß vorausgeschickt werden. Es giebt eine Schule mythenvergleichender Forscher, die in den homerischen Gedichten Spuren alter Naturmythen und Göttersagen, Allegorien und Mysterien aufzudecken bemüht ist. Darauf einzugehen ist nicht meines Amtes. Abgesehen von dem systematischen Unsinn, zu dem sich einzelne Anhänger dieser Schule haben hinreißen lassen¹⁾, mag den in *Ilias* und *Odyssee* behandelten Stoffen ein Naturmythus zu Grunde liegen oder

¹⁾ B. B. Osterwald. *Hermes-Odyssäus* (Halle, 1853).

nicht —, uns soll das nicht kümmern. Wir haben nur zu untersuchen, was der Dichter Homer sich gedacht hat. Die Charaktere Coriolans und Cleopatras, Höhens und Egmonts, des Don Carlos und der Maria Stuart, wie sie in dichterischen Meisterwerken dargestellt sind, haben eine Existenz für sich, die von dem geschichtlich beglaubigten Charakter derselben Persönlichkeiten ganz unabhängig ist. Sie mögen ihnen ganz oder teilweise oder gar nicht ähnlich sein, das ist wichtig für die rein technische Frage des Verhältnisses der Dichter zu ihren Quellen, kommt aber bei einer Analyse des Charakters in den betreffenden Dramen nicht in Betracht.

Im Verhältnis zu ihrem Umfange gewähren die homerischen Gedichte bezüglich der okkulten und mystischen Eigenschaften des Menschen nur eine geringe Ausbeute. Und das ist begreiflich genug. Wie der Mensch in seiner Jugend, wenn ihn äußere Anregungen nicht beeinflussen, mit Vorliebe der sonnigen Außenseite des Daseins zugewendet ist und wenig Reigung hat, den geheimnisvollen Wurzeln alles Unerklärlichen, das seinem eigenen Wesen anhaftet, nachzuspüren, so verhielt es sich auch mit dem in der wunderbaren Heiterkeit des Jugendalters der europäischen Menschheit lebenden und dichtenden Homer. Das Antlitz der Völker des Orients trägt schon einen greisenhaften Zug, Babylonier und Aegypter versenken sich mit Vorliebe in die düsteren Geheimnisse der Unterwelt und des Todes; der Grieche aber, dem eine unsäglich herrliche Bläue silbern schäumender Meeresflut an die sandigen oder felsigen Gestade seiner Heimat schlägt und dem am azurnen Himmel die Sonne in köstlichem Glanze erstrahlt, bevölkert den Olymp mit schönheistrunkenen Göttern, die Erde mit lichtfrohen Menschen, belebt das Meer mit Nereiden, die Quellen mit Najaden, Bäume und Berge mit Dryaden und Dreaden, und versenkt sich in die süße Holdseligkeit des Daseins mit einer Begeisterung und Freudigkeit, die ihm für dessen dunkle Tiefen kein Organ übrig läßt.

Darum kann man eigentlich von einer homerischen Psychologie nicht reden. Alles dahin Gehörige wird entweder rein körperlich oder ganz unklar und verschwommen aufgefaßt, und die Untersuchung, wie sich Homer das Verhältnis zwischen Leib und Seele gedacht habe, ist wesenlos wie die Schatten seiner Unterwelt. Solange der Körper noch vorhanden ist, kann das *εἶδωλον* keinen Zutritt zu den Unterirdischen, den wesenlosen Häuptern der Toten,

..... νεκίων ἀμυννῶν κάρηνα¹⁾

erlangen. Nicht dem Leben und nicht den Toten angehörig, wandelt der Verstorbene ruhelos und klagend auf der Schwelle zwischen beiden Welten umher. Darum die Leichenverbrennung, denn sie vernichtet am schnellsten den Körper. Darum andererseits die Scheu vor dem Ertrinken, vor der Bestattung in der Erde und gar vor dem unbestattet Liegenbleiben; denn gar zu lange muß der solchem Los Anheimgefallene umherirren, ehe er den Grenzfluß zwischen den Reichen der Lebendigen und der Toten überschreiten darf.

Bei Homer begegnet uns kein einziges Beispiel eines Revenant; Geister und Gespenster kennt weder die Odyssee noch die Ilias; selbst das Wort für diesen Begriff fehlt. Zwar erscheint der erschlagene Patroklos seinem Freunde Achilleus, aber nur im Traume —, und auch dies nur, weil er noch unbestattet und unverbrannt ist. Später wird des Peleiden Schlaf nicht mehr durch das klagende Bild seines Freundes gestört werden. Denn dem homerischen Zeitalter ist der Traum etwas von außen Gegebenes, durch äußere Einwirkung Veranlaßtes; daß im Menschen selbst die geheimnißvolle Werkstatt für die Traumgebilde vorhanden ist, war dem naiven Griechen unbewußt.

Aus unserer Betrachtung der geheimnißvollen Eigenschaften des Menschen bei Homer scheiden also alle Geistererscheinungen aus. Leben und Tod sind bei ihm durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt: es giebt kein Hineinragen des Jenseits in das Diesseits. Wohl können Lebende, wie es von Herakles und Odysseus berichtet wird, den Okeanos überschreiten und in die Unterwelt gelangen, aber kein Verstorbener macht den umgekehrten Weg in die Sonnenwelt zurück. Die Seite der Schatten ist so unwiderruflich, so trostlos unwiederbringlich von der Lichtseite der Welt geschieden, daß niemals ein Verkehr zwischen beiden stattfindet. Thetis muß ihren Sohn Achilleus sterben sehen, und sie jammert darüber so verzweifelt wie eine irdische Mutter; denn auch die Götter gehören nur dem Diesseits an und kommen nie in das Reich des Hades, d. h. des unsichtbar Wachen; der Hades ist selbst den Göttern unnahbar und unzugänglich. Will Zeus, der höchste der Götter, seinen Sohn Herakles nicht für immer aus den Augen verlieren, so muß er ihn in den Olymp ver-

¹⁾ X, 521. Betreffs der Zitate bemerke ich, daß ich die Gesänge der Ilias mit arabischen, die der Odyssee mit lateinischen Ziffern zitiere.

setzen. Die einzige darauf bezügliche Stelle findet sich in der Nekyia und verdient eine etwas nähere Betrachtung, da sie zeigt, wie sehr dem Griechen der Gedanke der Körperlichkeit vom vollen Dasein unzertrennlich schien.

In der Unterwelt befindet sich das Eidoson des Herakles. Die Stelle (XI, 601—603) lautet im Original:

τὸν δὲ μετ' εἰσανόησσι βίην Ἡρακλεΐην,
εἶδωλον· αὐτὸς δὲ μετ' ἄθανάτοισι θεοῖσιν
τέρεπται ἐν Φαλίξ καὶ ἔχει καλλίστην Ἥβην

oder in der Uebersetzung von Wiedasch:

Hierauf aber erblickt' ich die mächtige Kraft des Herakles,
Nur sein Bild: er selber, im Kreis der unsterblichen Götter,
Freut sich unendlicher Wonne, vermählt mit der zierlichen Hebe.

Diese Uebersetzung wird leider dem Sinne des Originals nur in ganz unvollkommener Weise gerecht. Denn unser deutsches Wort „Bild“ giebt die Bedeutung des εἶδωλον nur mangelhaft wieder und erregt eine ganz falsche Vorstellung. Was Homer meinte, würde vielleicht am erschöpfendsten durch das Wort Astralleib wiedergegeben werden; nur wäre dagegen einzuwenden, daß man mit solcher Uebersetzung, so sehr sie dem Sinne adäquat ist, doch im Grunde das Schlußglied einer dem Homer ganz fremden Vorstellungsreihe einführen würde. Können wir doch, genau genommen, selbst die „Sonne“ und die „Morgentröte“, mit der sich für uns ein ganz anderer Vorstellungsinhalt verbindet wie für Homer, nicht als richtige Uebersetzung für seinen ἥλιος und seine ἥως ansehen.

Die moderne Philologie hat sich mit der obigen Stelle recht-schaffen abgequält, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Für die hier herrschende Verwirrung giebt es wohl keinen schlagenden Beleg als die, der philologischen Weisheit letzten Schluß wiedergebende Anmerkung Jäfsis zu der Stelle. Er sagt:

„Einzig in ihrer Art ist die Vorstellung, daß Herakles selbst, d. h. wohl die vom εἶδωλον noch verschiedene ψυχή, unter den Unsterblichen weilt, während das εἶδωλον in der Unterwelt ist. Eine Vermischung der Vorstellungen verschiedener Zeitalter.“

So leicht darf man sich die Gregefe nicht machen; wir wollen versuchen, ein wenig gründlicher zu Werke zu gehen.

Wie ersichtlich, liegt die Hauptschwierigkeit in der Deutung der

Wörter *εἶδωλον* und *αὐτός*. Wenn Jäsi das letztere mit *ψυχή* identifiziert, Wiedasch das erstere mit „er selber“ übersetzt, wird natürlich keine Klarheit herbeigeführt.

Es gehört nur geringe Aufmerksamkeit dazu, um zu erkennen, daß Homer in der Nekyia *ψυχή* und *εἶδωλον* durchweg als Wechselbegriffe gebraucht. Unterschiedslos kommen die Seelen der Verstorbenen oder ihre Schattenbilder zum Odysseus, und sie unterscheiden sich von einander etwa so wie Körper und körperliche Erscheinung. Die *ψυχή* ist das, was vom Menschen in die Unterwelt gelangt, das *εἶδωλον* die äußere Erscheinung dieses unsterblichen Restes. Herakles aber führt wie die übrigen in der Nekyia erwähnten *εἶδωλα* sein irdisches Leben in der Unterwelt in der gleichen Weise fort, jammert wie alle anderen über sein Los und unterscheidet sich in nichts von ihnen. Wie bei den übrigen Toten können auch des Herakles Psyche und sein Eidolon für unsere Vorstellung ebenso wenig von einander getrennt werden wie der Körper von seiner Erscheinung. Die Verlegenheitshypothese, die Seele des Herakles befinde sich im Olymp, ist unhaltbar.

Können wir also das Eidolon nicht von der Psyche trennen, so bleibt nur übrig, das von Homer seinen unglücklichen Erklärern hinterlassene Problem vom anderen Ende her in Angriff zu nehmen und die Frage zu erörtern, was er denn unter *αὐτός* verstanden wissen wolle. Aus unserer Kenntnis der zur Zeit Homers herrschenden griechischen Lebensauffassung würde sich ganz zwanglos die Folgerung ergeben, daß das *αὐτός* den Körper, den materiellen Leib des Herakles bedeute; da trifft es sich denn sehr glücklich, daß eine einwandfreie Stelle der Ilias, eine von keinem Kritiker als zweifelhaft beanstandete Stelle dieser Erklärung eine feste Stütze verleiht. Es heißt 1, 3—4:

πολλὰς δ' ἰφθίμου ψυχὰς Ἄϊδι προΐαγεν
ἱρώων, αὐτοὺς δὲ ἐλόρια τέχε κύνεσσιν.

Ein altes Scholion erklärt das *αὐτοὺς* ganz richtig: *ἀντὶ τοῦ, τὰ δὲ σώματα αὐτῶν*. Sie selbst, d. h. ihre Leiber. Eine andere Erklärung ist ja auch unmöglich.

Nun vergleiche man diese Stelle der Ilias mit jener anderen der Odyssee, und man wird mit einigem Erstaunen fragen, wie es möglich war, die letztere so verworren und falsch zu erklären. Der Zorn des Achilleus sandte viele Heldenseelen in den Hades, ihre Leiber gab er den Hunden und Vögeln zum Fraße: so in der Ilias. Des Herakles Eidolon ist im Hades, sein Leib ist im Olymp: so in der Odyssee.

Allerdings muß man sich, um Homer zu verstehen, von unserer Anschauung frei machen, daß ohne das beseelende Prinzip der Leib tot sei. Bei Homer ist das Blut der Träger wie des Lebens so der Intelligenz. Darum sind die *ψυχαι* der einfachsten Erkenntnis und Denkopoperation unfähig, so lange sie kein Blut getrunken haben; und darum kann der Leib des Herakles auch ohne seine *ψυχή* recht wohl mit geistigen Eigenschaften begabt sein.

Ein näheres Eingehen auf dies Thema muß ich mir für eine andere Gelegenheit aufsparen. Hier lag es mir nur an dem Nachweise, auf welche Irrwege man gerät, wenn man den Versuch, Homer zu verstehen, mit den Begriffen unserer Weltanschauung unternimmt. Homer kann nur aus Homer begriffen und erklärt werden.

Indem ich mich jetzt zu den Vorstellungen Homers von den Träumen wende, muß ich noch eine allgemeine Bemerkung vorausschicken, ohne deren nachdrückliche Betonung ein Eindringen in die homerische Weltansicht unmöglich ist.

Man steht hoffnungslos vor den mancherlei Widersprüchen in den homerischen Gedichten, und jeder Versuch, sich mit ihnen abzufinden, muß scheitern, wenn man nicht festhält, daß sich bei Homer zwei Weltanschauungen bekämpfen und mischen, eine naive und ursprüngliche, ein mehr geläuterte und spekulativ angehauchte. Ich will dies an den Vorstellungen Homers über die Götter und die Winde erläutern, weil an diesen Beispielen die erwähnte Eigentümlichkeit Homers, ohne deren Kenntnis und Beachtung man niemals zu einer befriedigenden Charakteristik des Dichters und seiner Ideen gelangt, am schärfsten hervortritt. Um die von mir bezüglich der Träume befolgte Methode zu rechtfertigen, ist es notwendig, ihre Richtigkeit zuerst an anderen Beispielen nachzuweisen.

Der anschauliche Anthropomorphismus Homers macht sich in allen denjenigen Schilderungen aus dem Götterleben bemerkbar, die ihnen die Beschränkungen und Notwendigkeiten der unvollkommenen menschlichen Natur andichten. Wollen sich Zeus oder seine Gattin Hera auf das Schlachtfeld in der troischen Ebene begeben, so wird der Wagen hergerichtet und das Gespann der Rosse angeschirrt (8, 41 ff. 5, 722 ff.). Iphigeneia kann sich vor Ablauf einer bestimmten Zeit nicht in den Olymp begeben, um Zeus anzusehen, weil er mit den übrigen Göttern bei den Aethiopen weilt (1, 423). Dem gegenüber stehen zahlreiche Stellen, in denen die Götter sich von einem Orte zum

andern bewegen, ohne der groben materiellen Hilfsmittel der Menschen zu bedürfen. Athene wird von Hera entsandt, als Achilleus und Agamemnon sich streiten, und sie gelangt mit Gedankenschnelle vom Olymp in das Lager der Griechen (1, 194). Dieselbe Göttin weilt in Athen und doch umhüllt sie gleichzeitig den in Alkinoos' Palast eintretenden Odysseus mit dem schützenden Nebel der Unsichtbarkeit (VII, 80 vgl. mit 140). Während Apollo, wie oben bemerkt, mit den übrigen Göttern bei den Aethiopen verweilt, hört er gleichwohl den im fernen Chryse von den Griechen angestimmten Páan und das Gebet seines Priesters Chryses (1, 457. 474). Zeus bedarf der Boten, um seine Befehle auszurichten, (15, 157. 24, 77. V, 28); aber gleichwohl lenkt er vom Ida aus das wechselnde Schlachtengescheh in den Kämpfen um Troja, nicht immer mit den groben Mitteln von Donner und Blitz (8, 75. 133), sondern einfach durch seinen mächtigen Willen (8, 335), wovon namentlich der dritte Schlachttag zahlreiche Beispiele bietet (11, 336. 12, 292. 17, 648).

Beide Anschauungen stehen aber so dicht neben einander, wechseln so unvermittelt und zwanglos, daß, wer es unternehmen wollte, Ilias und Odyssee nach diesem Gesichtspunkte in verschiedene Gedichte zu zerlegen, von denen die früher entstandenen die naivere, die später verfaßten die erhabnere Theologie zur Grundlage hätten, einen Haufen Verse vor sich haben würde, in die keine noch so kunstvolle Kombination einen inneren Zusammenhang, geschweige denn eine dichterische Konzeption hineinbringen könnte.

Nicht anders ist es mit den Winden. Die Winde als Naturerscheinung und die Windgötter als ihre Personifikation laufen so wunderlich und widerspruchsvoll durch einander, daß es geradezu unmöglich ist, das von ihnen Ausgesagte unter einem einheitlichen Gesichtspunkte zusammenzubringen. Um den zur Entfaltung der Flammen am Scheiterhaufen des Patroklos erforderlichen Luftzug zu bringen, muß die Götterbotin Iris nach Thracien und die Windgötter zur Hülfeleistung requirieren (23, 198 ff.). Andererseits hat aber jede Gottheit und zwar nicht nur Poseidon (9, 362) Athene (II, 420), Apollo (1, 479) und jeder andere der zwölf Olympier, sondern auch jede Nymphe wie Kalypso (V, 268) und Kirke (XII, 148) die Gabe, einen günstigen Fahrwind nach Belieben augenblicklich zu entfesseln. Daneben haust dann noch Aeolos als Verwalter der Winde (X, 21) auf der Insel Aeolia. Darin liegen

so handgreifliche Widersprüche, daß keine Auslegungskunst sie vereinigen kann. Von Neolos ganz abgesehen, befinden sich hier zwei Weltanschauungen mit einander im Streite: die eine, ältere, welche die Winde personifiziert hat, die andere, jüngere, die sie wieder zu einer physischen Naturerscheinung degradiert, über die allen Göttern eine unbeschränkte Machtvollkommenheit zusteht.

Mit den Träumen geht es ähnlich. Einestheils sind sie personifiziert, andernteils kann jeder Gott einen Traum hervorrufen, drittens endlich sind sie eine allnächtlich auftretende Erscheinung, die weder einem Traumgott noch irgend einer anderen Gottheit ihre Entstehung verdankt.

Die anziehendste und belehrendste Aufklärung über die Vorstellung unseres Dichters giebt die berühmte, mit einem etymologischen Scherz verbundene Allegorie über das Wesen der Träume:

Zwiefach sind ja die Pforten der lustigen Traumsgestalten,
Eine von Elfenbeine gebaut und von Horne die andre.
Die nun, welche hervor durchs elfenbeinerne Thor gehn,
Das sind trüglische nur und bedeutungslose Gebilde.
Welche jedoch durchs Thor von geglättetem Horne hervorgehn,
Die vollenden sich wirklich dem Sierblichen, der sie geschauet.
(XIX, 562—567.)

An dieser Stelle ist besonders interessant die auch von der modernen Psychologie als richtig erkannte Unterscheidung zwischen Wahrträumen oder fatidiken und nichts sagenden Träumen. Schon Homer kannte also diesen Unterschied, ohne daß er den Versuch gemacht hätte, die Wurzeln dieser Thatsache zu ergründen.

Von allen Träumen, die in den beiden homerischen Gedichten erwähnt werden, ist keiner charakteristischer als der Traum der Penelope, den sie ihrem in Bettlergewande unerkannt mit ihr redenden Gemahle erzählt, und der die nächste Veranlassung zur Einfügung der eben besprochenen Allegorie bildet. Wir lassen ihr selbst das Wort:

Zwanzig Gänse besitz' ich im Haus; die fressen beständig
Weizen mit Wasser vermischt, und ich sehe sie immer mit Lust an.
Doch ein gewaltiger Aar, krummschnabelig, kam vom Gebirge,
Der brach allen die Hälß' und erwürgte sie; so mit einander
Lagen sie da im Palast, und er flog zum heiligen Aether.
Laut nun weint' ich darüber und schluchzete selber im Traume.
Ringsum waren versammelt die lockigen Frauen der Achäer,
Als ich mit jammerndem Laut die getödteten Gänse beweinte.
Da kam wieder der Aar und herab vom Gebälke des Giebels

Sprach er mit menschlicher Stimme zu mir dies Wort der Verheißung:
 „Mutig, Karios' Tochter, des weithinstrahlenden Königs,
 Nicht ist's Traum, ein wahres Gesicht, das bald dir erfüllt wird.
 Freier bedeuten die Gänse; doch ich, der eben ein Adler
 Dir noch erschien, bin jetzt zu dir, dein Gatte gekommen,
 Daß ich den Freiern gesamt ihr schmählisches Ende bereite.“
 Also der Nar, mich aber verließ der erquickende Schlummer.
 Und nun sah ich hinaus und erblickt' im Hause die Gänse,
 Welche den Weizen im Trog, wie sonst auch immer, verzehrten.

(XIX, 536—553.)

Dieser Traum verdient deswegen besondere Beachtung, weil er sich aus einem anfänglich allegorischen alsbald in einen fatidiken verwandelt. Der Vorgang spielt sich für gewöhnlich in umgekehrter Reihenfolge ab. Denn der fatidike Wahrtraum, der dem tiefsten Schlaf angehört, verwandelt sich beim Uebergange in den leichteren Morgenschlummer in einen allegorischen; dieser haftet im Gedächtnis, während von dem Wahrtraum keine oder bestenfalls eine ganz dunkle Erinnerung zurückbleibt. Man vergleiche hierüber Schopenhauers feine Bemerkungen im „Versuch über Geistersehen“. Wer eine Freude an besonders scharfsinniger Auslegung Homers hat, könnte hier nun Folgendes ausführen: Penelope hatte zunächst beim Einschlummern im leichteren Schlaf einen allegorischen Traum, der sich, als sie in einen tieferen Schlaf versank, in einen fatidiken Traum verwandelte. Sie behielt aber, wie es der Fall zu sein pflegt, beim plötzlichen Erwachen die Erinnerung bei, und so hat der Vorgang einen mit der modernen Psychologie ganz vereinbaren Verlauf genommen. — So richtig dies ist, so darf doch bei Homer ein Bewußtsein dieses Zusammenhangs nicht vorausgesetzt werden.

Daß die große Mehrzahl aller Träume sehr rasch in der Erinnerung verblaßt und dann vergessen wird, war eine zu alltägliche Erfahrung, als daß sie dem Homer unbekannt geblieben sein könnte. Darum wird Agamemnon in seinem Traume befohlen — suggeriert, würden wir jetzt sagen — er möge diesen Traum nicht vergessen (2, 33).

Das Land der Träume ist nach XXIV, 12 am Ende der Erde neben den Thoren des Sonnengottes Helios —, eine an sich folgerichtige Allegorie, da die Herrschaft der Träume beginnt, sobald Helios durch die Ausgangsthore, die ihn der Erde nach homerischer Anschauung entziehen, verschwunden ist. Aber selbst unter der Voraus-

setzung, daß dieser Teil der Odyssee unangefochten dem Homer zugesprochen werden könnte, darf auf den Ausdruck nicht zu großes Gewicht gelegt werden. Denn obgleich der *δῖμος ὄνειρον* dort weitaus am Okeanos zu suchen ist, hat doch sowohl Zeus auf dem Olymp wie Athene auf Ithaka im Bedarfsfalle sogleich einen Traum zur Hand.

Ein immer wiederkehrender Zug in den Träumen ist es, daß die Gestalten, welche die Träger der in ihnen übermittelten Botschaften sind, regelmäßig zu Häupten des Schlummernden erscheinen: 2, 20. 59. 10. 496. IV, 803. VI, 21.

Die Ilias berichtet nur einen eigentlichen Traum, den trügerischen nämlich, den Zeus zum Agamemnon entsendet, um ihn zu einem Angriff auf die Troer zu veranlassen, 2, 6—35. Hier nimmt der vom Beherrscher der Götter entsandte personifizierte Traum die Gestalt Nestors an, als welcher er ihm die dringliche Mahnung zukommen läßt, zum Angriff auf Troja vorzugehen. Agamemnon hält die nächtliche Erscheinung für einen Wahrtraum und handelt entsprechend.

Unbewußt hat Homer in der Anrede Nestors an Agamemnon einen Zug angebracht, der zeigt, wie fein er auch in solchen Dingen beobachtet, über die er eingehende Forschungen nicht angestellt hat. Nestor sagt (V. 26): „Ich bin dir ein Bote des Zeus u.“ Nun ist bekanntlich das Fehlen der Erinnerung an die wirklich bestehenden Thatfachen der wachen Gegenwart ein Hauptmerkmal des Traumlebens; dadurch wird, wie jedermann weiß, in den Träumen der tollste Wirrwarr angerichtet, der Personen, Zeiten und Verhältnisse durch einander wirft und trotzdem niemals die leiseste Verwunderung bei dem Träumenden erregt. So sehr der wachende Agamemnon auch die Weisheit und Erfahrung des würdigen Nereussohnes hochschätzte, er würde doch bei dessen trockener Erklärung, er komme als Bote des Zeus, gestutzt und ihn um nähere Auskunft und Legitimation ersucht haben. Der träumende Fürst nimmt sie als etwas Selbstverständliches hin.

Dem Achilleus erscheint allerdings im Schlafe die Seele des erschlagenen Patroklos, 23, 62—107, aber trotzdem trägt diese Erscheinung durchaus den Charakter einer Vision und wird auch sowohl vom Achilleus wie vom Dichter als eine solche aufgefaßt. Sie wird durchweg nicht als Traum bezeichnet, und Achilleus selbst sagt:

„Wunder, so giebt es fürwahr auch noch in des Hades Wohnung
Seel' und Schattengebild; doch fehlt die belebende Kraft ganz.“

Also stand ja die Seele des jammervollen Patroklos
 Während der Nacht am Lager bei mir, wehklagend und jammern,
 Manches gebot sie mir noch, dem Patroklos gleich zum Verwundern.
 (23, 103—107.)

Hätte Achilleus die Erscheinung für einen Traum gehalten, so würde er nicht in dieser Weise seinem Staunen darüber, daß es wirklich im Hades eine *ψυχή* und ein *εἶδωλον* gebe, Ausdruck verliehen haben.

Die Odyssee erwähnt außer dem schon besprochenen Traume der Penelope (XIX, 536 ff.) vier, im ganzen also fünf Träume.

Der um Telemachos und die ihm drohenden Gefahren schwer bekümmerten Penelope erscheint, um sie zu beruhigen, ihre Schwester Iphthime, und Penelope, den Traum für einen Wahrtraum (*εὐαγγὲς ὄνειρον*) haltend, wird in der That getröstet (IV, 795—841).

Auch an diesem Traume ist bemerkenswert, daß Penelope ohne Verwunderung ihre in Pherae wohnende Schwester erscheinen sieht und über den göttlichen Schutz, unter dem Telemach stehe, Dinge aussagen hört, von denen sie, der Natur der Sache nach, nichts wissen kann. Ferner ist es auffallend, daß Athene nicht, wie sie es bei der Nausikaa thut, selbst die Gestalt der Iphthime annimmt, sondern ein *εἶδωλον* bildet, das sie in das Gemach der betrübten Mutter schieft.

Der Nausikaa erscheint Athene selbst im Traume in der Gestalt ihrer Freundin, der Tochter des Dymas, um des Alkinoos holdseliges Töchterlein zu veranlassen, daß sie am anderen Morgen zum Waschen an das Meeresufer ausfahre (VI, 20—41). Und Nausikaa folgt getreulich den Geboten des Traumes.

Ein warnender Wahrtraum, von Odysseus erzählt, wird XIV, 495 erwähnt; doch beruht er nur auf einer doppelten Erfindung; denn er ist selbst fingiert und wird als solcher in einer ebenfalls fingierten Erzählung berichtet.

Endlich erzählt Penelope XX, 88 weinend und klagend, Odysseus sei ihr wie lebend im Traume erschienen, so daß sie gewähnt habe, es sei nicht ein Traum, sondern Wirklichkeit. Will spürender Scharfsinn in diesem Traume eine Nachwirkung des im XIX. Buche Erzählten erkennen, so bin ich der letzte, der dem widersprechen möchte. Penelopes Tagesbewußtsein sah den Bettler, ohne in den Lumpen ihren Gatten zu erkennen, obgleich die alte Schaffnerin Eurycleia ausspricht, nie sei ihr jemand vorgekommen, der so sehr wie dieser Bettler dem verlorenen Odysseus gleiche, XIX, 379 ff. Das Unbewußte in

Penelope konnte dasselbe wahrgenommen haben, ohne daß diese Wahrnehmung die Schwelle des Bewußtseins überschritt; im Traume aber machte es sich geltend. Unbewußt mag auch Homers Divination diese psychologisch vollkommen durchsichtige Thatfache erschaut und dichterisch verwertet haben.

Das Wesenlose der Träume drückt Homer auf verschiedenartige Weise aus. Das Bild der Iphthime wird *εἰδωλον ἄφαντον* genannt, womit weniger das Dunkle oder Nachtdunkle der Erscheinung — denn Penelope sah es ja deutlich — als das Schattenhafte angedeutet werden soll. Und wenn Penelope XIX, 562 die Träume *ἀφανέα* nennt, so gebraucht sie damit denselben bezeichnenden Ausdruck, der X, 521 auf die Toten angewandt wird: die nicht Standhaltenden, nicht Greifbaren, vor dem, der sie erfassen will, Zurückweichenden. Dem entsprechend heißt es denn auch von der Seele der Mutter des Odysseus, Antikleia, sie sei vor seiner Umarmung zurückgewichen wie ein Schatten oder Traum, XI, 207, und sie sagt ihrem Sohne, nach der Verbrennung des Leichnams entschwebe die Seele wie ein Traum, XI, 222.

Eine weitere Anspielung auf die Eigentümlichkeit des Traumlebens, daß die Erinnerung an die Verhältnisse des wachen Lebens verdunkelt und zum großen Teile ganz aufgehoben ist, findet sich in dem Ausdruck der Penelope, sie werde, wenn sie sich wieder vermählen sollte, ihres alten Heimes eingedenk sein *ἐν περὶ ὄνειρος* (XIX, 581. XXI, 79), eine Wendung, die Häsi in sonderbarster Weise mißversteht, indem er übersetzt: „wenigstens im Traume“, und erläutert: „wenn ich im Zustande des Wachens davon abgezogen werden sollte.“ Nicht doch! Daß sie seiner im Wachen eingedenk sein würde, war ja etwas Selbstverständliches; aber sie wollte dessen sogar im Traume gedenken. Nicht unrichtig aber kraftlos übersetzt Wiedasch „im Traum auch“. Da hatte die gute alte Madame Dacier doch ein besseres Verständnis, als sie die Aeußerung Penelopes, sie werde ihr altes Heim nie vergessen, kräftig und durchaus im Sinne des Dichters übersetzte: „non pas même dans mes songes.“

Noch muß ich kurz erwähnen, daß einige Götterererscheinungen registriert werden, die wir nicht als Träume ansprechen dürfen, die also nicht in den Schlaf, den begleitenden Umständen nach aber nicht in das Wachen fallen, am richtigsten also in den Halbschlaf verlegt werden. So erscheint 24, 682 Hermes dem Priamos, um ihn zur

Rückkehr anzutreiben, und XX, 30 Athene dem Odysseus, um ihm Mut einzusprechen. An beiden Stellen wird das Eigentümliche der Erscheinung als nicht in das volle Wachsein fallend durch die für den Traum herkömmliche Art der Etikette, wenn ich mich so ausdrücken darf, angedeutet: die Gottheit stellt sich zu Häupten des von ihr Aufgesuchten. Zur Charakterisierung des zweiten dieser Fälle kommt hinzu, daß Athene nicht in ihrer eigentlichen Gestalt, sondern in der eines sterblichen Weibes erscheint und trotzdem — was sonst nie geschieht! — sofort von Odysseus erkannt wird. Wir erinnern uns, daß nur der Traum oder Halbtraum der Gesetze der Wirklichkeit spottet; die Realität ist für ihn nicht vorhanden; daher einerseits die verzerrte Sinnlosigkeit vieler Träume, andererseits aber auch die rasche, intuitive Schlußfolgerung, die das letzte Glied der Kette sieht lange bevor ein Wachender, der ihrer eins nach dem andern betrachten muß, dorthin gelangt.

Die Auslegung der Träume wird wohl durchaus Sache der Mantik gewesen sein. Doch wird dies nirgends ausdrücklich erwähnt, ebenso wenig, ob die *dreipόρολοι* fremde Träume deuteten oder Männer waren, die sich vorzugsweise fatidiker Träume erfreuten. Letzteres ist das Wahrscheinlichere. Als ein Traumdeuter wird 5, 149 Eurydamas genannt, dessen beide Söhne von Diomedes getötet wurden. Mit einem Anflug mitleidigen Hohnes fügt der Dichter hinzu:

Über den Scheidenden hatte der Greis nicht Träume gekündet.

Gleich hier mag die Bemerkung eingeflochten werden, daß alle Weissagungen durchweg mit einem Unglauben und Zweifel aufgenommen werden, der angesichts des unfehlbar und ausnahmslos gewissen Eintreffens aller Prophezeiungen etwas wunderbarlich anmutet und an die Art der Juden des Alten Testaments erinnert, die für ihre Abtrünnigkeit regelmäßig von Jahwe hart gezüchtigt werden und ebenso regelmäßig bei nächster Gelegenheit wieder in denselben Fehler verfallen. Ich komme weiter unten noch darauf zurück.

Ahnungen im eigentlichen Sinne werden bei Homer nur ganz vereinzelt erwähnt. Man könnte die bestimmte Aussage Agamemnons (4, 163) und Hektors (6, 447)

Denn das weiß ich gewiß im Innersten meines Gemütes:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos auch und das Volk des langengepriesenen Königs.

als eine solche Ahnung betrachten, aber mit größerem Rechte wird sowohl bei Agamemnon die bestimmte Hoffnung auf Sieg wie bei Hektor die Gewißheit kommenden Unheils auf Prophezeiungen zurückgeführt, denen in solchen Augenblicken gesteigerter Zuversicht oder betrübter Niedergeschlagenheit mehr Gewicht beigelegt wird als sonst.

Das einzige ganz reine, von jeder anderen Deutung losgelöste Beispiel einer Ahnung findet sich XVIII, 154. Amphinomos, die einzige sympathische Gestalt unter den Freiern, spricht zu Odysseus nach dessen Siege über den Bettler Tros liebenswürdige Worte, und Odysseus erwidert darauf mit einer ernststen Mahnung. Amphinomos entfernt sich, das Haupt wiegend und bekümmerten Herzens:

. δὲ γὰρ κακὸν ὄσατο θυμῷ.

Das hier gebrauchte Wort ὄσατο, eigentlich sehen, wird nur vom geistigen Schauen gesagt. Amphinomos wird von düsterer Ahnung erfaßt, er schaut das Verderben. Die Worte des Odysseus sind der Anlaß gewesen, der sein Ahnungsvermögen, sein Traumorgan, wie Schopenhauer sagt, anregt. Aber die Ahnung selbst ist eine echte und reine, dem von uns damit verbundenen Begriffe vollkommen entsprechend.

Ganz anders 18, 224, wo es von den durch Achilleus' Stimme und der Flamme über seinem Haupte erschreckten Troern heißt:

. ὄσαντο γὰρ ἄλγεα θυμῷ.

Sie ahnten Leid. Aber sie ahnten es nur auf Grund einer augenfälligen Thatfache. Patroklos war getötet, sein Freund Achilleus erschien wieder im Kampfe —, damit war für sie, das wußten sie aus langer Erfahrung, die Gewißheit blutiger Niederlage gegeben. Es war also eine auf unbestreitbare Schlüsse gegründete Ahnung. Die zitierten Worte müssen also richtiger übersetzt werden: sie sahen Trübsal voraus.

Unheimlich und grauenvoll ist, was den Freiern auf dem Gipfel ihres frevelnden Uebermuths kurz vor dem Beginne ihrer Vernichtung begegnet.

Auf die sehr vernünftigen Worte Telemachs XX, 339—344 brechen sie in ein tolles Gelächter aus, denn Athene verwirrte ihren Sinn; sie lachen mit verzerrten Gesichtszügen, essen noch blutiges Fleisch und ihr Gemüt ahnt Kummer. Dem anwesenden Seher Theoklymenos wird nun eine grauenvolle Vision: er sieht die Freier in

Dunkel gehüllt, die Wände von Blut triefend, den Saal und Vorhof von den Schattenbildern der zur Unterwelt Enteisenden erfüllt. Er verkündet dies den Freiern, die jedoch, schnell wieder zu Frohsinn und Uebermut zurückgekehrt, herzlich über ihn und seine Warnung lachen.

Diese wundervolle Stelle (die der sonst so scharfsinnige Döderlein mit ganz unnötiger Schwierigkeit belastet und durch vollkommen verfehlte Konjekturen in Grund und Boden verdirbt) ist von packender Wirkung, sie erregt Grausen, wie keine andere im Homer und giebt für den feinfühlenden Leser den Afford an, auf den der Schluß dieses Gesanges und die beiden folgenden Bücher gestimmt sind. Aber es handelt sich hier, wie man sieht, nur vorübergehend um eine Ahnung, in der Hauptsache um ein Vorzeichen, ein prodigium.

Wir kommen damit zum Kapitel der Vorzeichen, das beim Homer außerordentlich reichhaltig ist. Vorzeichen giebt es in großer Fülle und Verschiedenheit; es empfiehlt sich daher, sie systematisch zu ordnen. Wir unterscheiden drei Klassen.

In die erste Klasse gehören jene Vorzeichen, die ohne weiteres als Unheil bedeutend erkannt werden und die keinen durch Ueberlieferung festgestellten Deutungsregeln unterliegen, weil sie eben nur im Allgemeinen Unheil künden. Von dieser Art sind die eben erwähnten Prodigien im Hause des Odysseus, sowie jene, die sich nach dem Schlachten der Rinder des Helios auf Thrinakia ereignen, XII, 394 ff.

Die zweite Klasse bilden die in feste Regeln gebannten Vorzeichen. Die rechts fliegenden Vögel, der zur rechten Seite ershallende Donner sind günstig, die gleichen Vorgänge auf der linken Seite bedeuten Unglück. Der Grieche dachte sich als nach Norden blickend, wobei die Lichtseite, der Aufgang der Sonne zu seiner Rechten, die Finsternis, der Untergang des Tagesgestirns zu seiner Linken war.

Mögen sie rechts hinschweben dem Frührot zu und der Sonne,

Mögen sie links hinschweben zum nachtumbämmerten Dunkel,

sagt Hector von den vielbedeutenden Vögeln 12, 239—240. Auch das Niesen galt als glückliche Vorbedeutung, wenn es unmittelbar auf das Ausprechen eines Wunsches folgte. Als Penelope von der ersehnten Rückkehr des Odysseus spricht, niest Telemachos so gewaltig, daß der ganze Saal davon wiederhallt, und Penelope bricht ob des guten Vorzeichens in fröhliches Lachen aus, XVII, 541. Der Regenbogen ist ein von Zeus den Menschen gegebenes Vorzeichen (11, 27), das entweder Krieg oder Unwetter bedeutet, 17, 547.

Eine besondere Rolle spielen die heiligen Eichen der uralten Kultstätte von Dodona, XIV, 328. XIX, 297. Aus dem Rauschen ihrer Wipfel wurde von den eigens dazu bestellten Priestern, den auf der Erde schlafenden, die Füße nicht waschenden Sellern, 16, 234, geweissagt. Näheres darüber teilt Homer nicht mit. Wir erfahren aus ihm nur, daß es ein Orakel des Zeus war, der davon den Beinamen des Dodonäischen und Pelasgischen führte, 16, 233.

Hierher gehören auch die vorher gewissermaßen verabredeten Prodigien. Ein Beispiel dafür giebt XX, 97—121. Von banger Sorge um den Ausgang des ihm bevorstehenden schweren Kampfes erfüllt, erbittet sich bei Tagesgrauen Odysseus vom Zeus ein Doppelzeichen, eines draußen und ein anderes im Hause, ein Menschenwort. Und siehe da! Zeus donnert aus wolkenfreiem Himmel und eine mit dem Mahlen von Getreide beschäftigte Sklavin spricht, angeregt von dem Himmelszeichen, den Wunsch aus, es möge heute der letzte Tag der Freiernwirtschaft sein, worauf Odysseus, froh der ihm nach Wunsch gewordenen Zeichen, neue Zuversicht gewinnt. Ganz unrichtig wird diese wie eine korrespondirende Stelle II, 35 von Döderlein aufgefaßt. An letzterer freut sich Telemach, der Einberufer einer Volksversammlung der Ithakesier, der glücklichen Vorbedeutung, die in den Worten des Aegyptios liegt: „Möge ihm Zeus zum Guten ausgehen lassen, was er vorhat!“ Döderlein will hier nur die Freude des Telemach über die ihm günstige Stimmung der Versammlung, dort nur die Freude des Odysseus über die günstige Stimmung der Dienerschaft erkennen. Die Scholien haben hier einmal richtiger gesehen, indem sie in beiden Äußerungen eine regelrechte *μάρτυρα*, eine Vorbedeutung sehen. Diese Erklärung unterliegt um so weniger einem Zweifel, als der ganze Zusammenhang der Auffassung des Erlanger Gelehrten widerspricht. Denn bei der letzterwähnten Stelle gehen Worte des Aegyptios vorher, aus denen erhellt, daß er gar nicht weiß, wer der Einberufer der Versammlung ist. Er wünscht ihm aus den dort angeführten allgemeinen Gründen Gutes, ohne seine Person zu kennen. Ueber ein so oberflächliches Wohlwollen Freude zu empfinden, wäre widersinnig gewesen; aber es war für Telemach ein Omen, und das war freilich etwas anderes.

Nicht minder klar liegen die Dinge für die andere Stelle. Die Stimmung der Dienerschaft kannte Odysseus schon, teils aus dem Verhalten des Eumaios, teils aus seiner Unterredung mit Eurykleia am

Abend vorher. Welche Schlüsse hätte er auch aus dem Stoßseufzer eines armen, von den Freiern mit Arbeit hart geplagten Weibes ziehen sollen? Aber was er da hörte, war eine *κλεῖδιον*, eine *μάστιγ*, die er ausdrücklich erbeten hatte, und damit gewann das Wort für ihn eine weit über den eigentlichen Inhalt hinaus gehende, Zuversicht einflößende Bedeutung.

Die dritte und letzte Klasse endlich bilden jene Vorzeichen, die als solche zwar auch von jedem Laien erkannt, aber nicht ohne weiteres ihrer eigentlichen Bedeutung nach erfaßt und ausgelegt werden können. Hier kommen die Wahrsager zur Geltung. Kalchas, Polydamos und Theoklymenos, alle als *μάστιγ* wohlbekannt, müssen die Omina erläutern. Gelegentlich hat freilich auch ein Laie einen guten Einfall, wie z. B. Helena das Vorzeichen, das sich bei der Abfahrt von Telemach und Peisistratos aus dem Palaste des Menelaos ereignet, vollkommen richtig deutet, XV, 160—178.

Die Erklärung dieser Vorzeichen war nicht an bestimmte Regeln gebunden; der Scharfsinn des Auslegenden mußte alles thun. Als eines jener *τέρατα*, deren Auslegung durch ihr vollkommenes Einfügen in das gegebene Material und die, ich möchte sagen: geistreiche Art der Deutung Vergnügen macht, sei das den Griechen in Aulis gewordene erwähnt, aus dem Kalchas die zehnjährige Dauer des bevorstehenden Krieges prophezeit, 2, 305—329, ferner das Wahrzeichen, aus dem Polydamos die Ueberzeugung gewinnt, daß die augenblicklichen Erfolge der Troer nicht von Dauer sein werden, 12, 200—229. Diese letztere Episode ist eine der schönsten der Ilias, und wäre nichts anderes vom Homer der Nachwelt überliefert worden, so würde sie allein genügen, um ihn für immer den ersten dichterischen Genien beizuzählen, die eine gütige Gottheit den Menschen beschert hat. Knüpfen sich doch an sie die wunderbar herrlichen Worte Hektors:

*τὴν δ' οἰωνοῖσι τανυπτερόγεσσι κελύεσσι
 κεύθεσσι, τῶν οὔτι μετατρέπομ' οὐδ' ἀλεγίζω,
 εἴτ' ἐπὶ δεξιῇ ἴωσι πρὸς ἥῃ τ' ἑλκίον τε
 εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε ποτὶ ζῳφρον ἥροέντα,
 ἡμεῖς δὲ μέγαλοιο Διὸς κειθώμεθα βουλῇ,
 θεὸς πᾶσι θνητοῖσι καὶ ἀθανάτοισιν ἀνάσσει,
 εἰς οἰωνὸς ἄριτος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.*

(12, 237—243.)

Worte, bei denen jedem wackeren Manne das Herz schwillt vor Entzücken. Keine Uebersetzung kann hier dem hinreißenden Wohlklang des

griechischen Originals gerecht werden. Und wenn es Hektors tragisches Geschick will, daß er mit dem Tode büßen muß, den untrüglichen Worten des mit ihm in einer Nacht geborenen Polydamas (18, 251) nicht gefolgt zu sein, so muß er sich dafür mit dem Beifall der Edlen aller Völker und Zeiten trösten: er hatte doch das bessere Teil erwählt und ist ihm treu geblieben bis zum Tode.

Die übrigen, in Odyssee und Ilias erwähnten *τέρατα* hier zu besprechen, würde zu weit führen. Da weder ihr Vorkommen noch ihre Auslegung bestimmten Regeln unterliegt, so lassen sich für unsere Zwecke geeignete Folgerungen nicht daraus ableiten. Erwähnt sei nur noch, daß der Adler, der Vogel des Zeus, am meisten als Kündler von Vorzeichen galt, daher er 8, 247 *τελειότατος πετερώνων*, der bedeutungsreichste der Vögel, genannt wird. Die Raubvögel — Adler, Geier, Weißen (Apollons schneller Bote wird darum XV, 526 der *κίρκος* genannt) — spielen meistens die aktive, Gänse, Tauben und andere harmlose Vögel die leidende Rolle.

Der eigentlichen Wahrsager, die nicht lediglich Zeichendeuter sind, werden von Homer eine ganze Anzahl namhaft gemacht, in der Ilias besonders Kalchas, Helenos und Polydamas, in der Odyssee Teiresias und Theoklymenos; die außerdem erwähnten können mit wenigen Zeilen abgethan werden.

Eine höchst interessante und namentlich in Bezug auf den geistigen Hergang im Innern des Wahrsagers merkwürdige Stelle findet sich 7, 17–53. Athene und Apollon, so wird dort erzählt, jene den Griechen, dieser den Troern günstig gesinnt, kommen überein, durch einen Zweikampf zwischen Hektor und einem der griechischen Helden dem beiderseitigen Morden für heute ein Ende zu machen. Helenos „vernimmt im Geiste“ diesen Rathschluß der Götter und teilt ihn seinem Bruder Hektor mit, indem er ihm den Rat zu einer Herausforderung der Griechen erteilt und hinzufügt: „Denn also habe ich die Stimme der Götter vernommen.“

In beiden homerischen Gedichten ist mir keine Stelle bekannt, die in so eigentümlicher und dabei so klarer Weise über den Hintergrund des Weissagens Aufschluß giebt, oder vielmehr zu geben scheint; denn man wird kaum berechtigt sein, sie als eine durchweg geltende Regel für den metaphysischen Hergang beim Wahrsagen anzusehen. So charakteristisch sie aussieht, sie ist nicht typisch. Eine kurze Betrachtung

wird vielmehr geradezu das Ergebnis haben, daß sie einen Ausnahmefall bildet.

Im allgemeinen ist die Gabe, in die Zukunft zu sehen, eine von den Göttern, vorzugsweise von Apollo, erteilte. Sie hängt aber mit dem Schicksalsbegriff innig zusammen. Der Gott sieht in die Zukunft, sofern er den Schicksalschluß kennt; dieses Wissens macht er auch den menschlichen Seher kundig; da er aber nur mitteilen kann, wessen er selbst teilhaftig ist, so weiß auch der von ihm begabte Seher nicht, was die Zukunft bringen wird, sondern nur was das Schicksal beschlossen hat. Daß beides nicht einerlei ist, werden wir sogleich sehen, wenn wir das Eigentümliche des homerischen Weissagungsbegriffs erörtern.

Betrachtet man sich die angeführte Stelle der Ilias genauer, so wird man finden, daß es sich in ihr nicht eigentlich um ein Schauen in die Zukunft, sondern um die Ausführung eines sofort zu erledigenden göttlichen Ratschlusses handelt. Dieses Ratschlusses wurde Helenos durch geistiges Hören inne. Aber — und das ist charakteristisch — er fügt diesem aus speziellem Anlaß erkundeten Ratschluß eine aus seiner allgemeinen Kenntnis der Schicksalsbeschlüsse entnommene Thatsache hinzu, die Hector seinem Ratschlage zugänglich machen soll: „Denn es ist dir nicht verhängt zu sterben und dein Geschick zu erfüllen“, nämlich heute.

Daß es keineswegs gleichgültig ist, wie man die homerische Weissagungstheorie formuliert und daß ein erheblicher Unterschied zwischen unserem Begriffe des Schauens in die Zukunft und dem homerischen des Erkennens der Schicksalschlüsse ist, möchte ich an zwei Beispielen nachweisen.

Die schönheitsstrahlende Nereide Thetis weiß, was das Schicksal ihrem herrlichen Sohne beschieden hat, aber seine Zukunft kennt sie darum nicht. Denn das Schicksal hat dem Achilleus die Wahl gelassen, ob er ein langes und ruhmloses oder ein kurzes und ruhmvolles Leben führen will. Das weiß Thetis, aber welche Wahl ihr Sohn treffen wird, weiß sie nicht. Erst als Achilleus seine Wahl getroffen, als er sich entschlossen hat, den Krieg gegen Troja mitzumachen, und nun gar, als er auszieht, den Tod des Patroklos an Hector zu rächen, da weiß seine Mutter, daß er nun ebenfalls bald dem Tode verfallen sein wird.

In der Unterwelt weissagt der blinde Seher Teiresias, der allein

von allen Toten im vollen Besitze seiner geistigen Kräfte geblieben ist, dem Odysseus seine Zukunft. Aber indem er ihn davor warnt, die Heliosrinder auf der Insel Thrinakia anzutasten, kann er nur sagen: „Wenn du dies beachtest, so wirst du bald in die Heimat zurückkommen; wenn aber nicht, so steht dir noch jahrelanges Umherirren und andere Trübsal bevor.“ Er erkannte also nicht die Zukunft, sondern er wußte nur, was das Schicksal bestimmt hatte; ein Seher in unserem Sinne würde auch gewußt haben, daß die Warnung umsonst sein, daß die Mannschaft des Odysseus sich an den Heliosrindern vergreifen, und daß ihr und ihres Schiffes Untergang die Sühne dafür sein würde.

Diese homerische Theorie läßt sich an allen vorkommenden Beispielen nachweisen; sie ist auch, wie die Geschichte der delphischen Orakel lehrt, im ganzen griechischen Altertum die herrschende geblieben.

Unter den von Homer namhaft gemachten Sehern tritt besonders Kalchas hervor. Wie er schon in Aulis die zehnjährige Dauer des Krieges voraus verkündigt hatte, so scheint er während des ganzen Verlaufs der Belagerung der so zu sagen wohlbestallte offizielle Wahrsager der Griechen geblieben zu sein. Daher ruft ihm, als er die Ursache der Pest enthüllt und deren Aufhören von der Zurückgabe der Chryseis abhängig macht, Agamemnon in unvernünftigem, aber menschlich begreiflichem Grimme zu:

„Unglücksseher, du hast mir Erfreuliches nimmer geweissagt!
Immer gefällt's dir im Herzen, mir Widriges nur zu enthüllen!
Glückliches hast du noch nie mir verkündigt oder erfüllt!“

(I, 106—108.)

Ob Polydamas, des Panthoos Sohn, im eigentlichen Sinne des Wortes ein *μάντις* war oder ob die vorhin erwähnte Deutung eines Vorzeichens nur dem Scharfsinn und der Klugheit, wegen deren er wiederholt gerühmt wird, zu verdanken ist, läßt sich aus den ihn betreffenden Stellen der homerischen Gedichte nicht entscheiden. Der allgemeine Eindruck geht allerdings dahin, daß er ein *μάντις* war, aber eine zwingende Beweiskraft haben die in Betracht kommenden Stellen nicht. Daß ihn z. B. Apollo beschützte und nicht seinen Tod unter den Vorkämpfern finden ließ, Iliad, 521, beweist nichts, da Apollo auch anderen troischen Helden, Hector, Aeneas, Aeneas den gleichen Schutz angedeihen läßt. Auch die 18, 250 gemachte Bemerkung, Polydamas allein habe zurück und vorwärts geschaut, ist nicht entscheidend.

Denn diese homerische Wendung bezeichnet nur die Einsicht eines Mannes, der die Erfahrungen der Vergangenheit durch Schlüsse auf die Zukunft nutzbar zu machen weiß.

Helenos, der Bruder Hektors, wird der beste der Vogeldeuter genannt, 6, 76. Daß er ein Wahrsager gewesen, geht aus dieser und der schon früher angeführten Stelle hervor. Es sind zwar die beiden einzigen, aber sie sind klar und einwandfrei. Spätere Erklärer, die nach dem von mir unverrückbar festgehaltenen Grundsatz für Homer keine Beweiskraft haben, machen Helenos zu einem Zwilling Bruder der Kassandra, um dadurch zwischen ihm und dieser Prophetin des Unglücks eine innigere Beziehung herzustellen. Allein es ist nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Homer von der Prophetengabe der Kassandra nicht das Geringste weiß, obgleich er diese Priamos-tochter in beiden Gedichten erwähnt (13, 365. 24, 699. XI, 422).

Anderer, in der Ilias namhaft gemachte Wahrsager sind:

Ennomos, der Vogeldeuter, 2, 858, einer der Führer der mythischen Bundesgenossen der Troer, von dem Homer, ähnlich wie bei dem Traumdeuter Eurydamas, bemerkt, die Vogeldeuterei habe nicht den Tod von ihm abgewendet, und er sei von Achilleus in der Schlacht am Flusse (Xanthos) getötet worden.

Merops aus Perote, 2, 831, der als vorzüglicher Wahrsager bezeichnet wird und seinen Söhnen Abastos und Amphios ihren Tod vorher sagte. Sie zogen dessen ungeachtet in den Krieg und wurden beide von Diomedes getötet. „Aber,“ so heißt es 11, 331, „sie gehorchten seinen abmahnenden Worten nicht, denn sie wurden von den Aeren des schwarzen Todes hingeführt.“

Von Polyidos aus Korinth wird 13, 663 erzählt, er habe seinem Sohne Euchenor angekündigt, daß er, nach Troja ziehend, getötet werden, daheim bleibend, einer Krankheit erliegen werde —, also wieder ein für die homerische Vorstellung von der Prophetie charakteristisches Beispiel. Euchenor zog den Tod im Kriege vor; denn er scheute sowohl die üble Nachrede des Volkes wie die Leiden einer langwierigen Krankheit. Er wurde von Paris mit einem Pfeile getötet.

Die Odyssee nennt als der Vogeldeutung kundig den greisen ithakessischen Helden Halitherses, der in der von Telemach einberufenen Volksversammlung erzählt, er habe dem Odysseus prophezeit, daß er erst nach 20 Jahren in seine Heimat zurückkehren werde; dies stehe nun nahe bevor, II, 172. Wie es scheint, ist den Kritikern, die im

Auffuchen von sich widersprechenden Stellen Homers unermüdlich sind, diese Stelle bisher entgangen. Sie seien geziemend darauf aufmerksam gemacht. Denn klärlieh liegt ein innerer Widerspruch vor, wenn der unbedeutende Halitherses mit Bestimmtheit weisagt, was sicher eintreten wird, während der größte aller Wahrsager, Teiresias, nur verkündet, wie es eventuell kommen soll.

Telemos war ein unter den Kyklopen lebender Wahrsager, der dem Polyphem den Verlust seines Auges durch Odysseus vorausgesagt hatte, IX, 509.

Eine ganze Wahrsager-Familie ist die des Theoklymenos, der wegen eines Totschlages fliehen muß und bei Telemach Zuflucht sucht. Sein Urgroßvater Melampus war ein Wahrsager, sicherlich auch, wie der Name kundgibt, sein Großvater Mantios; ebenso ein anderer Urenkel des Melampus, Enkel seines zweiten Sohnes Antiphates, der aus dem thebanischen Sagentheile bekannte Amphiaraios. Nach seinem Tode ließen die Götter seine prophetische Gabe auf Polyphides und schließlich auf dessen Sohn Theoklymenos übergehen, XV, 223—255.

Eine besonders hervorragende Stelle nimmt Teiresias ein, dem zu Liebe Odysseus die unheimliche Fahrt in den Hades unternimmt, um von ihm über seine späteren Schicksale Auskunft zu erhalten. Um die Person des blinden Thebaners hat sich ein reicher Kranz von Mythen und Legenden geschlungen, die aber hier außer Betracht bleiben müssen, weil Homer sie nicht erwähnt. Er erzählt nur, daß Teiresias blind gewesen sei und daß er durch die Gunst der Persephone auch in der Unterwelt den vollen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten bewahrt habe. Er verkündet dem Odysseus den weiteren Verlauf seiner langjährigen Irrfahrten und seine späteren Schicksale. In diesem ihren zweiten Teile verdient seine Prophezeiung noch besondere Beachtung, weil sie das einzige Beispiel einer solchen ist, deren Erfüllung nicht in den Rahmen des Gedichtes selbst fällt. Eben aus diesem Grunde hat sie zu vielen Erörterungen Veranlassung gegeben, und es ist zu ihrer Erklärung eine Unsumme von Phantasie und Scharfsinn aufgeboten worden, die den einfachen Sachverhalt verkünstelt und verdeutelt haben, wie es leider bei so vielen Stellen der homerischen Gedichte der Fall ist.

Die einfache Ankündigung des Teiresias, Odysseus werde einen sanften Tod *ἐξ αἰός*, d. h. außerhalb des Meeres, also auf dem

Lande finden, ist durch die falsche Deutung „aus dem Meere“ zur Erfindung einer einfältigen Sage mißbraucht worden, wonach Telegonos, ein Sohn des Odysseus und der Kirke, seinen Vater mit dem Stachel einer Roche getödtet habe. So sei sein Tod „aus dem Meere“ gekommen. Ein charakteristischer und abschreckender Beleg für die völlige Unbrauchbarkeit aller späteren Legenden zur Erklärung Homers.

Weiter legt Teiresias dem Odysseus die Verpflichtung auf, nach Erlegung der Freier mit einem Ruder auf der Schulter so weit in das Binnenland zu wandern, bis er Leute antreffe, die keine Kunde vom Meere haben, dort dem Poseidon einen Widder, einen Stier und einen Eber zu opfern und dann nach Hause zurückzukehren. erinnert man sich, daß kein anderer Gott so eifersüchtig auf die Wahrung der den Göttern zukommenden Ehrerbietung ist wie Poseidon — eine aus der Beobachtung des Meeres leicht abzuleitende Eigenschaft —, daß er dem Odysseus wegen der Blendung seines Sohnes Polyphem zürnte, und daß die Sühne dafür durch des Odysseus glückliche Heimkehr vereitelt wurde, so ergibt sich zwanglos die Folgerung, daß Odysseus, zur Verhütung ferneren Unheils und zur Versöhnung des mächtigen Gottes, etwas unternehmen muß, was diesem Gotte zum Ruhme gereicht, indem seine Verehrung bei Völkerschaften eingeführt wird, die bisher nichts von ihm gewußt haben.

Diese einfache und naheliegende Deutung macht alle gezwungenen und künstlichen Combinationen überflüssig. Und wie bei keinem anderen Dichter gilt für Homer der Grundsatz, daß die Erklärung um so sicherer das Richtige trifft, je einfacher sie ist.

An Orakelstätten kennt Homer außer Dodona (s. o.) noch Pytho, das spätere Delphi. Dorthin war Agamemnon gezogen, um sich bezüglich der Eroberung Trojas einen göttlichen Wahrspruch zu holen, und Apollo scheint ihm gewissagt zu haben, die Stadt würde fallen bald nach einem Streit zwischen den besten der Griechen. Als nun Odysseus und Achilleus mit einander stritten, freute sich, des Orakelspruchs eingedenk, Agamemnon. Der Bericht über diese Episode (VIII, 75—82) ist durchaus lückenhaft; die Ueberlieferung hat auch nichts Zuverlässiges darüber erhalten, und so müssen wir uns mit der Thatfache begnügen, daß Homer es bei einer kurzen Andeutung bewenden lassen konnte, da zu seiner Zeit der Vorgang noch allgemein bekannt war (vgl. VIII, 74). Die Orakelstätte muß sich schon in jenen uralten Zeiten großen Ansehens und Zuspruchs erfreut haben,

so daß die hierdurch angehäuften Reichtümer sprichwörtlich wurden (9, 404—405).

Angesichts der Wahrnehmung, daß alle vom Dichter registrierten Weissagungen ohne Ausnahme in Erfüllung gehen, muß es auffallen, in wie geringem Grade sie bei den Hörern und den zunächst Beteiligten Glauben finden. Stellenweise spricht sich diese Nichtachtung der Prophezeiungen offen und unumwunden aus; in edler, pathetischer Weise thut es, wie schon erwähnt, Hektor gegenüber der Warnung des Polydamas, roh und übermütig der Freier Eurymachos, indem er dem wackeren, das bevorstehende Eintreffen seiner Prophezeiungen ankündigenden Halitherses höhnend zuruft, er möge seine Orakelsprüche zu Hause und bei seinen Kindern anbringen. „Der Vögel viele fliegen unter der Sonne und nicht alle verkünden Schicksalsprüche.“ Er, Eurymachos, könne viel besser weissagen. Odysseus sei in der Ferne umgekommen, u. s. w. Er schließt mit der Drohung: wenn Halitherses den jüngeren Mann (Telemach) durch seine Weissagungen aufhebe, werde man ihm eine Buße auferlegen. II, 178—193.

Derselbe Unglaube herrscht, wenn auch unausgesprochen, allgemein vor. So scheint, um nur einige Beispiele anzuführen, die Weissagung des Halitherses an Odysseus spurlos vorübergegangen zu sein, und die beruhigenden Ankündigungen des Teiresias flößen ihm, obgleich er sie keineswegs vergißt (vgl. XXIII, 266 ff.) so wenig Vertrauen ein, daß er bei dem von Poseidon erregten Sturme den Tod im Meere befürchtet, und späterhin, trotz der Zusicherung des Teiresias, er werde die Freier vernichten, dem Kampfe mit zweifelnder Sorge entgegen sieht. Ja, noch mehr: kaum hat er aus dem Munde des blinden Sehers vernommen, daß er nach seiner Heimkehr seine Gattin von Freiern umworben, also nicht an einen andern verheiratet finden werde (XI, 117), so fragt er, als wären diese Worte in den Wind gesprochen, die Seele seiner Mutter, ob Penelope ihm noch die Treue bewahre oder schon einen andern vornehmen Achaier gehehlicht habe, XI, 177—179.

Agamemnon weiß, daß ihm beschieden ist, Troja nach zehnjährigem Kampfe einzunehmen, trotzdem verliert er nach einem übel verlaufenen Schlachttag so vollständig den Mut, daß er die Heerführer zum Aufgeben der Belagerung und zur Flucht nach Griechenland bereden möchte, 9, 26—29. „Denn wir werden das breitstraßige Troja nicht mehr einnehmen.“

Hektor hat von Helenos die bestimmte Versicherung erhalten, es sei ihm nicht verhängt, jetzt zu fallen, 7, 52. Gleich darauf, als der Telamonier Ilias durch das Los zum Zweikampfe mit ihm bestimmt wird, klopft ihm ängstlich das Herz, und er würde dem Kampfe ausweichen, wenn es ihm, dem Herausfordernden, möglich wäre, 7, 216—218.

Telemos hat dem Polyphem geweissagt, ein gewisser Odysseus werde ihn blenden. Nun geschieht dies, er wird geblendet; folglich wird er doch — sollte man meinen — daraufhin wissen, daß der Mann, der dies ausgeführt hat, kein anderer als eben jener Odysseus sei aber keineswegs! Polyphem glaubt noch immer, daß der Thäter „Niemand“ heiße, und giebt dadurch Veranlassung zu der bekannten lustigen Episode. Erst dann, als ihm von Odysseus dessen wirklicher Name genannt wird, fällt dem ungeschlachteten Gesellen ein, daß damit jene alte Prophezeiung in Erfüllung gegangen sei.

Soll man nun daraus den scheinbar unausweichlichen Schluß ziehen, daß die Griechen im Zeitalter Homers an ihre *μάντις* nicht geglaubt haben? Ich möchte trotz alledem diese Folgerung nicht ziehen. Gerade das letzte der angeführten Beispiele legt den Gedanken nahe, daß diese Wahrnehmung auf ästhetische Gründe, auf ein Gebot der dichterischen Notwendigkeit zurückgeführt werden müsse. Gesezt, Polyphem hätte sich, wie doch eigentlich so nahe lag, als ihm der glühende Pfahl das Auge ausbrannte, auf die Prophezeiung des Telemos besonnen, so wäre Odysseus seiner Rache nicht entgangen, folglich war der Dichter genötigt, ihn, was sonst unbegreiflich sein würde, erst dann wieder auf den alten Telemos verfallen zu lassen, als Odysseus wohlbehalten und sicher auf dem Meere schwamm.

Daß die gleiche dichterische Notwendigkeit durchweg in allen von mir angezogenen Beispielen vorherrscht, ist leicht nachzuweisen. Es läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß Ilias und Odyssee gar nicht hätten geschrieben werden können, wenn der Dichter sich nicht dieser Fiktion bedient hätte. Wie in einem Drama Dichter und Publikum um das Geheimnis wissen, nicht aber die handelnden Personen, so kennen Homer und seine Leser die Weissagungen und wissen, daß sie in Erfüllung gehen werden; aber zur Erzielung dichterischer Wirkung ist die Fiktion unentbehrlich, daß die handelnden Personen die Weissagungen, obwohl sie ihnen bekannt sind, doch als nicht vorhandenen betrachten.

Zum Schlusse meiner Darlegungen sei noch mit einigen Worten

der Rolle gedacht, welche bezüglich des darin behandelten Themas die Tiere spielen.

Der Adler heißt zwar der deutungsreichste der Vögel (s. o.), aber es darf daraus nicht der Schluß gezogen werden, daß ihm bei den Vorzeichen, deren Träger er ist, eine andere als eine passive Rolle zufiele. Die *régara* werden von den Göttern veranlaßt, die sich dazu der Vögel, mit besonderer Vorliebe der Adler, bedienen, aber ohne daß diesen zum Bewußtsein käme, daß ihr Thun und Treiben noch einem besonderen Zwecke dient. Sie sind Werkzeuge, weiter nichts.

Einmal wird ein Pferd, des Achilleus unsterbliches Streitroß Xanthos, als wahr sagend eingeführt. Es verkündet seinem Herrn den nahen Tod 19, 409 ff. Die hierbei gebrauchten Wendungen entsprechen der von mir dargelegten homerischen Theorie der Wahrsagung. Das Pferd, von Hera vorübergehend mit der Sprache begabt, sagt zu Achilleus, der seine Rosse auffordert, ihn nicht, wie jüngst den Patroklos, im Stiche zu lassen: „Nahe ist dir der Tag des Todes, Schuld aber sind nicht wir, sondern ein großer Gott und die mächtige Moira.“ Und weiterhin: „Dir ist verhängt, von einem Gotte (Apollo) und einem Manne (Paris) erlegt zu werden.“ Mit der Sprache hatte also das edle Pferd von der Hera auch die Kenntniß von dem seinen Herrn betreffenden Schicksalsschlag erhalten. Merkwürdig und nicht leicht erklärlich ist, daß, wie es 19, 418 heißt, das Roß verstummte, weil die Erinnyen ihm die Sprache hemmten. Man wird daraus schließen müssen, daß die Erinnyen in der Anschauung Homers als Dienerinnen der Schicksalsgöttin fungirten; aber die Sache bleibt trotzdem sehr räthselhaft, und ich möchte der Versuchung nicht unterliegen, darüber scharfsinnige Spekulationen anzustellen, die der Homerischen Anschauung vielleicht entsprechen — vielleicht aber auch nicht. Ich möchte den Umfang — er ist ohnehin schon erschreckend groß — dieser ins Ziellose schweifenden Hypothesen nicht vermehren.

Daß intelligente Tiere das Gefühl des Grauens kennen und mitunter Dinge und Personen sehen, die der Mensch nicht sieht, wußte auch Homer. Ich kenne dafür zwar nur eine Belegstelle, aber sie ist durchaus klar und einwandfrei: XVI, 162—163. In die Hütte, wo Odysseus mit Telemach plaudert, tritt Athene; der Jüngling sieht sie nicht, wohl aber Odysseus und die Hunde; und diese, die sonst jeden Fremden mit wüthendem Gecläff begrüßen, XIV, 29—30, flüchten mit ängstlichem Gewinsel, nicht, wie Jäsi meint, aus Furcht vor der Göttin,

sondern weil sie vor dem Unheimlichen die Scheu haben, die außer dem Menschen nur das intelligente Tier kennt.

* * *

Die vorstehenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch, dies Kapitel der homerischen Metaphysik erschöpfend behandelt zu haben, aber ich hoffe, daß in ihnen kein wichtiges Moment unberührt geblieben ist. Und weiter schmeichle ich mir, daß ich nirgends meinem Vorsatze, den Homer nur aus dem Homer zu erklären, und ihm weder durch die künstlichen Auslegungen spätgriechischer, noch durch die aus der Freude am eigenen Scharfsinn entstandenen unhomerischen Zusätze und Thaten moderner Forscher — *exempla sunt odiosa* — wehe zu thun, untreu geworden bin.

Kantsche Ethik und Okkultismus.

Zwei Vorträge

von

Dr. Walter Dornmann.

I.

Zu gedeihlichem Verrichten bedarf der Geist wie der Körper der mannigfaltigen Bewegung. Von allerhöchstem Werte ist für uns das außerordentliche Thatfachsengebiet an der Grenze zweier Welten, dem mit Vorliebe unsre Beobachtung sich zuwendet; denn in ihm erkennen wir, insofern der Bestand der Psyche als einer vom fleischlichen Körper unabhängigen Wesenheit nur durch das Okkulte nachzuweisen ist, die unentbehrliche Grundlage der Psychologie. Und so werden wir nicht müde, auf diesem Felde zu arbeiten und wieder und wieder alte und neue Erfahrung zu vergleichen, um nach befremdenden Widersprüchen und dem Zweifel desto klarer zu schauen, immer richtiger die gesamte leibliche und seelische Verfassung der sogenannten Medien zu verstehen. Wahrlich, ein oft ermüdendes Geschäft! Sei das Außergewöhnliche solcher Forschung noch so fesselnd, wir alle wissen es, wie viel abspannende leere Wiederholung auf unseren Entdeckungsfahrten die Geduld in Anspruch nimmt, und, wenn nicht wirklicher Wissensdrang uns bei einer theils schon so ergiebigen, theils Unendliches verheißenden Mühe, zurückhielte, keine Lust am Ueberraschenden könnte den ernstesten Sinn auch kurze Zeit hier gefangen nehmen.

Wohlthätig aber und stählend nach solcher, nur ab und zu durch ungeahntes Licht belohnten Durchforschung physiopsychischer Erscheinungen löst uns die Beschäftigung mit dem unmittelbar Geistigen ab. An die hohen Fragen der Ethik und Aesthetik, an die letzten Pro-

bleme dürfen wir vom gewonnenen festen Boden der Thatfachen uns mit desto gewisserem Rechte heranwagen. Das ebenfalls Abspannende, Ungewisse und Ueberreizte, was jeder ausschließlichen Denkbewegung auf den Höhen reiner Geistesgegenstände anhaftet, wird ausgeglichen durch die Beschäftigung mit dem Realen und so findet der Geist nährende und stärkende Wahrheit nur durch die Teilung seiner Arbeit nach zwei Seiten.

Das Würdigste, das Beste, was den Philosophen beschäftigt, sind stets die Ideen und die Ideale. Notwendig, wie Kant in der „Kr. d. R. Vn.“ jagt, sind die Ideen, um die Einheit aller Begriffe festzustellen, und dem Verstande sein Gebiet innerhalb bestimmter Grenzen als Rechtsbesitz zu sichern und die Zusammengehörigkeit aller reinen Vernunft zu erweisen.¹⁾ Indem sie so das Denken eigentlich zum Denken machen, werden sie weder als Grundstein noch als Giebel desselben recht bezeichnet; der Ring sind sie, der alles Denken einfaßt. Und wenn wir die aus diesen Ideen hervorstachsenden Ideale nicht in uns hegen, was hilft es uns, die kostbarsten Thatfachen, welche uns Aussicht auf Unsterblichkeit und unendliche Fortentwicklung eröffnen, festgestellt zu haben? Ohne das inbrünstige Streben unsrer Geister nach Vollkommenheit, nach Freiheit, Wahrheit, Schönheit, was sind jene wert? Ja, wenn wir, uns an bloße äußere Bürgschaften unserer Fortdauer klammernd, die dem gemeinen Ich schmeicheln, diese Ideale in uns verkümmern ließen, so wäre das ein transscendentaler Materialismus, dessen Gefahren unabsehbar sind und der viel unentschuldbarer sein würde, als aller weltliche theoretische und praktische Materialismus zusammen.

Erfrischender aber ist nichts, als den großen Fragen der Ethik an der Hand eines so geistesstarken Führers zu nahen, wie Immanuel Kant. Wie ein stählendes Bad ohne einen Tropfen schmeichlerisch falscher Wohlgerüche umfaßt uns das reine Element seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ (1785) und vor allem seiner „Kritik der Praktischen Vernunft“ (1788). Wenn geistige Arbeiten das Maß ihres positiven Gehaltes wertet, dann nimmt unter den Schriften Kants diese wohl den höchsten Rang ein. Ihre unentbehrliche Voraussetzung ist die bahnbrechende „Kritik der Reinen Vernunft“, deren gleichfalls sehr wichtigen positiven Gehalt zu verkennen

¹⁾ f. Kehrbachs Ausgabe, S. 282—285.

unmöglich ist; denn, obgleich sie uns belehrt, daß es unmittelbar reine spekulative Vernunft nicht giebt und daß anstatt der „Dinge an sich“ uns bloß „Erscheinungen“ umgeben, wird doch das Recht der ganz allein wissenden Erfahrung auf Grund der Sinne und des nach allgemeinen aprioristischen Regeln urteilenden „reinen Verstandes“ und die stets an die Empfindung gewiesene „Wirklichkeit“ der Erscheinungen als solche trotz ihrer Bedingtheit ausdrücklich anerkannt und außerdem in diesem Buche schon auf die Bedürfnisse der reinen Vernunft und auf den ergänzenden Zusammenhang ihres scharf gesonderten spekulativen und praktischen Gebietes der Ausblick gegeben. Positiv ist trotzdem nach Kants eigener Denkweise die „Kr. d. Pr. Vn.“ in weit umfassenderen Sinne; denn sie bestätigt die „objektive Realität“ — wie Kant es selbst ausdrückt — derjenigen Idee, welche die spekulative Vernunft bloß als Möglichkeit einsah, nämlich der Freiheit und ferner mit dem von dieser diktierten Sittengesetze die von ihm unzertrennlichen Ideen von Unsterblichkeit und Gott, die als subjektive Erfordernisse doch zugleich mit jenem „objektiven Realitätswert erlangen und in den Gesichtskreis der spekulativen Vernunft nicht einmal als Möglichkeiten fallen“. So wenigstens mußte die kritische Sichtung der Gedankengebiete nach den Kant zugänglichen Thatsachen sich ordnen.

Das Positive in der „Kr. d. Pr. Vn.“, die nach Kants Ausführung den Primat vor der spekulativen Vernunft besitzt, und das Rückgrat von Kants gesamter kritischer Philosophie ist demnach zum Unterschied von den Lehren Hegels, Schopenhauers, von Hartmanns und des vorzüglich mit der normalen Natur rechnenden Physiopsychikers Wilhelm Wundt die unumstößlich behauptete Realität des individuellen Ich. Nach der spekulativen Vernunft sind, wie alle Dinge um uns her, auch wir selbst uns nur Erscheinungen, keine Dinge an sich; für die praktische Vernunft aber tritt neben unsre abhängige sinnliche Natur der zwar unerkannte, aber unwider-sprechbar sich selbst bezeugende Kern eines „intelligibeln Wesens“ in uns, von dem als notwendiger Voraussetzung Kant gerade in dieser Schrift ausgiebigen Gebrauch macht. Dies intelligible Subjekt in uns ist nach ihm der autonome Gesetzgeber des objektiven Sittengesetzes, dessen Vorschrift lautet, immer nur so zu handeln, wie es bei gleichem Verhalten aller erlaubt wäre, und jedes vernünftige Wesen als Selbstzweck zu achten. Für Gott als den „allein Heiligen“ und unser

intelligibles Subjekt sind Sollen und Wollen Eines; da wir aber auch zur Sinnenwelt gehören, giebt es für uns den Begriff der Pflicht und den kategorischen Imperativ, durch dessen Nötigung unser intelligibles Ich von der Abhängigkeit vom sinnlichen Ich uns zu befreien berufen ist. Unabhängigkeit von der Materie ist Freiheit in negativem Sinne; die eigne Gesetzgebung aber, die dies bewirkt und uns zu ihrem Objecte, dem „höchsten Gut“, d. h. zur Tugend und einer von Tugend allein gewerteten Glückseligkeit intelligibeln Ursprunges geleitet, ist Freiheit in positiver Bedeutung. Der „ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht“ nach Schillers Wort, der einzige feste Punkt alles Seienden, der Erscheinungen wie der Ideen, ist und bleibt nach Kant — das halte man fest! — das Ich in seinem zwar unerforschten geheimen, doch durchweg klar bethätigten Wesensgrunde als „intelligibles Wesen“. Ob man befugt, das mystisch zu nennen? Vielleicht! Jedenfalls ist Kants Schrift, wie weit auch abliegend von der unbeschränkten Willkür jenes Individualismus, der in den Menschenrechten der französischen Revolution und ihren Folgen gemäß weltlich rohen Auffassungen so stürmische Wogen schlug, dennoch mit ihrem autonomen Sittengesetze und Pflichtgebote und, ich wiederhole, damit die ganze durch sie zusammengefaßte Kantische Philosophie, durch und durch individualistisch.

Nicht genug kann man das betonen und das ist es, was Wilh. Wundt in einer bedeutsamen Leipziger Rektoratsrede von 1889, in der er die Zeiteinflüsse auf die Philosophie des letzten Jahrhunderts verfolgt, der Schrift zum Vorwurf wandte, da er die Ueberordnung von Familie, Staat, sittlicher und humaner Gemeinschaft über den einzelnen nicht gewahrt findet. Seine Ausstellungen sind in keiner Weise berechtigt; denn, da es doch Kant auf reine praktische Vernunft ankam, wie durfte er sie in irgendwelche absolute Abhängigkeit setzen von einem fremden Willen, von welchem, scheine er als die Befugnis einer wohlthätigen Staatsordnung oder andern menschlichen Gemeine uns noch so ehrwürdig und bindend, ein letzter Appell an die Instanz des eignen Gewissens uns immerdar offen stehen muß. Man braucht kein Anhänger von Rousseaus „Contrat social“ zu sein und die weltliche Ueberordnung des Staates mit allen seinen berechtigten Ansprüchen an den einzelnen nicht zu leugnen, um im letzten Falle doch den Entscheid über das reine Sittengesetz immer

in unsrer eignen Brust zu suchen. Staatsflaven sind wir nicht und trotz allen Wohlthaten, die wir vom Staate empfangen, und allem Danke, den wir zurückgeben, wäre es schlimm um unser Gemüt bestellt, wenn es nicht eine Pflege und einen Schatz sittlichen Bewußtseins darin gäbe, den wir uns allein vorbehalten und der niemanden und auch den Staat nichts angeht, uns selber ganz allein. Ja, wäre das Staatswesen das alleredelste und humanste, würden wir in blinder, maschinenähnlicher Unterwürfigkeit unter seine Heteronomie immer noch Sklaven sein und keine metaphysische Auffassung eines Staates, der als notwendig dem Staate als Erscheinung zu Grunde liegt, kann daran das Mindeste ändern. Das von Kant aufgestellte Sittengesetz aber wird der ganzen Menschheit und damit auch dem Staate ganz und gar gerecht. Eine Heteronomie durch denselben für unser sittliches Thun giebt es nicht und freiwillig, freudig folgen wir dem Staatsgesetze nur deshalb, weil die möglichste Innehaltung der allgemeinen Ordnung zum Heile des Ganzen der Autonomie unsrer Vernunft entspricht. Und wenn dem nicht so wäre und jeder Anteil unsres Willens an der Befolgung der Staatsverordnungen aufgehoben wäre, dann würden wir, weil wir dabei doch irgend ein Willensverhältnis bekunden müssen, der Heteronomie des Staates nur aus Furcht vor Strafe gehorchen, gerade dann wäre das Verhältnis des Staates zu uns das allereleendeste, für ihn und uns beschämend, entfittlichend, untergrabend.

Wundt nennt Kants Pflichtgebot das vornehmste Zeugnis unsres „übersinnlichen Ursprungs“; das aber kann es nur sein durch seine Autonomie und seinen Individualismus. Das ist festzuhalten, wenn die „Umwälzung der geistigen Welt“, die mehr noch als durch die „Kr. d. R. Vn.“ nach Wundt durch die „Kr. d. Pr. Vn.“ herbeigeführt ward, verständlich sein soll. Was die Schrift des ostpreussischen Sattlersohnes auf Deutschlands Geister gewirkt hat, zeigt allein der Eindruck auf den Feuergeist des großen Schwaben, der unter ihm „Ideal und Welt“, die „Worte des Glaubens“, „Worte des Wahns“ gedichtet hat und die Gestalt der mit autonomer Willensgewalt sich selbst seelisch und leiblich den Fesseln entringenden Johanna. Man irrt, wenn man meint, daß eine in ihrer Weise so einzige Schrift, die selbst wie eine Geburt reiner Vernunft aus der intelligibeln Welt erscheint, ihr Werk heute schon gethan habe und der allmählich vom Kind zum Jüngling heranwachsende Okkultismus müßte sich selbst

mißverstehen, wenn die Zeit nicht käme, die für die Wahrung unsrer eigentlichen und echten Güter Unermeßliches aus jener gewinnen wird.

Nicht erst in der „Kr. d. Pr. Vn.“ hat Kant den Vorrang der praktischen Vernunft vor der spekulativen erklärt, er hat ihn völlig bestimmt schon in der „Kr. d. R. Vn.“ ausgesprochen; er hat mit aller der ernststen Vertiefung, deren er fähig war, dann Schritt für Schritt das Grundgesetz und die Ideen der praktischen Vernunft erläutert, indem er mit ängstlicher Sorge jeden Hauch bloßer Empirie wie eine Trübung des Spiegels von dem abwehrt, was er vor jeglicher Erfahrung als das absolut „Heilige“ für das Menschenbewußtsein erkennt. Mit möglichster Schärfe hat er sich gegen die Seichtigkeit derer gewandt, die mit bekannter Psychologie die Willensfreiheit erklären wollen, womit „die herrliche Eröffnung einer intelligiblen Welt für die Menschen vernichtet werde.“ (Kr. d. Pr. Vn.). Alles das ist gedruckt zu lesen und da kommen sogenannte Schriftweise und Philosophen und lassen dieses allein im menschlichen Gewissen das oberste Gesetz findende Buch als eine bloße Stilübung aus Gefälligkeit gegen Wünsche von Oben entstanden sein, da schlottert Heinrich Heine mit seinen billigen Witzeleien daher, um ohne eine Spur von Kenntnis und Verständnis die ernsteste aller Schriften zu verlachen. Von Aristophanes ist ein Sokrates verspottet worden; aber das geschah auf der komischen Bühne, deren ausgelassne Uebertreibungen niemand mißverstand, während Heine, der es unternahm, in prosaischen Aufsätzen ein Bild der neueren Philosophie zu entwerfen, unzähligen Tausenden die Einbildung geweckt hat, von Dingen etwas zu wissen, von denen der Lehrende ihnen ebenso gediegne Begriffe eingab, wie Mephistopheles dem Schüler von den vier Fakultäten. Das Loos aller berühmten Namen ist es, auch dem Mißbrauch offen zu stehen und kein Name im deutschen Vaterlande wird leichter mißbraucht, als der Name Kants. Genannt wird er mit Vorliebe von allen, die irgend eine Weltanschauung predigen, und sogar die Wortführer des naturwissenschaftlichen Materialismus schmücken ihre Verleugnung jeder Philosophie ohne Scheu mit seinem Namen. Den Märschen seiner strengen Gedanken- gewebe naht man sich nicht, weil man in ihnen sich verfangen würde; nur Weisheitsbrocken nascht man ohne Weisheit vom Rande. Wie denn eine bloß empiristische Philosophie, deren erklärtester Gegner Kant war, selbst wenn sie schließlich dem „Uebersinnlichen“ noch Raum in einem von jedweder Denkprüfung abgeschlossen, nie erhelltten All-

einen verstattet, mit der zur reinen Vernunft aufstrebenden und sie durch den Individualismus auf das Mächtigste stützenden Lehre Kants noch zusammen gehe, ist dunkel. Kant selbst war, indem er die Grundlehren seiner Ethik mit den Sätzen anderer alter und neuer Philosophen verglich, sich genau bewußt, ein wie viel festeres Gebäude er aufführte als jene, und spricht es wiederholt aus. Niemals in der That sind der Ethik stärkere Grundmauern gebaut worden als hier und unnützlich führen alle Kants Namen im Munde, welche die von ihm gesezte sittliche Autonomie jedes Vernunftwesens, diese Krönung seines ganzen kritischen Systems, stillschweigend beseitigen. Wundt hat dies Grundgesetz Kants bei seinen Erörterungen über die „Kr. d. Pr. Vn.“ nicht einmal genannt und, hätte er es recht gewürdigt, würde er kaum den Einfluß des Friedericianischen Staates auf diese Schrift angenommen haben. Die Nachwirkungen des Geistes der Reformation mit der Wahrung der Gewissensfreiheit durfte er mit Grund für die „Kr. d. P. Vn.“ betonen, aber nicht hier ein Staatswesen nennen, dessen Herrlichkeit unter Anwendung rücksichtsloser Klugheit und Gewalt doch nur irdisch war und Objekte der Erscheinungswelt zu Bestimmungsgründen hatte, welche gerade Kants Forderung einer reinen praktischen Vernunft gründlichst zuwiderlaufen. Die Welt in ihrem Treiben und ihre klugen Anhänger aller Art, welche Wahrheit einzig bei ihr und ihren Erfahrungen suchen, vernehmen immer ungläubig den Satz Kants, daß den Bestimmungsgrund echten sittlichen Handelns nie eine Neigung, nicht einmal die Liebe zum Guten selbst abgeben dürfe, sondern nichts als das Sittengesetz selbst. Weil dem durch Sinneneindrücke von allen Seiten afficierten Menschen Willensbewegungen ohne jedwede Neigung schwer faßbar und unbequem sind und weil allerdings jeder Willen ein Interesse voraussetzt, bestreitet man das. Kant aber hat die Liebe zum Guten nie abgelehnt und als ein mächtiges Förderungsmittel sittlichen Thuns entschieden anerkannt. Daß unsre Autonomie des objektiven Sittengesetzes ein subjektives höchstes Vernunftinteresse voraussetzen lasse, steht ihm ebenso fest. Nur als Bestimmungsgrund zur Befolgung des Sittengesetzes will er keinerlei Neigung zulassen, weil sonst bei der Beschaffenheit unsrer sinnlichen Natur, die sowohl unsre Erkenntnis wie unsre Tugend trübt, kein rein sittliches Thun gesichert ist und wir lauter Selbsttäuschungen unterliegen. Ob da wirklich Liebe zum Guten uns bestimme, wie wir meinen, oder

unter dieser Maske etwas sehr Häßliches, ist ungewiß und, so kostbar jede Liebe zum Guten nach Kant ist, klar über den sittlichen Wert unsres Handelns können wir nie sein, wenn wir nicht das Sittengesetz selber befragt haben. Wenn man diesen Satz Kants immer bekämpft, sieht es fast aus, als ob wir unter allen Umständen unfähig wären, unter den Geboten unsrer reinen autonomen Vernunft zu handeln, und doch kennt der schlichteste Mensch die Stimme seines Gewissens und doch kennt er die Freude über die Ausführung rein sittlicher Thaten, zu denen ihn keine Bestimmung einer Lust oder persönlicher Neigung beriet. Was allerdings schier unmöglich, das ist nur, daß wir Menschen von Kindesbeinen bis zu spätem Alter jederzeit nach diesem höchsten reinen Gesetze unsres eignen Innern handeln. Seinen Weg aber kennen wir wie die Abwege und das ist genug. Wenigstens im Vorübergehen erlassen wir uns hier die Beantwortung einer hochwichtigen Frage nicht, die Kant unmittelbar nicht zur Behandlung bringt, deren Erörterung aber auf den Geist seiner Lehre ein noch besonders helles Licht zu werfen im Stande ist. Es ist dies die Frage nach dem Unbewußten oder Bewußten im Sittengesetz. Bei den sinnlichen Neigungen nimmt Kant an, daß sie unbewußt das Sittengesetz fälschen können; es ist also klar, daß er bei der intelligiblen Freiheit des Willens, die uns das Sittengesetz giebt, uneingeschränktes Bewußtsein fordert für die Reinheit dieses Gesetzes und nochmals uneingeschränktes Bewußtsein für die Reinheit unsres Wollens bei der Erfüllung desselben. Unbewußt fördert der genial schaffende Menscheng Geist die reichsten Schätze der Wissenschaft und Kunst zu Tage; bewußt, schrankenlos bewußt unter unerbittlichem Selbstgeheiß handelt sein Willen als reine Vernunft einzig und allein auf moralischem Gebiete. Hier gebietet er sich Selbstklarheit und vermag es, die Schleier des Unbewußten abzustreifen. Und doch waltet nach Kant auch hier ein unerkanntes Geheimnis: das Willensinteresse, das die Vernunft an jenem Gesetze und seiner Befolgung nimmt, bleibt nämlich unbewußt, es gehört mit dem „höchsten Gute“ der „intelligiblen Welt“ an, dem — Diktanten.

Ein Ideal aber stellt im Sittengesetze Kant uns vor Augen, das einzig echte ethische Ideal, wie wir meinen, das dem Menschen gelten kann. Darum sollte man sorgfältiger, als es der Fall ist, es hüten und wahren und die Lehren, mit denen der einsam ernste Denker des Menschen Mikrokosmos mit dem Makrokosmos kritisch aneinander

hielt, nicht dem wohlweisen Gutachten aller Stadträthe oder Weltpraktiker oder gar erfahrungsstolzer Gelehrter ausliefern. Wenn z. B. nach Wundt die Sittlichkeit in „eine allgemeine Willensgemeinschaft der Menschen“ gesetzt wird und diese Willensgemeinschaft als „die Grundlage für die möglichst große Entfaltung menschlicher Geisteskräfte zur Hervorbringung geistiger Güter“ betrachtet wird, so merkt man dieser Betonung von Wissenschaften und Künsten für das Ethische das stolze Nest der Gelehrtenstube, in der sie gebrütet ward, gar sehr an und der gemeine Mann im Arbeitsittel mag sich demüthig bescheiden, wenn seine Zwecke solcher großartigen „Idee der Willenseinheit der Menschen“ auf das Nermlichste Tribut entrichten. Ein wie kümmerlicher Teil an solcher Art von Sittlichkeit bleibt der Frau zumest vergönnt und welchen Trost finden die Kranken, die im reinsten Wollen Geheiterten und die von der Mehrheit ihrer Brüder, vom Glück Mißhandelten bei solcher Auffassung der Ethik, welcher der einzelne gar keinen Wert hat als in Bezug auf die Gesamtheit! Und die am Steuer der Kultur Sitzenden, die Männer der Wissenschaft und Kunst, verdienen sie wirklich in der Ethik immer die beste Nummer? Nicht in äußere Nützlichkeit, vielmehr in die Gesinnung setzt allerdings Wundt den Wert des Ethischen; doch muß, wenn man die ganze Ethik schließlich doch nur der irdischen „Willenseinheit der Menschen im Streben nach Geistesgütern“ pflichtig erachtet, die Gesinnung jedenfalls als eine Gesinnung in Thaten und nicht bloß eingeschränkt auf eine Gesinnung in Träumen verstanden werden, die aber sogar die der Besten leider oft im Erdentreiben bleiben muß. Wiewohl Wundt es leugnet, bleibt darum das Motiv der Nützlichkeit für seine Ethik doch eigentlich maßgebend; denn als Geisteschatz kann niemand eine Gesinnung ansehen, die vielleicht ohne jede andere Frucht als die der bitteren Enttäuschung und des Leidens bleibt, und die, wo ihr jeder Weg zum irdischen Gelingen versperrt ist, schließlich sich selbst eitel bedürken müßte, so daß sie logischer Weise sich selbst aufgeben sollte. Sobald wir dagegen als Glieder einer „intelligibeln Welt“ unsre Gesinnung für uns selbst haben, dann ist sie, ob mit oder ohne Erfolg, unser wirklicher Besitz und unverlierbar für die Vernunft. Dann sind wir uns bewußt, eine ewige Kraft in uns zu hegen, für deren Reinheit wir unwandelbar zum Schutze der ganzen ewigen geistigen Welt Bürge sein sollen. Weil ja doch die Greise, die Siechen, die Krüppel gemäß der Ansicht, daß die Entfaltung mensch-

licher Geisteskräfte zur Erlangung geistiger Güter allein ethisch sei, nichts als eine Last sind, so sollte man sie nach Wundt eigentlich totschlagen. Die wilden Völker, welche für den Fortschritt solcher Geisteskultur lediglich hemmend sind, sollte man dann ebenfalls ausrotten oder vielleicht wäre es nicht uneben, sie wieder als Sklaven dem erfinderischen Geiste begabter Völker dienstbar zu machen. Oder sollte es am Ende doch in der Kultur etwas geben, was vollkommen unabhängig von Wissenschaft, Kunst und anderen Geistesgütern, von der Schätzung jedes zeitlichen und formalen Rechtes Ethik genannt zu werden verdient? Was innerhalb der Kultur Wissenschaft und Kunst bedeuten und wie viel sie auch für Fortschritt und Verbreitung der Ethik beitragen, ist uns wahrhaftig nicht dunkel; aber Ethik als solche ist reine Vernunft im Sinne Kants und bedeutet etwas ganz anderes, als alle jene Geistesgüter. Von einer Volksseele, von einem Menschheitswillen zu sprechen hat man unbedingtes Recht; aber doch nur dann, wenn man den Einfluß dieser Kollektivmächte auf alle einzelnen damit zu würdigen bestrebt ist. Die Volksseele hat ein Empfinden, aber nur im übertragenen Sinne; der Menschheitswille verfolgt Ziele, aber doch nur in uneigentlicher Bedeutung. Wohl hat der Staat Verantwortung gegen seine Bürger, aber Selbstverantwortung, wie jedes Individuum sie außerdem auch in den Pflichten gegen ihn noch weit stärker, als die nach außen gerichtete Verantwortung kennen soll, hat er nicht. Für Wesen, die im eigentlichen Sinne denken, empfinden und wollen, können die wirkungsvollsten Faktoren, die nicht wirklich denken, empfinden, wollen, unmöglich den ethischen Bestimmungsgrund abgeben. Die Religion vollends, die Wundt mit Preis und Ehren, aber bloß als Dienerin einer irdischen „Willenseinheit der Menschen“ umgiebt, ist überhaupt keine Religion.

Zwischen der geistigen und physischen Welt hat Kant einen scharfen Trennstrich gezogen. Wenn man in seiner kritischen Philosophie nicht mit Unrecht die monistische Weltanschauung vermißt, wie sie Schopenhauer mit Behauptung eines einheitlich in der ganzen Welt sich regenden Willens gab und wie sie mit der Aufstellung einer von einer Erscheinungsform zur anderen fortgehenden und über die Erde hinausreichenden Entwicklung (du Prel) der heutigen Naturlehre besser entspricht, so hat man andererseits desto gewisser die Pflicht, das rein Geistige der „intelligibeln Wesen“ und der

„intelligibeln Welt“ als den tiefen Kern seiner Philosophie unangetastet stehen zu lassen. Man hat keine Befugnis, mit allerhand halb empiristischem und halb materialistischem Beiwerk, das man Kants Gedanken hinzusetzt oder als ihnen verwandt vorgiebt, sie völlig zu entstellen. Plan seiner kritischen Philosophie war ja die Feststellung alles dessen, was wir von geistigen Vermögen und Besitzthümern zur nötigen Erfahrung und Erkenntnis in uns tragen, nach spekulativer wie nach praktischer Hinsicht, in genauester Abgrenzung und Scheidung. Obgleich Kant das Recht von Hypothesen in der Philosophie anerkennt, war bei dieser unbedingten Abmessung für Hypothesen nur so viel Raum, um für eine fraglose Lücke des Denkens eine mögliche Ergänzung zu finden, wie das für die Kausalität mit dem Begriff der Freiheit schon in der „Kr. d. R. Vn.“ von ihm geschah. Es soll nun nicht gesagt werden, daß die Entwicklungslehre auch heute bloß geistreiche Hypothese ohne Stützpunkte reichlich beobachteter Kräfte der Natur sei und daß sie, so weit sie immer noch hypothetisch ist, nicht eine mindestens durch den Blick ins Naturall unabweisbar aufgedrängte Hypothese sei. Lag sie Kants Tagen noch ferner, gab es doch längst vergleichende Einblicke in die Einheitlichkeit der Natur, wie denn Baco von Verulam bereits den Menschen eine *planta inversa* nannte, indem er die Hirnsfasern dem Wurzelwerk der Pflanze ähnlich fand. Kant hat denn auch keinen Augenblick Bedenken getragen, den Menschen als Sinnenwesen nicht bloß wegen seiner körperlichen Organe, sondern auch wegen der pathologischen Abhängigkeit seiner Empfindungen, in die übrige Natur einzureihen, indem er ihn davon nur als intelligibles Wesen unterschied. Wohin er aber nicht den Schritt thun mochte, das ist, umgekehrt Willen und Geist und Teleologie in der sinnlichen Natur zu erkennen. Wenn die Entwicklungslehre von Lamarck, Darwin, Wallace, von Bär u. die rechten Konsequenzen zieht, ist das, wohin sie gelangen muß, Zielstrebigkeit der gesamten und nicht bloß der organischen Natur, mithin nicht Verstofflichung des Menschen, sondern Vergeistigung des kleinsten Atoms. Immer klarer wird man einsehen, daß der Begriff der Entwicklung und das durch ihn deutliche Emporstreben der Naturbildungen Ziele voraussetzen läßt, selbst wenn man sich dabei wie Schopenhauer mit der Annahme der Unbewußtheit des Naturschaffens begnügt, die das im Menschen einzig vorhandene Bewußtsein als ungelöstes Rätsel zurückläßt. Dann ist es des Ferneren

folgerichtig, die Teleologie nicht bloß in die einzelnen Organismen und unbelebten Stücke der Natur zu verlegen, sondern sie in der Natur als Ganzheit zu erblicken; denn kein einziges Ding der Natur ist nur für sich da, alles ist verwoben mit allem und erborgt tausend Bedingungen seines allgemeinen und besonderen Seins von außerhalb ihm liegenden Kräften. Nichts ist weder bloß leidend noch bloß thätig und der Stein noch in seiner Verrichtung nach den Gesetzen der Wärme und der Schwere entnimmt von Sonne und Luft und den ihn berührenden Körpern Einflüsse, wie er wiederum sie zurückgibt. Ist darum Teleologie auch nur in einem einzigen Dinge vorhanden, so muß sie in allen zusammen anzunehmen sein und zwar in unendlichem Concerte.

Ist dem aber so und wird Zielstrebigkeit in der Alleinheit der gesamten sinnlichen und geistigen Natur zugestanden, so ist die Frage für den Philosophen der Zukunft nicht zu umgehen: Welcher zweckvolle Zusammenhang ist zwischen unsrer sinnlichen Natur und unsrer intelligiblen Wesenheit? Verschiedene Anschauungen einer und derselben Sache sind Sinnlichkeit und Geistigkeit nicht etwa in der Weise, daß eine von beiden allein genügen könnte, um den Menschen zu erklären; beides sind Gegensätze, die einander für die irdische Existenz des Menschen benötigt sind, die aber als scharfe Gegensätze oft in Widerstreit geraten. Besitzt auf diese Frage der Philosoph keine Antwort und mag er Phantasiespielen hierfür nicht die Zügel schießen lassen, so wird er das Problem, sobald die Unsterblichkeit einmal von ihm mit Sicherheit angenommen ist, mindestens in voller Wichtigkeit anerkennen müssen. Kant hatte weder in seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ noch in seiner „Kr. d. Pr. Vn.“ unmittelbaren Anlaß, auf die Frage einzugehen. Beim Postulat der Unsterblichkeit verlangt er einen „ins Unendliche gehenden Progressus zur völligen Angemessenheit des Willens zum moralischen Gesetze“, da „der letzteren kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt in keinem Zeitpunkte seines Daseins fähig ist“. Nur flüchtig sagt er einmal, daß wir schon hier unsere sittliche Vervollkommenung fördern sollen; welche besondre Aufgabe indeß das Erdenleben hierfür stelle und welche Rolle gerade unsrer sinnlichen Beschaffenheit hierfür zufalle, darüber schweigt er. Gleichwohl ist, falls unsre jenseitige Fortdauer zur Angemessenheit ans Sittengesetz noch beitragen soll, die Annahme unabweisbar, daß schon das irdische Leben dafür eine Vorstufe von

ganz eigenthümlicher Bedeutung sei. Unsere Aufgabe ist nach Kant Befestigung des Sinnlichen, sofern es dem Sittengesetze widerstrebt. Da Kant andererseits mit nichten die Sinnenwelt verachtet und sich wohl im Klaren ist, daß unsere reinen Ideen nur mittels der Erfahrungen und der Benutzung der Sinnlichkeit hier zu praktischer Bethätigung gelangen, werden wenigstens zwei Schlüsse erlaubt sein. Erstens kann im Dienste reiner Vernunft die Sinnenwelt eine Stärkung derselben in unserm Gemüthe bewirken und zweitens kann auch die Sinnenwelt eine Förderung reiner Vernunft sein, wo sie von ihr überwunden wird. Mithin können sowohl die freundlichen wie die feindlichen Einflüsse der Sinnlichkeit Kräftigungen unsres Vernunftseins werden und auch den letzteren liegt nach Wundts geistvollem Gesetze von der Heterogenie der Zwecke, die von entgegengesetztem Streben aus doch unweigerlich zu den ins große Concert stimmenden Zielen kommen müssen, dann Teleologie zu Grunde. Zur besseren Stützung dieser Gedanken erinnere ich noch daran, daß wir schon, sei es durch vorgeburtliche Erziehung nach du Prels trefflichen Erörterungen, sei es mit Keimen von Anlagen, die noch vor unsrer fleischlichen Entstehung im Mutterleibe liegen, Grundlagen einer an die Sinnenwelt in individueller Bestimmtheit sich anpassenden Wesensart mitbringen; denn, was erzogen wird, was Eindrücke erleidet, muß logischer Weise schon irgendwie da sein. Wie wir also nach Kant allgemeine aprioristische Anschauungsweise der Körperwelt und aprioristische Kategorien des reinen Verstandes für die Sinnenwelt voraus besitzen, ebenso sind auch individuelle an die Sinnenwelt angepaßte Anlagen schon vor dem leiblichen Werden unser Eigen. Das zeigt nun, daß auch die Sinnlichkeit im Voraus mit unseren geistigen Charaktereigenschaften verwoben ist und von dieser Grundlage aus unsere weitere Ausbildung mittels der Sinnenerfahrung des Erdenlebens nichts völlig Zufälliges sein kann, entrückt daher auch die sinnlichen Einwirkungen während unsrer Erdenzeit, da wir nach unseren eignen Trieben ihren Nutzen und ihren Schaden als Seelennahrung aufnehmen, der Zwecklosigkeit und unsre obigen beiden Schlüsse dem Scheine jeder Willkür.

Ganz und gar ist der Irrthum abzuweisen, daß Kant, weil er wegen ihrer Unberechenbarkeit die sinnlichen Neigungen als Bestimmungsgründe unsrer Pflichterfüllung ablehnt, deshalb die ganze Gefühlseite des Menschen auf eine niedre Stufe gestellt und, wie das manche richtig finden, dem Abstrakten den obersten Rang

zuerkannt habe. Daß er das Gefühlsleben nicht gering achtete, möchte wohl schon aus seinen Betrachtungen über das Schöne und Erhabne, wie ergänzungsbedürftig sie sind, hervorgehen. Gefühl ist die unumgängliche Bedingung jegliches Lebens; wo Leben ist, da ist Willen, und der individualisierte Willen ist Gefühl. Den Begriff des „Lebens“ erklärt Kant als „das Vermögen eines Wesens, nach Gesetzen des Begehrungsvermögens zu handeln“. Ob er nun auch ein unteres von den Sinnen und ein oberes von der reinen Form des Gesetzes bestimmtes Begehrungsvermögen unterscheidet, so ist auch beim letzteren ein Willen, der nur von einem Interesse gelenkt sein kann, nach ihm vorhanden und dies Interesse bezieht sich auf das „höchste Gut“, das nebst der Tugend die durch sie erworbene Glückseligkeit ausmacht. Unsterblichkeit bedeutet unzweideutig bei ihm wahrhaftiges individuelles Leben, das endlich dieses „höchsten Gutes“ als gleichbleibenden Besitzes teilhaft wird. Beim irdischen Wohltun schon unterscheidet Kant „pathologische“ und „praktische Liebe“ (s. „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“); denn, da für die Gesinnung des Wohltuenden ein Mitempfinden unerlässlich ist, so fordert Kant, daß die That nicht in schmelzender Empfindung, sondern im Vernunftwillen ihre Wurzel habe. Liebe zu Gott und zum Nächsten überhaupt ist nach Kant praktische, keine pathologische Liebe und es bedeutet, daß wir Gottes Gebote gern thun, alle Pflicht gegen den Nächsten gern erfüllen. Dies aber gilt Kant als das höchste der Ideale überhaupt, mit dessen Erfüllung alle Sinnlichkeit von uns abgethan wäre, weshalb kein Geschöpf dahin auf Erden gelangen kann und ein jedes Vernunftwesen nur dahin streben soll. Hieraus erhellt Kants Annahme eines mit reiner Vernunft verschwisterten reinen Vernunftgefühles. Als solches kennt Kant ferner die Achtung, die wieder ihm ein durch Vernunft selbstgewirktes, kein durch Einfluß empfangenes Gefühl heißt. Reines Gefühlsleben besitzt nach ihm endlich Gott als der allein „Heilige“ und „Selige“ und die „Seligkeit“ ist gemäß jenem ewigen Progressus auch das Ziel sämtlicher Vernunftwesen, in dem dann, wie in Gott, Sollen und Wollen vollständig Eines werden.

Nach allem widersprechen Kants ruhige Schlüsse nicht den hohen Ideen, die der jugendlich flammende Schiller in seiner „Theosophie des Julius“ aufstellte, und nicht der kurzen, schlichten, allbedeutenden

Inschrift, die über der Steingruft eines großen Lehrers der Humanität in der Stadtkirche zu Weimar leuchtet: „Licht, Liebe, Leben.“

Seltam aber wäre es gewesen, wenn Kant, dem die „intelligible Welt“ nicht ein bloßes dunkles Wort für die bequeme Ausfüllung von Gedankenlücken war, dem es für Erkenntnis und Gefühl des Menschen das Land seiner Verheißung und ganzen ewigen Zukunft bedeutete, niemals erwogen hätte, ob nicht dem Menschen, der auch in der Sinnenwelt, wie er darthut, jener „intelligiblen Welt“ zugehört, manche leisen Spuren seines Ursprunges aus dieser wahren Heimat in den Zustand seiner erborgten sinnlichen Erscheinungsform hinübergelangen. Begreiflich durfte er die Frage aufwerfen, ob denn die Sterbenden mit Abstreifung einer gewiß nicht zufälligen noch ihrem Wesen fremden Leiblichkeit wirklich jeden Pfad zur Erde verlieren müßten. Nur in ihrem letzten Kerne ist Kants „intelligible Welt“ die reine Vernunftwelt. Daß er keineswegs bei den Verstorbenen plötzlich reine Vernunft voraussetzte, zeigt seine Annahme eines „ewigen Progressus“, in dem wir endlich zum höchsten Gute gelangen.

Eine Meinung freilich ist auf der Stelle abzuweisen: als Bestimmungsgrund unsres Handelns aus Pflicht konnte Kant die Verheißungen der „intelligiblen Welt“ nicht brauchen. Diese Auffassung würde die ganze „Kr. d. Pr. Vn.“ umwerfen, die keine einzige andere Pflichtübung billigt, als die nach Bestimmung unsres autonomen Geistes. Allein als notwendige Folge unsres Sittengesetzes und unsrer autonomen Pflichtübung war für Kant das „höchste Gut“ und unsere „intelligible“ Zukunft unbestreitbar das wichtigste Ding. Es finden sich nun in der That genug Belege, daß Kant das offulte Reich, mit dem wir uns heute so ernsthaft beschäftigen, viel mehr zum Nachdenken lockte, als es in seinen Tagen gewöhnlich war, trotz den spärlichen ihm vorliegenden Thatfachen. In welcher Weise und in welchem Umfange es seine Gedanken anzog, das erörtern wir in einem zweiten Aufsatze.

II.

Wahrer als wahr kann kein Ding und kein Satz sein. Wenn daher wirklich Kant Anschauungen dargelegt hat, die den Ergebnissen der heutigen Grenzwissenschaft entsprechen, werden diese dadurch nicht

sicherer, als sie es durch gewisse Erfahrung sind, und, wenn Kant als der größte Philosoph sich mit ihnen im Widerspruch befände, könnte die echte Beweiskraft dadurch um nichts verringert werden. Trotzdem ist es, ganz abgesehen von dem beiläufigen hohen Werte, die Meinung eines Kant über vielumstrittene Fragen klar festzustellen, noch von eigentümlichem, weitgreifendem Gewinne, wenn wir zeigen, daß dem Denken dieses streng kritischen Geistes das Interesse am Okkulten nicht fremd gewesen. Das Mißverhältnis der heute herrschenden Philosophie und akademischen Wissenschaft zu Kants Geistesart werden wir damit hell beleuchten. Kant ist es gewesen, der das auf bloße Erscheinungen eingeschränkte, aber in diesem Umkreise sichere Wissen der Erfahrung dem Forschen des Menschen zugewiesen hat. Unter seiner Führung sind erst mit dem Gefühle ihrer Vollberechtigung die Wissenschaften eingezogen in die ausgedehnten üppigen Reiche der Empirie; doch hat man, indem man von allen Bäumen Früchte der Erkenntnis brach, wie berauscht im Geschäfte einer so dankbaren und ruhmreichen Ernte, im eroberten Gebiete der obersten Erkenntnis sich entschlagen, welche eben nach Kant jene Rechte unsres Verstandes an das Land der Empirie erst abgrenzt und verbrieft. Man vergißt es immer, was nach Kants eigenem Bewußtsein der vornehmste Gewinn seiner „Kritik der Reinen Vernunft“ war: reine spekulative Vernunft ist es nämlich, die vermöge ihrer eignen Prinzipien begreift, daß sie im Gebiete der Erfahrung, obwohl es dem theoretischen Wissen das einzige Feld seines Besitzes ist und bleiben soll, niemals rein sein kann. Darin liegt ebensoviel Demütigung, wie Erhebung für den Menscheng Geist; denn er selbst ist es ja doch, der aus seinen eignen Kräften seine Schranken versteht, was verdeutlicht, daß eben diese Kräfte insgeheim über jene Schranken hinausreichen müssen. „Die Vernunft,“ sagt Kant, „sucht als Letztes stets Notwendigkeit, sowohl die spekulative wie die praktische. Trotzdem ist sie darauf eingeschränkt, alles nur unter Bedingungen, nichts Notwendiges zu begreifen.“ Was wir begreifen können, ist nach ihm immer die Unbegreiflichkeit oberster Prinzipien, die nichts destoweniger da sind, und daß wir diese Unbegreiflichkeit überhaupt begreifen, und an ihr uns stoßen mit dem Verstande, das ist unstreitig das höchste Zeugnis für unsre Vernunft. Karl du Prel hat ausgesprochen, daß in Kants Philosophie die Keime aller folgenden Weltbetrachtungen eingebettet liegen. Das findet nur auf die Denkweisen keine Anwendungen, die

überhaupt den Namen einer Philosophie gar nicht verdienen: nicht auf den Materialismus und den ganzen Empirismus als Weltanschauung; denn die gedankenlosen und billigen Behauptungen solcher Art laufen allem zuwider, wodurch gerade Kant unsterblich geworden ist als Herrscher im Reiche der Gedanken. Diejem Materialismus und Empirismus nun, von denen der letztere sich bisweilen gegen den Namen des ersteren sträubt, obwohl er völlig unter seinem Banne alles verwirft, was nicht die gemeine Sinnenerfahrung zur Norm der Beurteilung nimmt, hat ziemlich allgemein die heutige Wissenschaft sich blind ausgeliefert. Das Exakte der Forschung ist ihr nicht nur der unentbehrliche Maßstab für die Prüfung des Sinnlichen; das Exakte ist ihr überhaupt alles und der Verstand, durch ungeahnt große Entdeckungen und Erfindungen in dieser stofflichen Selbstgenügsamkeit noch gesteigert, kehrt der Vernunft mit ihren höchsten Rechten und Gesetzen und der Philosophie lange den Rücken. Der Philosoph, der mit seiner Zeit gehen möchte, glaubt da ein Uebrigcs zu thun, wenn er klar und aufrichtig genug ist, zu sagen, daß das, was Menschen Sinne wahrnehmen, nie mit Geist zusammenfalle, und von Religion und Gott ein paar Worte spricht. Er thut auch wirklich ein Uebrigcs damit; denn der Leser überhört neben dem, was ihm paßt, dies Unpassende wie ein altväterisches Grüßgott in der Hauptstraße einer Weltstadt. Sei noch so außerordentlich, was einzelne Berufswissenschaften gewannen, die überhand genommene allgemeine Verweltlichung, die nur scheinbar Ausbreitung, innerlich Einengung bewirkt, ist im Lande Kants der Philosophie, die er insgemein als „Lehre vom höchsten Gut“ bezeichnet wissen wollte, und der Wissenschaft nicht würdig.

Wer nun aber die Grenze erkennt, der steht geistig über der Grenze und Kant, der dem menschlichen Denkvermögen auf das Genaueste die Grenze zog, die, so scharf sie abschneidet, durchaus nicht allen unseren Geistesbesitz umfaßt, sondern nur unter der Voraussetzung unbegriffener Ideen und unbewußter Ursachen sich überhaupt bestimmen läßt, — Kant mußte, wenn er als Wächter an dieser nicht in grellem Mittagslichte, sondern im Abenddämmer liegenden Grenze stand, wohl manchmal durchzuckt werden von unbezwingbarem Drange nach Lichtung der ihm so nahen Geheimnisse und von Schauern mächtiger Ahnung in seinem intuitiven Riesengeiste. Sollte nicht irgend eine Spur, ein Lichtblitz, ein geheimer Schatten einmal auftauchen, der ihm von drüben etwas offenbarte? Das metaphysische Fabulieren,

mit dem alle Pseudophilosophen ihre Hohlheit zur Größe aufblähten, war ihm ein Gräuel, das er ewig bekämpft hat; allein er, der ihnen das verwies, kraft der Vernunft, mit der er die Grenze der Erfahrung und des Wissens zeigte, er hütete ja diese Grenze selbst und wußte vortrefflich mit ihr und der Vernunft Bescheid. Er war sich sehr wohl bewußt seines Wertes und seiner Würde und er durfte sich auch einmal erlauben, was den Fabulanten nicht zustand, die Aussprache von Hypothesen, weil er an Stelle ihrer Fabeleien tiefsinnige Vernunft setzte, die mit gesunden Wurzeln nur eines Bodens harnte, in dem sie einst als feste Thatsache gedeihe. Zudem hat Kant das Recht und den Wert von Hypothesen in der Philosophie gar nie geleugnet. In der „Kritik der Reinen Vernunft“, die am wenigsten ein Buchern von Hypothesen zuließ, erkennt er ihre Bedeutung ausdrücklich an, die besonders darin bestehe, den Gegnern zu zeigen, daß „bloße Erfahrungsgesetze das ganze Feld möglicher Dinge nicht umspannen“. Denn allerwärts protestiert Kant gegen die Meinung, daß Erfahrung und Möglichkeit sich decken. Nicht aber bloß als solche Hilfskonstruktion, sondern im eigentlich affirmativen Sinne giebt er Hypothesen, wie die der intelligiblen Willensfreiheit als Ergänzung zum Kausalitätsgesetze in der „Kr. d. R. Vn.“, wenn auch immer mit der Bescheidenheit, mit der Hypothesen gewagt werden sollen. In der That ist es unsinnig, die Denkfreiheit der Hypothesen behindern zu wollen; denn damit würde man die freie Bewegung aller Deduktion töten und die genialsten Errungenschaften in der Geschichte des Menschengesistes verkennen. Doch wird man Kiesel und Diamanten unterscheiden und nicht mit selbstgefälliger Geschwätzigkeit die Ideen eines Kant verwechseln. Von jenem Sehnen nach einer Grenzwissenschaft, von jenem Schauer des Ahnens ist Kant allerdings berührt worden.

Karl du Prel hat in der Einleitung zu seiner neuen Ausgabe von Kants beinahe verschollenen „Vorlesungen über Psychologie“ (Leipzig 1889, Ernst Günther) manche mystischen Elemente in den Werken des Philosophen nachgewiesen. Indem wir Anschauungen über den Raum u. dgl. bei Seite lassen, haben wir es hier nur mit Beziehungen auf die Kantische Ethik zu thun. Die durch Swedenborgs bekannte Visionen veranlaßten „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik“ (1766) sind eine der merkwürdigsten Schriften, die je von einem Philosophen zusammengestellt wurden. Anwendbar auf ihr sonderbares Gemisch ist der Homerische Vers:

„Πρόσθε λέων, ὅτιθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα“

— „Borne ein Leu und Schlange zum Schluß und Weis in der Mitten“ —

und gleichwohl sind diese unharmonischen Bestandteile zum organischen sinnvollen Ganzen vereint worden. Es begegnen sich jene ganze restlose Aufrichtigkeit Kants, die auch unbequemen Zugeständnissen nicht aus dem Wege geht und gerade dadurch, wie er dessen sich rühmen durfte, ihn oft aufs Glückliche an sein Ziel brachte, sein hoher Sinn, seine tiefe Divination, Gedankenschärfe, Wig, Ironie und endlich eine bewundernswerte Geschicklichkeit in der Anordnung und Einkleidung des Ganzen. Von der leichteren Schreibweise mancher scherzhafter Teile darf man sich nicht verleiten lassen, allzu rasch die Absicht Kants erfassen zu wollen; man wird so weder zum Verständnis noch überhaupt zu irgend einem klaren Eindrücke kommen. Es bedarf der gründlichsten Erwägung jedes kleinsten Wortes und aller Worte zusammen. „Ein Vorbericht, der sehr wenig für die Ausführung verspricht“ — das ist die Ueberschrift seines Vorwortes, in dem er am Schlusse umgekehrt sagt, daß „die gegenwärtige Abhandlung den Leser völlig befriedigen soll, indem er das Vornehmste nicht verstehen, das Andere nicht glauben, das Uebrige aber belachen werde“. Aus dieser ironischen Sprechart erhellt schon, daß der Verfasser bei Ungelehrten und Gelehrten auf ein großes Verständnis nicht rechnete, und sicherlich hat er sich darin nicht getäuscht, daß das Gelächter auch bei denen, die ihn sonst nicht verstanden, sein gewisser Erfolg sein werde. Was ist nun jenes „Vornehmste“, was ist es, was man „nicht glauben“ und was ist das, was man „belachen“ wird?

Das „Vornehmste“ nach Kants Meinung ist zweifellos nicht der okkulte Gehalt der Schrift, sondern das, was nach der auf Grund der gegebenen Posten gestellten Bilanz als das solide Facit aller Gedankenreihen heraussprang. Und dies Vornehmste, dieser solide sofortige Gewinn, der, wenn alles sonst in der Schrift Aufgebauete nur Kartenhäuser wären, zurückbleibt, besteht in einer kurzen Vorwegnahme dessen, was in eingehender Ausführung den Hauptinhalt der „Kr. d. R. Vn.“ bildet. Als Kant nämlich eingestehen muß, daß er leider mit seinen metaphysischen Spekulationen dem forschenden Gemüte nichts Gewisses gegeben habe und daher die aufgewandte Zeit verloren scheine, sagt er, daß ihn bei der Aussprache dieser Träumereien der wichtigere Zweck leitete, welcher die Grenzen der menschlichen Vernunft angeht. Er schreibt: „Da ein kleines Land jederzeit viel Grenze

hat, überhaupt auch mehr daran liegt, seine Besitzungen wohl zu kennen und zu behaupten, als blindlings auf Eroberungen auszugehen, so ist dieser Nutzen der erwähnten Wissenschaft der unbekannteste und zugleich der wichtigste, wie er denn auch nur ziemlich spät und nach langer Erfahrung erreicht wird. Ich habe diese Grenzen hier zwar nicht genau bestimmt, aber doch insoweit angezeigt, daß der Leser bei weiterem Nachdenken finden wird, er könne sich aller vergeblichen Nachforschung überheben in Anschauung einer Frage, wozu die Data in einer andern Welt, als in welcher er empfindet, anzutreffen sind.“ Vernunft also, beschränkt durch Vernunft — das wäre darnach das Ergebnis auch dieser Abhandlung. Und welches ist die Frage, die erst in einer andern Welt als der unseren vernünftigen Aufschluß finden soll? Es ist die Frage nach den Geistern der Verstorbenen, ihrem möglichen Geisterverkehr mit den Lebenden, nach dem Verhältnis zwischen Geist und Körper und nach dem Begriffe eines Geistes überhaupt. Durch gut bezeugte Berichte über Swebenborgs wunderfame Sehergabe war Kants Interesse, wie er zugeibt, stärker gefesselt worden; er hatte darüber Nachforschungen angestellt und ernstlich nachgedacht. Es möchte nach den unumwundenen Schlußgeständnissen Kants nun scheinen, als ob er wirklich alle hieran gewandte Mühe als eitel ansähe und mit den langen metaphysischen Erörterungen gar keinen Zweck verfolgt habe, als ihre Fruchtlosigkeit zu erweisen. In der That ist der große Philosoph zu aufrichtig, um nicht das Unbeweisbare aller jener von ihm vorgebrachten Spekulationen zuzugeben. Ihn mochte zuletzt die nüchterne Erwägung überkommen, daß menschlicher Einsicht jene Dinge ewig im Dunkel liegen würden, und, weil er weder sich noch andre täuschen mochte, hielt er sie nicht zurück. Und dennoch schreibt er, daß er „das Schicksal habe, in die Metaphysik verliebt zu sein, von der er sich nur selten einiger Gunstbezeugungen rühmen dürfe.“ Und dennoch hat er es für gut befunden, mit aller Umständlichkeit sein „Märchen aus dem Schlaraffenlande der Metaphysik“ zu erzählen und seine „Luftschiffahrt“ mit stolzen Sätzen begleitet, in denen er, wohl nicht ohne Selbstironie den aufgeblähten Akademikerton noch überbietend, doch von einer innerlichen hohen Wahrheitsstimme geleitet wird: „Es wird künftig, ich weiß nicht wo oder wann, noch bewiesen werden, daß —“ Nun! Es ist heute schon größtenteils bewiesen und wird noch immer deutlicher bewiesen werden, daß: „die menschliche Seele“ — wie es bei Kant heißt — „auch in

diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt steht“. Die Metaphysik, die so selten, wie er klagt, ihm Gunstbezeugungen gewährt, hat ihm hier die allererstaunlichste erwiesen. Wenn nun wirklich Kant nur als albernes Hirnspinnst der Lächerlichkeit das hätte preisgeben wollen, was der tüchtigsten und redlichsten Forschung von heute immer klarer als Wahrheit sich enthüllt, dann wäre das eine unausdenkbare Satire unserer Geistesgeschichte und alle menschliche Denkkraft schiene im Staube zu liegen, wenn ein solcher Heros so grausam strauchelte. Allein das zweite Hauptstück vom ersten Teile der Schrift, in dem Kant seine „Träume der Metaphysik“ ausbreitet, ist ziemlich das gehaltenste der ganzen Schrift und bloß die Einleitung und der Schluß behandelt die dämmerhafte Beleuchtung und lustige Fahrt mit leisem Spotte. Es ist der Teil, welcher dasjenige umfaßt, wovon Kant sagt, daß „man es ihm nicht glauben werde“. Was man ihm nicht glauben werde, trennt er von dem, worüber man lachen wird, und giebt damit schon eine gefegte Vortragsweise zu, die sich von vornherein doch an den Glauben wendet. Auf das Ernsteste werden alle Spekulationen mit ihren Gründen vorgetragen, Einwände aufgeworfen und erörtert und der Stahl'schen Theorie, welche zur Erklärung der lebendigen Organismen immaterielle Prinzipien voraussetzt — wie auch sonst bei Kant — vor der andrer der Vorzug gegeben. Andererseits wird eine vorschnelle Berufung auf Immaterielles als eine „Zuflucht der faulen Philosophie“ unverhohlen mißbilligt und ungeschickter konnte Kant es nicht anfangen, als einen gewollten Spott mit einem Ernste zu begleiten, der ihn auf Schritt und Tritt umbringt. Nirgends auch findet sich hier jene Art von scheinbarem Ernst, die sich der Spott gern erborgt, um seine Ironie treffender zu machen, sondern allenthalben haben wir es mit der wirklich ernstesten Behandlung einer wissenschaftlichen Untersuchung zu thun. Jeder soll selbst das merkwürdige Kapitel lesen, aus dem wir wenigstens einige Hauptsätze ausziehen: „Die menschliche Seele würde daher schon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zwei Welten zugleich müssen angesehen werden, von welchen, so ferne sie zur persönlichen Einheit mit einem Körper verbunden ist, die materielle allein klar empfindet, dagegen als ein Glied der Geisterwelt die reinen Einflüsse immaterieller Naturen empfängt und erteilt, so daß, sobald jene Verbindung aufgehört hat, die Gemeinschaft, darin sie jederzeit mit geistigen Naturen steht, allein übrig bleibt, und sich ihrem Bewußt-

sein zum klaren Anschauen eröffnen müßte.“ Ferner: „Die menschliche Seele empfängt Eindrücke der immateriellen Geisterwelt, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt wird, so lange alles wohl steht.“ Die allertiefsten Betrachtungen, deren Gebiegenheit keiner bestreiten kann, werden von Kant angestellt über die Bedürfnisse des Menschenherzens, die, außerhalb seiner Privatbedürfnisse liegend, mit allgemeinen Zielen der Gesellschaft zu thun haben. Es heißt da: „Eine geheime Macht nötigt uns, unsre Absicht zugleich auf andrer Wohl oder nach fremder Willkür zu richten, ob dieses gleich öfter ungern geschieht, und der eigennützigen Neigung stark widerstreitet, und der Punkt, wohin die Richtungslinien unsrer Triebe zusammenlaufen, ist also nicht bloß in uns, sondern es sind noch Kräfte, die uns bewegen in dem Wollen andrer außer uns.“ Mit alledem soll das Reich immaterieller Natur, die „intelligible Welt“, ein Name, den Kant schon hier gebraucht, das „Reich der Zwecke“, wie er es auch sonst nennt, dargethan werden. Man halte z. B. neben manche Sätze unsrer Schrift das Folgende aus der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“: „Die Idee einer reinen Verstandeswelt als eines Ganzen aller Intelligenzen, wozu wir selbst, als vernünftige Wesen — obgleich andererseits zugleich Glieder der Sinnenwelt — gehören, bleibt immer eine brauchbare und erlaubte Idee zum Behufe eines vernünftigen Glaubens, wenngleich alles Wissen an der Grenze derselben ein Ende hat, um durch das herrliche Ideal eines allgemeinen Reiches der Zwecke an sich selbst (vernünftiger Wesen), zu welchem wir nur alsdann als Glieder gehören können, wenn wir uns nach Maximen der Freiheit, als ob sie Gesetze der Natur wären, sorgfältig verhalten, ein lebhaftes Interesse an dem moralischen Gesetze in uns zu bewirken.“ Und dann wieder in unsrer Schrift: „Weil das Sittliche der That den inneren Zustand des Geistes betrifft, so kann es auch natürlicherweise nur in der unmittelbaren Gemeinschaft der Geister die der ganzen Moralität adäquate Wirkung nach sich ziehen. Dadurch würde es nun geschehen, daß die Seele des Menschen schon in diesem Leben, dem sittlichen Zustande zufolge, ihre Stelle unter den geistigen Substanzen des Universums einnehmen müßte, sowie nach den Gesetzen der Bewegung die Materien des Weltraums sich in solche Ordnung gegen einander setzen, die ihren Körperkräften gemäß ist. Wenn dann endlich durch den Tod die Gemeinschaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben worden, so würde

das Leben in der andern Welt nur eine natürliche Fortsetzung derjenigen Verknüpfung sein, darin sie mit ihr schon in diesem Leben gestanden hat.“ Dann wird das daraus sich ergebende Doppelbewußtsein also erläutert: „Es ist zwar einerlei Subjekt, was der sichtbaren und unsichtbaren Welt zugleich als ein Glied angehört, aber nicht ebendieselbe Person, weil die Vorstellungen der einen, ihrer verschiedenen Beschaffenheit wegen, keine begleitenden Ideen von denen der andern Welt sind, und daher, was ich als Geist denke, von mir als Mensch nicht erinnert wird, und umgekehrt, mein Zustand als eines Menschen in die Vorstellung meiner selbst, als eines Geistes, gar nicht hineinkommt.“ Daß solche echt Kantischen Betrachtungen nach Spaß schmecken, kann doch niemand vorschützen. Und dann liest man die Bemerkung: „Es würde schön sein, wenn eine dergleichen systematische Verfassung der Geisterwelt, als wir sie vorstellen, nicht lediglich von dem Begriffe der geistigen Natur überhaupt, der gar zu sehr hypothetisch ist, sondern aus irgend einer wirklichen und allgemein zugestandenen Beobachtung könnte geschlossen oder auch nur wahrscheinlich vermutet werden.“ In Ermangelung solcher sicheren Beobachtung stellt Kant vom Grund des Sittengesetzes aus, somit doch wieder auf ernstester Unterlage, seine „nicht unangenehmen Vermutungen“ auf. Indem er sie so benennt, muß er freilich das Bekenntnis nachschicken, daß, wenn man die Gründe für und wider die Gewißheit seiner Vermutungen abwäge, dann der Ausschlag mehr auf Seiten des Verstandes und seiner Zweifel zu sein scheine, die er unter der Ueberschrift „Antikabala“ zusammenstellt, und daß die angeblichen Geistergeschichten eine allzu lustige Einlage sein würden, wenn Hoffnung es nicht wäre, die mit schwerem Gewichte die andre Waagschale niederziehe. Dieser „Hoffnung“ aber, von der er nach strengem Selbstverhöre gesteht, daß sie als die einzige „vor der Prüfung eingeschlichene Neigung“ sein Gemüt lenke, schämt der große Kant sich so wenig, daß er beifügt: „Dieses ist die einzige Unrichtigkeit, die ich nicht wohl heben kann und die ich in der That auch niemals heben will.“ Die Geisterfrage, die dem Verstande bei seiner Unwissenheit über dies Gebiet wie leichtes Spielwerk erscheint, behält für Kant Wert wegen dieser nicht auf sinnlicher Gefühlsneigung, sondern auf Vernunft beruhenden Hoffnung und in einer Anmerkung, die vom Schmetterling als ägyptischem Sinnbild der Unsterblichkeit redet, spricht er den gewichtigen Satz aus: „Unsere innere Empfindung und die darauf ge-

gründeten Urteile des Vernunftähnlichen führen, so lange sie unverderbt sind, eben dahin, wo die Vernunft hinleiten würde, wenn sie erleuchteter und ausgebreiteter wäre“ und am Wenigsten „hebt der Ursprung aus bloßem Hoffen ihm die Richtigkeit der daraus entsprungenen Begriffe auf.“ Die Einflüsse seines Vernunftglaubens auf der einen und seines Verstandes auf der anderen Seite bewirken zusammen, daß er selbst sich im Stillen „ernsthaft und unentschieden“ verhält, jedem anderen über die Sache, von der wir nichts wissen, sein Urteil überlassend. Während er dem derben Wit anderer die Berechtigung gar nicht abspricht, mag er demnach weder darüber lachen noch dafür Partei ergreifen und er lehnt, was bemerkenswert genug, zudem für sich die kluge und laue Haltung der Durchschnittsgelehrten ab, die sich als seine Weltleute beim Anhören von Geistergeschichten nicht durch Zweifel unhöflich bezeigen, aber auch ja nicht dann als Gläubige verlachen lassen mögen. Noch an einer andern Stelle der Schrift redet Kant von der Macht der Furcht vor dem Lächerlichen. Im Kapitel „Antitabala“ nämlich, das die Rechte des verneinenden Verstandes gegen „die schwindlichten Begriffe einer halb dichtenden, halb schließenden Vernunft“ nicht bestreitet, setzt er hinzu, daß sich „noch dazu auf dieser Seite einiger Anlaß zum Gespötte äußere, welches, es möge nun gegründet sein oder nicht, ein kräftigeres Mittel als irgend ein anderes sei, eitle Nachforschungen zurückzuhalten“. Und an einer dritten Stelle wendet sich Kant gegen das unziemliche Gelächter mancher Philosophen über eine Ansicht des großen Leibniz. (Vgl. Kehrbachs Ausgabe S. 15, 38, 48.) Durch seine Treuherzigkeit aber, mit der er den Geistergeschichten etwas nachspürte, glaubt er der Wohlanständigkeit nicht mehr vergeben zu haben, als manche der weisen Herren, die sich oft durch Albernstes betrügen lassen. Beim Eingange des ersten Teiles hat er die Sache als „verwickelten metaphysischen Knoten“ bezeichnet und es dem Belieben überlassen, „ihn entweder aufzulösen oder abzuhauen“. Ein Alexander durchhaut den Schicksalsknoten in Gordium; einem Philosophen ist es rühmlicher, mit seinem Fingerspiele den Knoten zu lösen. Dies Letztere hat Kant hier wunderbarlich vollbracht; aber trotzdem sieht er ein, daß er die Lösung des Knotens zu behaupten vor sich und vor der Welt kein wissenschaftliches Recht habe. Darum erstattet er den Trost, daß es besser sei, auf dieser Welt seine Schuldigkeit zu thun, als

nach unerreichbaren Weistümern zu trachten, und der Reinigkeit der Sitten findet er es gemäßer, „die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele zu gründen, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der anderen Welt.“ Den Schlechten, meint er, macht sein Jenseitsglauben nicht besser; aber „nie“, sagt er, „hat eine rechtschaffne Seele gelebt, welche den Gedanken hätte ertragen können, daß mit dem Tode alles zu Ende sei und deren edle Seele sich nicht zur Hoffnung der Zukunft erhoben hätte.“ Das klingt anders als die Dogmatik unsrer heutigen Weisheitslehrer über die Endlichkeit des Menschen!

Dem schärfsten Spotte begegnen im zweiten historischen Teile der Kant'schen Schrift die kranken Phantasien, die Swedenborg als seine Gesichte über das Weltganze in den „Arcana Coelestia“ veröffentlichte. Er nennt sie acht Bände voll Unsinn, den Herausgeber einen Schwärmer, Erzphantaften u. s. w. Hier ist es, wo Kant dem Leser hauptsächlich die versprochene Gelegenheit zum Lachen giebt, wozu außerdem witzige und nach seiner Ansicht nicht unberechtigte Einwände, die er den Segnern gestattet, öfter herausfordern. Mit seiner vorherigen Hypothese, daß geistig von den Sehern Gesehenes sich in sinnliche Bilder für die menschliche Anschauung umsetze, hatte er nach seiner Meinung jedenfalls die günstigste Deutung der Swedenborg'schen Bücher gegeben, die nach ihrem hauptsächlichsten Inhalt dem ernstesten Okkultisten von heute kaum anders erscheinen. Allein Kant fand im psychologischen Inhalt auch überraschende Ähnlichkeiten mit seinen eignen Hypothesen, denen sie ihm freilich bloß etwa so zu ähneln dünken, wie der Einbildungskraft Flecken im Marmor als heilige Familie oder Tropfsteingestaltungen als Mönche, Orgeln oder dgl. entgegentreten. Diese wenig günstig lautenden Beurteilungen Swedenborg's hat man in ganzlichem Widerspruch mit einem anscheinend in das Jahr 1763 gehörenden Briefe Kants an Fräulein v. Knobloch gefunden, der gespannte Teilnahme an den über den merkwürdigen Mann berichteten Wunderdingen und auf Grund guter Zeugnisse sogar Geneigtheit zum Glauben bekundet. Eine so gänzlich veränderte Gesinnung nach drei Jahren ist bei dem strengen Denker indeß nicht anzunehmen. Man muß sich vorhalten, daß in einem Falle Kant in einem Privatbriefe unverhohlen seinem Interesse freien Ausdruck ließ, im anderen das Ergebnis hinstellte, wie es nach dem vorhandenen Forschungsmateriale der unnachsichtigen philosophischen Gedankenstrenge erschien. Der Mangel sicherer Er-

fahrungen, wie die metaphysischen Schwärmereien Swedenborgs stimmten diesen Urteilspruch zu einem etwas rauhen Klang. Dagegen ist es wichtig und wird durch keine gegnerische Ungunst beseitigt, daß Kant noch später als in den „Träumen“, nämlich in den angeblich 1774 im Schema aufgesetzten und noch 1788 gehaltenen Universitätsvorlesungen „über Psychologie“ sich bewogen fand, Swedenborg in dem, worin dessen Anschauungsweise mit der seinen zusammentraf, die Ehre zu geben, und — ganz sicherlich ohne jeden Spott! — seine Lehre über die „intelligible Welt“ erhaben zu nennen. Abgesehen nun von alledem ist Eines aber auch für den blöden Betrachter deutlich: Hätte Kant die metaphysischen Träume, die er zum Besten giebt, nur satirisch gemeint, was wir schon als unverträglich mit dem Ernste der ganzen Behandlung darthaten, dann hätte er es sich offenbar sehr viel leichter gemacht, diesen Spott einfach an die Phantastereien Swedenborgs anzuknüpfen, und sein Urteil und seine Darstellung wäre sehr viel klarer ausgefallen. Wozu in aller Welt hätte er seine Träume, gesondert von den in manchen Stücken ähnlichen Swedenborgs, in eigenem Abschnitte vorangeschickt, wenn es ihm nicht ernstlich darum zu thun war, diese Hypothesen als sein geistiges Eigentum zu kennzeichnen? Und hier ist der Ort, von der bewunderswerten Feinheit und Klugheit der Schrift ein Wort zu sagen: Indem das entdeckte Land der Wissenschaft so aufrichtig wie möglich unterschieden wird von unentdeckten, ja vielleicht gar nicht entdeckbaren Küsten, die sein ahnender Geist jenseits der Wasser sucht, ist Kant geschickt genug, ohne vordringliche Versicherungen und doch mit gehaltenem Ernste, den er mit Hilfe leiser Selbstironie gerade vor der Anklage der Willkür und vor fremdem Spotte schützt, uns doch die Küsten zu zeigen, wie er sie erschaut. Und nochmals wiederholen wir: Sein Schauen war richtig!

Wenn er am Ende der Schrift das, was nicht allgemeine Erfahrung sei und bloß von einzelnen wahrgenommen werde, als gegenstandslos für die Forschung ansieht, so ist an die Stelle der einzelnen Erzählungen, an die er sich allein zu halten hatte, heute eine Fülle wohlverbürgter Erfahrungen und Experimente gebiegener Forscher getreten, denen ein so aufgeklärter, wahrheitsliebender Geist, wie der seine, nimmermehr ausgewichen wäre, der sich schon den Berichten über Swedenborg nachzuforschen getrieben fühlte. Daß ihm unter den Er-

zählern der Geistergeschichten recht ernsthafte Leute bekannt sind, verheimlicht er nicht.

Aber ein Geist, wirkend ohne Körper, was bedeutet das und wie ist das möglich? Kant läßt sinnliche Geistererscheinungen und Einwirkungen von entkörpernten Geistern auf die Materie nicht gelten und nimmt, bei der vorausgesetzten Richtigkeit solcher Geschichten, — wie später Schopenhauer — immer bloß eine Umdeutung geistiger Vorgänge in sinnliche in Folge unserer sinnlichen Beschaffenheit an. Seine Bedenken aber haben ihre Begründung verloren, seitdem die Durchbringbarkeit der Materie nicht allein in mediumistischen Sitzungen viele Male dargethan worden ist, sondern auch vom Animalmagnetismus, vom Od, durch allgemein zugängliches Experiment sodann von den Röntgenstrahlen, ja vom elektrischen Strome bei der Telegraphie ohne Draht erkannt wurde, daß sie feste Körper durchdringen. Die Photographie hat uns die Realität von sonst ganz unzugänglichen Wahrheiten durch ihre Hilfe erwiesen, von der Kant noch nichts ahnet. Und wenn er ein Wirken von Geistern auf Geister innerhalb des Raumes einzuräumen geneigt ist, wird man doch kaum dem Schlusse entrinnen, daß sie dann selbst keineswegs von unräumlicher Beschaffenheit sind; denn, was irgendwelche Beziehung zum Raum hat und in ihm wirkt, muß im Raum auch sein. Gewiß hat er Recht, die Verbindung und Zusammenwirkung der Seele mit einem Körper für etwas ganz Unbegreifliches zu erklären, so daß jede Bewegung eines Gliedes ihm etwas Unverstandenes bleibt. In der That ein „intelligibles Wesen“ ist ja die Seele eines Lebenden ganz ebenso wie die eines Toten, dessen Zusammenwirken mit der uns bekannten Materie daher, sei es um Vieles selbst erschwerter, kaum für weniger möglich zu erachten ist, als die des Lebenden. Zur Erklärung von alledem würde die uralte, schon bei den Griechen und Paulus begegnende Annahme eines den irdischen Leib organisierenden Astralleibes die nötige Unterlage bieten. Die Bezeichnung des „Immateriellen“ würde mithin nur auf das angewandt werden, was von der unseren Sinnen zugänglichen Materie sich scheidet. Ein weiteres Eingehen auf Kants verschiedene Auslassungen über Raum und Zeit führt zu weit ab. Zur Bedeutung aber, welche die Einkörperung unserer astralen Monade in die fleischliche Existenz haben möchte, gestatte ich mir einige Worte. Durch eine hinlängliche Menge von Erfahrungen und Experimenten des Somnambulismus wissen wir, daß bei vollständiger Erstarrung und

Taubheit des Körpers offulte Kräfte der Seele entbunden werden, die über die gewöhnlichen Gesetze von Sinnlichkeit, Raum und Zeit hinausreichen. Darnach liegt die Vermutung nicht fern, daß die leibliche Existenz die Bestimmung einer Isolation für unsere Seele hat, um, sowie ein Schiff mit Ballast beschwert wird für die Fahrt auf freien Meereswellen, durch diese Erden schwere ihr zu einer besseren Einwurzelung und Festigung ihres Selbst im Weltgetriebe zu verhelfen, bevor sie mit einer ungleich rascheren Wahrnehmungsfähigkeit und Denkkraft in die sinnesfreie intelligible Welt eintritt. Somit würde dann ein Medium ein solcher Mensch sein, bei dem diese Isolation durch den irdischen Leib unzureichend gelungen wäre und der Astralleib auch im Erdensein abnormer Weise seine ursprünglichen Fähigkeiten teilweise bewahrte. Diese Vermutung, bei der selbstverständlich alle möglichen Modifikationen der Medien je nach besonderen Anlagen anzunehmen sind, könnte ein Rätsel lösen, das weder mit einem hohen noch niederen Maß von Geist, Tugend, Gesundheit aufzuheben ist, obwohl nach aller Erfahrung Krankheitszustände dazu beitragen, die medialen Anlagen zu entbinden.

Fast wörtlich denselben Vorstellungen Kants über die Unannehmbarkeit eines Hereinragens der Geisterwelt in unsere sinnliche Welt begegnet man in seinen „Vorlesungen über Psychologie“, wie denn in denselben von seinen bekannten charakteristischen Ansichten genug wiederzufinden ist trotz ihrer metaphysischen Dogmatik, wegen derer man sie geringschätzte und in Vergessenheit kommen ließ. Die uns erhaltenen Niederschriften von Studenten stammen genau aus der Zeit, in welcher die „Kr. d. Pr. W.“ heraus kam (1788—1789) und mit ihr haben diese Vorlesungen, obwohl sie die ethisch-praktischen Postulate dieser Schrift wie Gewissheiten auf Grund innerer Erfahrung lehren, doch erhebliche Berührungen. Es sind vor allem die Grundanschauungen Kants über unsere Zugehörigkeit zur intelligiblen Welt, also unser Hinübertreten aus dem Sinnlichen in das Reich des Geistes, durchaus hier dieselben und Kant mochte das Bedürfnis fühlen, seine Gedanken über die Seele einmal als Systematik der Jugend darzubieten, ohne daß er dabei das weitläufige Gerüst seiner kritischen Methode mit dem Faktum des Sittengesetzes, das den Begriff der Seele als einer dauernden Substanz stützt, aufbaute. Hier stellt Kant eine Seelenlehre auf, die mit der Swedenborgs in folgenden Hauptpunkten, welche du Prel zusammenstellt, übereinkommt: 1) Eine andere Welt, 2) Das trans-

cententale Subjekt, 3) Die Gleichzeitigkeit desselben mit der irdischen Person. 4) Die Präexistenz. 5) Die Unsterblichkeit. 6) Die Geburt als Einkörperung eines transcendentalen Subjektes. 7) Das materielle Dasein als Ausnahme, das intelligible als Regel. 8) Die Notwendigkeit transcedentaler Psychologie für den Seelenbeweis. 9) Die Stimme des Gewissens als Stimme des transcendentalen Subjektes. 10) Das Jenseits als bloßes Jenseits der Empfindungsschwelle. — Fügen wir hinzu, daß Kant von der Möglichkeit eines „mystischen Verstandes“ spricht, der nicht, wie der menschliche, mit bloßen Begriffen der Reflexion an die Dinge herangehe, sondern mit „intellektueller Anschauung“ sie umfasse, und daß er endlich hier wieder eine „intellektuelle Lust“ behauptet, die, über das Sinnliche hinaus, mit der freien, reinen Vernunft übereinstimmend, unserer intelligiblen Wesenheit angehöre. Man sieht, das sind mystische Anschauungen, wie sie, der gegebenen Aufzählung entsprechend, durchweg ebenso Karl du Prel aufgestellt hat, die aber, wie man sich aus dem vorigen Aufsatze erinnert, größtentheils auch mit der „Kr. d. Pr. V.“ zusammentreffen.

Daß Kant im selben Jahre, als die „Kr. d. Pr. V.“ erschien, etwas seinem Sittengesetze durchaus Widersprechendes vom Katheder gelehrt habe, kann in der That niemand glauben. Der „transcendentale Egoismus“, den Ed. v. Hartmann der Philosophie du Prels vorwarf und für den dieser sich nicht mit Unrecht auf Kant berief, bedeutet nicht, daß etwas anderes Bestimmungsgrund unseres Willens sein dürfe, als das moralische Gesetz. „Achtung vor dem moralischen Gesetze ist die einzige uns zugleich unbezweifelte moralische Triebfeder“, so hieß es ja in der „Kr. d. Pr. V.“, aber, wie wir sahen, hängt mit dem Begriffe jeder und auch der Triebfeder des völlig objektiven Sittengesetzes selbst nach Kants dortigem Gedankengange der eines subjektiven Interesses untrennbar zusammen und ein verhülltes Vernunftinteresse, der Trieb zum „höchsten Gut“, das mit der Tugend eine aus ihr entspringende Glückseligkeit einschließt, ist auch dort seine Forderung. Einen solchen transcendentalen Egoismus kann man unmöglich so betrachten, als ob er die Tugend mit einem Lockmittel fördere; denn — man bedenke doch wohl! — nach unserem intelligiblen Bewußtsein ist ja, wie Kant es versteht, die Unsterblichkeit etwas fraglos Gewisses, Selbstverständliches und kann also keine Bedingung für Erfüllung des Sittengesetzes werden, sondern gehört ganz ebenso zu unserem nur durch das Sinnenleben verdunkelten Geistesbesitze wie das Sitten-

gesetz selbst. Das Sittengesetz an sich fällt schon mit unserer ewigen intelligiblen Daseinsart zusammen. Sind wir autonome Gesetzgeber eines ewigen Gesetzes, so wird damit auch unser ewiges Sein vorausgesetzt. Wer aber wirklich, seiner transcendentalen Wesensart vergessen, lediglich aus niederem Verlangen nach Fortdauer das Sittengesetz befolgte, der würde, mit solchem Egoismus die eigene Gesinnung tief herabsetzend, seinem Selbst schaden, für welches in der intelligiblen Welt dann nur eine untere Rangstufe in Aussicht stünde, und mithin seinem transcendentalem Egoismus keineswegs dienen. Unbedingt wahr ist der folgende Satz Kants in den „Vorlesungen“, den so viele heutige Ethiker nicht verstehen wollen: „Nimmt der Mensch die andere Welt nicht an, so würde er wie ein Thor handeln, wenn er seine Handlungen dem Gesetze, das er durch die Vernunft einsieht, konform einrichten wollte“. Unsere Vernunft hat eben nach Kant Ursprung und Heimat nicht in der Sinnlichkeit.

Der Trost, mit dem Kant seine unbeweisbaren Hypothesen in den „Träumen“ bei Seite legt, ist, wie wir sahen, der, daß sie am Ende unnötig seien, um rechtschaffen seine Pflicht auf Erden zu thun, was besser sei, als ein Scheinwissen. Dabei ist aber zu merken, daß Kant sich so nur tröstet, solange er glaubt, von Unbeweisbarem abstecken zu müssen; wo es sich um bestimmte, immer aufs Neue bestätigte Erfahrungen handelt, wäre er der letzte gewesen, ihre Geltung von der Nützlichkeitsfrage abhängig zu machen. Wenn unsre Gegner von heute also verfahren, so handeln sie nicht nach Kant, sondern schlechthin wider die Wissenschaft, die alles, was zu äußerer oder innerer Erfahrung gehört, ohne Ausnahme und unweigerlich in ihren Forschungskreis zu ziehen befiehlt.

Die Ausflüchte und Winkelzüge, mit denen man unbequemen Thatsachen sich entzieht, sind ohne Ende. Nicht bloß zwecklos schelten sie dieselben, nein, auch sensationell, materiell, albern, „durch und durch unchristlich“ — wie in einem geistreich geschriebenen Aufsatze einer angesehenen Zeitung jüngst jemand sie bezeichnete, der beiläufig ein unglaubliches Mißverständnis der Erkenntnislehre Kants an den Tag legt, wenn er das Erkennen der vielen dem der einzelnen gegenüberstellt, da Kant ja doch das Unzulängliche der menschlichen Sinneswahrnehmung überhaupt darthut. Vom Geiste des Christentums sollte man wahrlich zu hoch denken, um zu glauben, daß seinen ewig erhabenen Wahrheiten irgend ein Ergebnis wahrer Erfahrung je zuwiderlaufen

könnte. Derlei anzunehmen, heiße ich unchristlich. Und die Vernunft des Weltalls sollte man höher achten, als daß man sich vor- schnell erlaubte, viel bestätigte Dinge als albern zu verwerfen, anstatt sie zu untersuchen und ihrem Grund und Sinn auf die Spur zu kommen. Und materiell? Wenn euch die Aussicht auf ein Fortleben unter bestimmten Daseinsgesetzen so bedünkt, dann ist es wahrhaftig doch um Vieles materieller, all sein Denken und Hoffen auf die Existenz im Fleische zu beschränken. Sensationell? Was können denn wir dafür, daß es Erstaunlicheres giebt, als das Schul-ABC der Rationalisten erlaubt? Wenn doch lieber statt alles dessen die Herren die einzige ehrliche Frage stellten: Ist das wahr? Sind die Dinge wahr, so ist alles Uebrige Rederei, deren man sich zu schämen hat. Ja, wenn doch unsere Wissenschaft, unsere Philosophie Kantisch werden wollte, d. h. wenn sie doch die Prinzipien der Vernunft, die Ideen, bei aller Schätzung tüchtiger Erfahrung wieder als unseren höchsten Geistesbesitz achtete und nicht gegen die wiederholte Mahnung Kants alles ihr wahrhaft oder scheinbar Unbewiesene gleich als unmöglich abthäte! Oder wären etwa, wie manche neuerdings gern vorschützen, die von uns behaupteten offkulten Dinge ewig unbeweisbar? Das heißt: sind sie nur vielleicht eine Wahrheit und halten sie bei dem Schwankenden ihrer Erscheinungen der Forschung nie so Stand, um von der Wissenschaft das Prädikat des Wahren zu gewinnen? Eine traurige Aussicht, dünkt mir, wäre das für den Menscheng Geist! Unserer Unwissenheit überführen darf uns ja, wie Kant zeigt, unsere Vernunft und darin liegt noch immer das Rühmliche, daß Vernunft selbst es ist, welche darüber unterweist. Etwas völlig anderes wäre es, wenn uns da und dort neckend, höhrend im Bereiche unserer Erfahrung Dinge berühren würden, deren Wirklichkeit und Wesensart zu erweisen wir von vornherein so gänzlich verzweifeln müßten, daß wir auf jegliches Forschen und Denken verzichteten. Ja, mir dünkt ein solcher Verzicht sei dem Menscheng Geiste unmöglich und, falls man ihn uns aufnötigen könnte, würde das ein Eingeständnis nicht unseres Mangels an Wissen, sondern unserer Urteilslosigkeit, unserer Blöddheit sein; denn solches Entsagen widerstrebte allem, was bisher Gebot war in der Geschichte der Wissenschaften, und nach allen seinen Siegen müßte der Geist die Waffen niederlegen, mit denen er sie erfocht. Und selbst das wäre nicht das Schlimmste: nicht zur Blöddheit nur, auch zur Unwahrheit wären wir verurtheilt; denn, wo wir der Wahrheit nicht nachspüren

dürften, würden Willkür und Lüge ihre Stelle einnehmen und der Wissenschaft Ansichten aufdringen, wie sie gerade behagen. Der großsprecherische Materialismus, von allen Gründen der Denkweisheit noch immer nicht totgeschlagen, hätte freies Feld, während man greifbare Dinge, die seine Sinnlichkeit allein zu Schanden machen, absperrt. Diese Dinge aber, vor denen man dergestalt alle Luftlöcher verstopft, sind kein Nichts, sondern ein Etwas!

Unbequem aber sind sie, das räumen wir ein, nicht bloß für alte Vorurteile; der Zugang der Wissenschaften zu ihrem Verständnis ist steil und schwierig. Sie leiten auf den Boden feiner Seelenvorgänge, die nicht ein für alle Male, wie die Zustände gemeiner Materialität, unveränderlich der Untersuchung stillhalten. Neue Schwierigkeiten erheischen neue Übung. Was aber wahr ist und zugleich schwer und neue Aufgaben stellt und zum Geheimsten der Seele leitet, das sollte man meinen, müßte nicht Unlust, sondern die höchste Lust wecken des echten Forschers. In wie ausgezeichnete Weise, erfinderisch in Kritik und Methode ist nicht die Londoner „Society for Psychical Research“ hier schon vorangeschritten!

Ein zweiter Einwurf ist desgleichen richtig: diese Thatfachen bergen in sich öffentliche Gefahren. Geharnischt mit wuchtigen Sieben, hat jüngst einer unserer Redner sich vernehmen lassen über die Frage „Spiritismus und Oeffentlichkeit“.¹⁾ Die Berechtigung zu Grimm und heiligem Born ist nicht zu bestreiten und mitunter hat das seinen Segen. Allein sicher kann man auch die Kehrseite betrachten mit den bösen Folgen aller Art, die eine rasche Verbreitung dieser fremdartigen Dinge unter die Massen herbeiführen würde. Die Bedenken, die z. B. Kant gegen eine stoffliche und auf den Stoff wirkende Geisterwelt hatte, sind nicht grundlos. Er schreibt: „Würde dies angenommen, hörte der Gebrauch meiner Vernunft in dieser Welt gänzlich auf, dann könnten viele Handlungen auf Rechnung der Geister geschehen.“ Kant weist auf die unentwirrbaren Zustände, die sich dadurch für die Justiz ergeben würden. Allein wie die Cyklopenkraft des Dampfes, der man Anfangs sich zur Wanderung in die Ferne zögernd anvertraute, auf fester Schienenbahn sichere Wege findet, so wird es auch hier — wie darf man zweifeln? — an neuen Kriterien

¹⁾ Hofrat Prof. Max Seiling. Sein Vortrag ist jetzt gedruckt in seiner Schrift: „Meine Erfahrungen auf dem Gebiete des Spiritismus“ (Leipzig, O. W. Rupe, 1898).

und Gesetzen nicht fehlen für die ordnende Vernunft. Vorderhand wurde der Wahnsinn all jener Strudelköpfe, die lieber heute als morgen alles Denken, Glauben, Wissen den Stimmen der Medien überantworten und gegen einen trüben Mischmasch vom Diesseits und Jenseits alle klare Einsicht und ehrliche Arbeit der Menschheit darangeben möchten, hintangehalten und keinen unwichtigen Beistand leistete dabei die Bremse unserer Gegner. Auf die Dauer aber gebremst zu werden ist Qual und während die der Öffentlichkeit drohenden Gefahren zuletzt nichts abwenden kann als Öffentlichkeit selbst, ist die zum Teil begreifliche und sogar verdienstliche Sprödigkeit der Vertreter der Wissenschaft heute kaum mehr entschuldbar. Man kennt die Lenau'schen Verse:

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Pappmännlein oder dunklen Katten.“

nein, gewißlich nicht! aber ebenso wenig mit langen Professorentalaren im aller schönsten Beilschblau, nicht mit der ganzen pompösen Garde-robe, mit der die Wissenschaft, die erhabene, hier auf Erden sich ein Ansehen erborgen muß. Die hindurchbrechende Sonne wird unserem Planeten nie geahntes Licht spenden. Immer zwar bleibt sein Boden eine Heimat der Leiden; allein die Entwicklung der Menschheit, ihre trotz den Hemmungen unaufhaltjam emporstrebende Geistesgeschichte erfüllt beim Rückblick auf ihre Ernten und unter ahnenden Voraus-geichten immer und gerade heute wohl am meisten uns mit staunendem Entzücken. So Gewaltiges gilt uns dies Bild der Entwicklung im Großen, das bei dem unendlichen Reichtum des jeden erreichten Besitz wahren, aber immer neu befruchtenden Menschengestes keine Wiederholung kennt, deshalb, weil es Zeugnis ablegt für voranstrebende und sich vollendende Kräfte, die von jedem einzelnen Menschen erborgt sind. Darum verheißten sie auch die Entfaltung jedes menschlichen Individuums im Verbande mit allen Vernunftwesen, sowohl hier in unzu-reichendem Beginne, wie rascher, reicher, besser in der intelligiblen Welt.

Die Seelenlehre du Prels und andere Weltanschauungen.

Von

Prof. Max Seifling.

Der ehrenvollen Aufforderung, zur vorliegenden Festschrift einen Beitrag zu liefern, glaube ich am besten durch eine Skizzierung meiner Ansichten über das obige Thema nachkommen zu können.

Um die Bedeutung und die Vorzüge der von du Prel sowohl logisch begründeten als auf feststehenden Thatsachen des Okkultismus aufgebauten Seelenlehre in das rechte Licht zu setzen, erscheint es geboten, den Wert abzuwägen, welchen die bisher bekannt gewordenen Weltanschauungen für Geist und Gemüt haben können. Wenn ich auch die Forderungen des Gemütes nicht unbeachtet lasse, so bin ich mir dabei wohl bewußt, daß dieselben bei einer wissenschaftlichen Erforschung der Wahrheit nicht in Betracht kommen können. Weil ich aber religiöse Weltanschauungen, die ja überdies Beziehungen zu philosophischen Systemen haben, von meinem Thema nicht ausschließen wollte, durften die Forderungen des Gemütes schon deshalb nicht unberücksichtigt bleiben; denn hier ganz besonders gilt eben Wielands bekanntes Wort:

„Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.“

Da es sich bei dieser Gelegenheit nur um die bekanntesten und wichtigsten Weltanschauungen handeln kann, beschränke ich mich darauf, die folgenden Hauptsysteme kurz zu besprechen:

Christentum,
Buddhismus,

Pantheismus; insbesondere die Philosophie Schopenhauers,
Materialismus; Nießsche,
Mainländers „Philosophie der Erlösung“.

Christentum! Was wird hierunter nicht alles verstanden! Welcher Unterschied zwischen dem weltflüchtigen Mönch, der barmherzigen Krankenschwester und dem jovialen Lebemann, wie er uns im protestantischen Pastor nicht selten begegnet! In der That enthält die Bibel Anhaltspunkte für recht verschiedene Auffassungen der Lehre Christi, wie es denn auch sehr bezeichnend ist, daß der Staat kein Christentum schlechtthin anerkennt. Man kann sich nämlich in einer standesamtlichen Liste nicht als Christ, sondern man muß sich als Bekenner dieser oder jener christlichen Konfession eintragen, falls man nicht als „Konfessionsloser“ das Odium des Atheismus auf sich laden will.

Trotz allen Verschiedenheiten weisen die christlichen Kirchen doch zwei gemeinsame, übrigens sehr heterogene Momente auf: die Moral der Nächstenliebe und die theistische Dogmatik. Wer nicht etwa auf Nießsches „Umwertung aller Werte“ kapriziert ist, muß die christliche Moral als ein überaus kostbares Geschenk betrachten, das den Erdenkindern verliehen ward. Zu bedauern bleibt dabei nur, daß diese Moral verhältnismäßig wenig befolgt wird und daß sie sich andererseits nicht auch auf die Tiere erstreckt, so daß Polizei und Tierschutzvereine die Stelle der Religion vertreten müssen. Diesem nicht zu unterschätzenden, von Schopenhauer in seiner Abhandlung „Ueber Religion“ (Parerga II) mit Recht so streng gerügten Mangel der christlichen Moral ist es zum Teil auch zuzuschreiben, daß sich die menschenunwürdige und nach dem Zeugnisse vieler Aerzte noch dazu zwecklose Vivisektion so breit machen darf, wie es in unserer Zeit der Fall ist.

Die theistische Dogmatik des Christentums ist meiner Ansicht nach so sehr Sache des Glaubens, daß eine wissenschaftliche Kritik ihr gegenüber nicht am Platze ist, weil sich eben Glauben und Wissen prinzipiell ausschließen. Daß nun aber der christliche Glaube, wenn er wahr und tief ist, das menschliche Gemüt auf eine Weise befriedigen kann, wie es keine andere Weltanschauung vermag, muß rückhaltlos zugegeben werden.

Was soll jedoch die christliche Dogmatik jenen vielen und täglich sich mehrenden, welche nicht glauben können und nur an Thatfachen oder an dem festhalten wollen, was sie mit ihrer Vernunft zu begreifen im stande sind? Allerdings kann ja der Denker und zumal der Mystiker den christlichen Dogmen, deren Annehmbarkeit hauptsächlich durch die Verkettung der Lehre Christi mit dem Alten Testament erschwert ist, einen allegorischen Sinn unterschieben oder die Bibel auf eine ihm zusagende Art auslegen. Solche Versuche, den Kern von der Schale zu befreien, wie sie z. B. von Schopenhauer, Mainländer, Tolstoi und W. Kirchbach („Was lehrte Jesus?“) gemacht wurden, führen indessen zu Resultaten, welche in Anbetracht ihres einseitigen Wertes und bei der Vieldeutigkeit der biblischen Aussprüche immer nur einen kleinen Anhängerkreis haben und niemals eine allgemeine Geltung erlangen könnten. Um nur einen Hauptpunkt herauszugreifen, nämlich die Frage der persönlichen Fortdauer nach dem Tode, so sind die hierauf bezüglichen Stellen des Neuen Testaments so wenig deutlich und bestimmt, daß z. B. Tolstoi, dieser „Neuentdecker des Christentums“, in Uebereinstimmung mit anderen Bibeldeutern, in seinem Buche „Worin besteht mein Glaube?“ kühn sagen kann: „Nie hat Christus auch nur mit einem Worte die persönliche Auferstehung und die Unsterblichkeit der Persönlichkeit jenseits des Grabes bestätigt.“ Tolstoi ist nämlich der Ansicht, daß Christus nur ein Aufgehen in Gott im pantheistischen Sinne im Auge gehabt habe. Welch ungeheure Einbuße würde es aber für das Christentum bedeuten, wenn eine solche Grundsäule, wie es die Unsterblichkeit der Seele ist, hinweggenommen werden müßte! Wie schlecht stünde es da um die Moral, da diese auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe der Menschheit anders als auf dem Egoismus nimmermehr aufgebaut werden kann, und andere Motive zum Handeln — von der Furcht vor der irdischen Gerechtigkeit abgesehen — gegen das der jenseitigen Belohnung und Bestrafung gar nicht oder nur sehr schwer Stand halten können!

Rosegger ist sanguinisch genug, eine rettende Wiedergeburt des Christentums nach dem Vorbilde Döllingers von einer Verständigung zwischen Protestantismus und Katholizismus zu erwarten. „Ein evangelisch-katholisches Christentum, wenn ich das erleben könnte!“ ruft er aus.¹⁾ Angenommen selbst, daß eine solche Vereinigung zu stande

¹⁾ Novemberheft 1898 der „Konservativen Monatschrift“.

kommen könnte, so würde sich dadurch doch für die christliche Dogmatik nie eine allgemein annehmbare Form finden lassen. Von einer Versöhnung der beiden abendländischen Kirchen kann indessen gar keine Rede sein, da sie sich vielmehr immer weiter von einander entfernen. Hat sich der Protestantismus durch Preisgabe des asketischen Kernes der Lehre Christi schon von vornherein auf eine abschüssige Bahn begeben, so hat er es in der rationalistischen Verflachung jetzt so weit gebracht, daß die Gottheit Christi angezweifelt wird. In der Schweiz soll hierüber bereits von der Kanzel aus gesprochen werden. Der Katholizismus, dieses immer wieder mißbrauchte Christentum, zeigt hingegen ein deutliches und übrigens ebenso konsequentes Bestreben nach Erweiterung seiner Dogmatik. Beide Kirchen werden vielmehr früher oder später am Ende ihrer Tage angekommen sein: Der Protestantismus wird sich als Christentum ganz verflüchtigen, und der Katholizismus wird schließlich ein lebloser Organismus werden. Am allerwenigsten endlich wäre das Heil von der veräußerlichten, in Formalismus aufgehenden griechisch-katholischen Orthodoxie zu erwarten. — Eine wahre, allen Menschen zum Heile gereichende Wiedergeburt des Christentums kann ich mir nur durch den Okkultismus herbeigeführt denken, durch jene „unbekannte Naturwissenschaft“, in deren Dienst unser hochverdienter Jubilar sein Leben gestellt hat.

Bei der Besprechung des Buddhismus werde ich im wesentlichen nur auf den esoterischen Teil der Lehre Bezug nehmen, weil die Ansichten über den Inhalt des esoterischen Teiles aus einander gehen und weil sich der Maßstab unserer europäischen Betrachtungsweise an diesen Gegenstand überhaupt nicht recht anlegen läßt.

Der Buddhismus ist hinsichtlich der Moral dem Christentum ebenbürtig, wo nicht überlegen. Denn die buddhaistischen Moralgesetze erstrecken sich nicht allein auf den Nebenmenschen, sondern auch auf die Tiere. Dem gegenüber hat man geltend gemacht, daß das Christentum hinsichtlich der Moral insofern höher stehe, als sein Stifter lehrte: „Liebet eure Feinde“, während Buddha sich darauf beschränkte, zu sagen: „Feindschaft kommt nur durch Nichtfeindschaft zur Ruhe“ (Dhammapada). Angesichts des christlichen Gebotes ist aber die schon öfter aufgeworfene Frage, ob die Feindesliebe überhaupt möglich, ob sie nicht vielmehr sogar ein logischer Widerspruch sei, nicht unberechtigt. Man braucht sich dieser Ansicht um so weniger zu verschließen,

als Christus gegen seine eigenen Feinde, die Schriftgelehrten, mit Worten wie Otterungezücht donnerte, und einmal (Luc. 19, 27) sogar von der Erwürgung seiner Feinde spricht. Das Problem der christlichen Feindesliebe kann übrigens, nebenbei bemerkt, dadurch umgangen werden, daß man mit Tolstoi unter den „Feinden“ die fremden Völkerschaften versteht; darnach richtet sich Christi Gebot gegen den Nationalitäten- und Rassenhaß. Allerdings müßte es bei dieser Auffassung für kriegsführende Christen noch peinlicher werden, als es ohnehin schon der Fall ist, die Hilfe ihres Gottes zum Massenmorde von Nebenmenschen anzurufen.

Am meisten charakteristisch für den Buddhismus sind die mit der Moral aufs engste zusammenhängenden Lehren vom Karma und von der Wiedergeburt. Karma, das man mit „moralische Wirksamkeit“ zu übersetzen versucht hat, wird von Buddha bald als innerster Kern des Menschen, bald als eine Erbschaft aus früheren Lebensläufen, bald als Quelle alles Wohles und Wehes bezeichnet. Den Begriff Karma erhellt Mainländer ganz wesentlich, wenn er sagt: „Bei der Geburt eines Individuums ist sein Karma gleichsam (wie die Kaufleute sagen würden) ein Doppelsaldo. Der Verdienst = Saldo ergibt sich aus der Summe aller guten Handlungen in früheren Daseinsweisen, nach Abzug der belohnten; der Schuld = Saldo ergibt sich aus der Summe aller schlechten Handlungen in früheren Lebensläufen, abzüglich der verbüßten. Bei dem Tode eines Individuums ist sein Karma das Karma bei der Geburt, zuzüglich seiner guten und schlechten im beendeten Lebenslauf geschehenen Thaten und abzüglich der in diesem Lebenslauf verbüßten Schuld und des belohnten Verdienstes aus früherer Zeit.“ Das Ziel, nach dem der Mensch zu streben hat, ist: sein Karma so zu verbessern, daß er endlich nicht mehr wiedergeboren wird und in Nirwana, den Zustand der Erlösung, eingeht.

In der uralten, die ewige Gerechtigkeit wahrennden und deshalb so einleuchtenden Lehre von der Wiedergeburt besitzt der Buddhismus einen sehr wertvollen Bestandteil, wenn derselbe auch, gleich den Dogmen anderer Religionen, des Beweises ermangelt. Wie herrlich ist, im Vergleich mit der christlichen Lehre von den wenigen Auserwählten, der Gedanke, daß kein Mensch an seinem Heile zu verzweifeln braucht, daß vielmehr jeder durch Verbesserung seines Karma aus eigener Macht die endliche Erlösung erringen kann und wird!

Die buddhastische Weltanschauung ist bestimmter und klarer als

die christliche — ich erinnere daran, daß noch nach 2000 Jahren immer wieder gefragt wird „Was lehrte Jesus?“ — und die Verhaltensmaßregeln für die Befenner sind bei jener Religion viel unzweideutiger ausgesprochen, als bei dieser. Z. B. ist der Pessimismus für den Buddhisten eine über jeden Zweifel erhabene Sache, während viele Christen, namentlich die Protestanten, einen oberflächlichen und schädlichen Optimismus mit ihrem Christentum ganz gut vereinbar finden. Den immerhin zahlreichen biblischen Belegen dafür, daß die Erde ein Jammerthal ist, stehen eben andere Aussprüche entgegen, namentlich das berühmte „Und siehe da, Alles war sehr gut“ aus der Schöpfungsgeschichte. Andererseits wird z. B. der Eölibat im Buddhismus auf nicht mißzuverstehende Weise als ein die Erlösung beschleunigendes Mittel empfohlen, während die hierauf bezüglichen Stellen der Bibel¹⁾ einen Luther nicht einmal abzuhalten vermochten, in seiner Predigt über das Eheleben das mehr als freie Wort „Will die Frau nicht, so komm' die Magd“ auszusprechen. Ob die streng asketische Richtung, welche im Buddhismus ganz natürlich und consequent erscheint, an sich zu empfehlen sei, ist freilich eine andere Frage, deren Untersuchung mich hier zu weit führen würde.

Nicht selten wird auch die einzig dastehende Toleranz des Buddhismus gerühmt. Wenn nun allerdings der Entwicklungsgang des Christentums im Gegensatz zu dem des Buddhismus mit Blut und Gräueln aller Art besetzt ist, so darf man, wenn man gerecht sein will, das Christentum allein hierfür nicht verantwortlich machen; man hat vielmehr auch die große Verschiedenheit des Charakters des Europäers einerseits und des Inders und Ostasiaten andererseits in Betracht zu ziehen.

¹⁾ Diese wenig beachteten Stellen sind: Matth. 19, 11—12; Luf. 20, 34—35; 23, 29; Apokal. 14, 4; 1. Kor. 7, 1; 7, 32—33; Jesajas 56, 3—5; Buch d. Weish. 3, 13—14; 4, 1—2; vielleicht auch: Luf. 17, 27; 21, 23; Mark. 10, 15. In der letzten Stelle („Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindelein, der wird nicht hineinkommen“) ist die Forderung der absoluten Keuschheit nur verschleiert ausgedrückt. Raintländer, der hierauf aufmerksam gemacht, äußert sich über diese Stelle folgendermaßen: „Die Kinder zeigen, wie die Erwachsenen, ganz bestimmte Charaktereigenschaften, Willensqualitäten, gute wie schlechte, und kann deshalb in dieser Hinsicht gar kein Unterschied zwischen Kind und Mann, resp. Weib gemacht werden. Mancher Knabe, manches Mädchen ist böshafter und schlechter als ein Erwachsener. Aber ein fundamental-Unterschied besteht zwischen Kindern und Erwachsenen: in jenen schlummert der Geschlechtstrieb, in diesen ist er wach.“

Dagegen hat man es dem Buddhismus zum Vorwurf gemacht, daß er den Glauben an einen Gott nicht kennt. Dieser Vorwurf ist, von dem der Religion eigentümlichen Standpunkte des Gemütes aus gesehen, sicherlich berechtigt. Und wenn manche Denker, wie namentlich Schopenhauer, in diesem Mangel eher einen Vorzug erblicken, so rührt dieser Widerspruch daher, daß der Buddhismus in gewisser Beziehung eher als ein philosophisches, denn als ein religiöses System anzusehen ist.

Endlich möchte ich hervorheben, daß ein Umstand und zwar ein schwer ins Gewicht fallender, vom Streite der Meinungen unberührt bleibt: die erhabene und heilige Gestalt Jesu, der für die Menschheit sein Blut vergossen und seine Lehre mit dem Kreuzestod besiegelt hat, ergreift das menschliche Herz viel mächtiger, als die sanfte, weise und resignierte Persönlichkeit Gautamas, der an den Folgen des Genusses von Schweinefleisch starb.¹⁾

Der Pantheismus, ein alter, immer wieder aufgefrischter Irrtum der Menschheit, nimmt eine einfache Einheit innerhalb der Welt an, der zufolge die Individuen, wie es übrigens auch beim Theismus der Fall ist, auf die Stufe von Marionetten herabsinken. Es ist hierbei gleichgültig, ob die einfache Einheit Brahma, Gott, Idee, Wille, Unbewußtes oder sonstwie benannt wird. Wenn Spinoza seine alleinige Substanz Gott benannt hat, so war es ihm aus besonderen Gründen (Giordano Brunos und Vaninis Scheiterhaufen waren noch in frischer Erinnerung) mehr darum zu thun, das Wort als die Sache zu retten; denn der Gedanke, daß ein allmächtiger und allweiser Gott sich selbst in eine Welt von vorwiegend unglücklichen Wesen verwandelt haben sollte, ist denn doch gar zu absurd. Noch verhängnisvoller für das Individuum wurde der Pantheismus, oder vielmehr richtiger: die All-eins-Lehre, nachdem Kant seine große Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit aufgestellt hatte. Konnte vorher das Individuum wenigstens für eine Realität, wenn auch nur für eine puppenhafte und verantwortungslose gehalten werden, was freilich im Brahmanismus auch schon nicht der Fall war, so mußte dasselbe unter Zugrundelegung der Kant'schen Anschauungen zur bloßen Er-

¹⁾ Nach Oldenburg, „Buddha“. Vermutlich handelt es sich indessen um eine Symbolik.

scheinung werden; denn, wenn dem Ding an sich, d. h. dem wahren Wesen der Welt, Raum und Zeit fremd sind, dann muß es notwendig auch die Vielheit sein. Diese idealistische All-eins-Lehre wurde namentlich von Schopenhauer aufs nachdrücklichste vertreten und auf die verschiedenste Weise beleuchtet.

Ich beschränke mich hier auf die Besprechung der Schopenhauerschen Philosophie, weil sie unter allen pantheistischen Systemen jetzt das bekannteste ist und weil ihr Begründer trotz seiner Irrtümer und Widersprüche als einer der ersten Lehrer der Menschheit bezeichnet werden muß.

Wie Kant selbst seine Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit verstanden hat, darüber herrscht keine allgemeine Uebereinstimmung. Schopenhauer hat sie zweifellos dahin verstanden, daß Raum und Zeit reine Anschauungsformen a priori sind, also nur in unserem Kopfe existieren. Diese Auffassung muß konsequenterweise zum absoluten Idealismus, zum sogenannten theoretischen Egoismus führen, nach welchem die Welt und ihre Entwicklung wesenloser Schein sind und nur das Ich des jeweiligen Betrachtenden einzig und allein Realität besitzt. Obwohl Schopenhauer einmal sagt, daß diese durch Beweise zwar nimmermehr zu widerlegende Ansicht als ernstliche Ueberzeugung nur im Tollhause gefunden werden könnte, hat er ihr immer wieder Geltung zu verschaffen gesucht. Nicht selten hat er aber das Ungeheuerliche dieses Gedankens nicht festhalten können und der Anerkennung der Realität der Außenwelt seinen Tribut gezollt. Die Folge davon ist ein den aufmerksamen Leser sehr verwirrendes Schwanken, das ich durch Gegenüberstellung einiger besonders bezeichnender Stellen grell beleuchten möchte.

Schopenhauer, der Idealist, sagt:

„Wer die Idealität der Welt einmal begriffen hat, dem erscheint die Behauptung, daß solche, auch wenn niemand sie vorstellte, doch vorhanden sein würde, wirklich unsinnig, weil sie einen Widerspruch ausagt: denn ihr Vorhandensein bedeutet eben nur ihr Borgestelltwerden. Ihr Dasein selbst liegt in der Vorstellung des Subjekts. Dies eben besagt der Ausdruck: sie ist Objekt.“ (Parerga II, 40 der Frauenstädtischen Ausgabe.)

„Das Individuum ist nur Erscheinung, ist nur da für die im Satz vom Grunde, dem principio individuationis, besangene Erkenntnis.“ (Welt als Wille und Vorstellung I, 324.)

„Das einzige wirklich empirisch Gegebene, bei der Anschauung, ist der Eintritt einer Empfindung im Sinnesorgan. Die Voraussetzung, daß diese, auch nur überhaupt, eine Ursache haben müsse, beruht auf einem in der Form unseres Erkennens, d. h. in den Funktionen unseres Gehirns wurzelnden Gesetz, dessen Ursprung daher eben so subjektiv ist, wie jene Sinnesempfindung selbst.“ (W. a. W. u. B. II, 13.)

„Für den, der die Welt will, ist sie stets da, für den, der sie nicht will, ist sie nicht.“ (Gwinner, Schopenhauers Leben, 611.)

Schopenhauer, der Realist, sagt:

„Im Ganzen läßt sich sagen, daß in der objektiven Welt, also der anschaulichen Vorstellung, sich überhaupt nichts darstellen kann, was nicht im Wesen der Dinge an sich, also in dem der Erscheinung zu Grunde liegenden Willen, ein genau dementsprechend modifiziertes Streben hätte. Denn die Welt als Vorstellung kann nichts aus eigenen Mitteln liefern, eben darum aber auch kann sie kein eitles, müßig ersonnenes Märchen aufstischen. Die endlose Mannigfaltigkeit der Formen und sogar der Färbungen der Pflanzen und ihrer Blüten muß doch überall der Ausdruck eines ebenso modifizierten subjektiven Wesens sein: d. h. der Wille als Ding an sich, der sich darin darstellt, muß durch sie genau abgebildet sein.“ (Parerga II, 188.)

„Hieraus folgt nun ferner, daß die Individualität nicht allein auf dem principio individuationis beruht und daher nicht durch und durch bloße Erscheinung ist, sondern daß sie im Dinge an sich, im Willen des Einzelnen wurzelt: denn sein Charakter selbst ist individuell.“ (Parerga II, 243.)

„... auf das Weltganze, als welchem dazu ein absolut objektives, nicht durch unseren Intellekt bedingtes Dasein beigelegt werden muß.“ (Vierfache Wurzel, 93.)

„Die Völker existieren bloß in abstracto: die Einzelnen sind das Reale.“ (Parerga I, 219.)

Als Ergänzung zu diesen letzten Stellen ist zu bemerken, daß Schopenhauer ganze Abhandlungen schrieb, deren Inhalt allein vom realistischen Standpunkt aus Geltung haben kann. Dahin gehören z. B. das große Kapitel: „Zur Philosophie und Wissenschaft der Natur“ (Parerga II) und der Abschnitt „Vergleichende Anatomie“ und Anderes im „Willen in der Natur“.

Berücksichtigt man die Zeitpunkte, um welche die einzelnen Stellen geschrieben wurden, dann wird man sich auch mit Frauenstädt's Er-

klärung nicht zufrieden geben können, daß Schopenhauer den einseitigen Idealismus seiner ersten Werke später corrigiert habe. Dagegen sprechen ja die erste, dritte und vierte Stelle der ersten Gruppe. Andererseits beweist die dritte Stelle der zweiten Gruppe, daß Schopenhauer auch in seinen jungen Jahren die Berechtigung des realistischen Standpunktes sehr wohl erkannt hat. Daß das Schwanken in dieser Hauptfrage andere Widersprüche und Unklarheiten zur Folge gehabt, ist ganz natürlich. Besonders hinderlich hat sich der Fundamentalwiderspruch im Verein mit der All-eins-Lehre bei der Lösung des so wichtigen Problems von der Verneinung des Willens erwiesen. Entweder kann nämlich das Individuum nur durch das Ganze, oder dieses müßte durch einen einzigen Heiligen erlöst werden können. Am eingehendsten behandelt Schopenhauer diesen Gegenstand in Briefen an verschiedene Persönlichkeiten, vermag ihn aber nicht zu erhellen, weil er transcendent sei, d. h. über alle Möglichkeit unseres Verständnisses hinausgehe. Erwägt man diese bedenkliche Unklarheit Schopenhauers über die Möglichkeit der Erlösung des Willens vom Dasein, so wird man den Vorwurf, daß das letzte Ergebnis seiner Lehre zu verderblichem Quietismus hinleite, nicht zurückweisen können. Beiläufig sei bemerkt, daß der gedachte Vorwurf sehr oft Schopenhauer's Pessimismus gemacht wird, was aber ganz mit Unrecht geschieht. Denn dem Pessimisten wird, wenn er nur nicht an der Möglichkeit seiner Erlösung verzweifeln muß, stets mehr zu thun bleiben als dem Optimisten, der diese Welt vortrefflich findet. Auch ist alles Große in der Regel von Pessimisten ausgegangen.

Eine andere ernste Folge des Schopenhauerschen unklaren Idealismus ist es, daß er der Todesstunde die größte Wichtigkeit beilegt. „Der Tod ist die große Gelegenheit, nicht mehr Ich zu sein: wohl dem, der sie benützt“. Eine grausame Lehre! Denn wie vielen ist es vergönnt, sich auf die Todesstunde mit vollem Bewußtsein ruhig und würdig vorzubereiten? Der Todesstunde darf nicht die allergeringste Bedeutung beigelegt werden, — diesen Trost muß eine annehmbare Weltanschauung ohne Zweifel bieten können. Welchen Trost Schopenhauer selbst aus seiner Lehre zu schöpfen vermochte, mag man aus dem schließen, was er zwei Tage vor seinem Tode zu seinem Biographen Gwinner äußerte: „es würde für ihn nur eine Wohlthat sein, zum absoluten Nichts zu gelangen; aber der Tod eröffne leider keine Aussicht darauf.“ (Gwinner, Schopenhauers Leben 615.)

Ferner möchte ich hervorheben, daß es Schopenhauer bei seinem Schwanken zwischen idealistischer und realistischer Weltanschauung nicht möglich war, eine einheitliche Definition der Materie zu geben. In diesem, im Zeitalter des Materialismus wahrlich nicht unwichtigen Punkte erregt seine Unklarheit unser höchstes Erstaunen. Er giebt z. B. die folgenden grundverschiedenen Erklärungen:

„Nur als erfüllt sind Zeit und Raum wahrnehmbar. Ihre Wahrnehmbarkeit ist die Materie.“ (Vierfache Wurzel 29.)

„Die Materie ist durch und durch lauter Kausalität: ihr Wesen ist das Wirken überhaupt. Daher eben läßt die reine Materie sich nicht anschauen, sondern bloß denken; sie ist ein zu jeder Realität als ihre Grundlage Hinzugedachtes“. (Vierfache Wurzel 82.)

„Es ist ebenso war, daß das Erkennende ein Produkt der Materie sei, als daß die Materie eine bloße Vorstellung des Erkennenden sei.“ (W. a. W. u. B. II, 15.)

„Daß die Materie für sich, also getrennt von der Form, nicht angeschaut oder vorgestellt werden kann, beruht darauf, daß sie an sich selbst und als das rein Substantielle der Körper eigentlich der Wille selbst ist.“ (W. a. W. u. B. II, 351.)

Schließlich die ganz materialistische Erklärung:

„Wollen die Herren absolut ein Absolutum haben, so will ich ihnen eins in die Hand geben, welches allen Anforderungen an ein solches viel besser genügt, als ihre erfaselten Nebelgestalten: es ist die Materie. Sie ist unentstanden und unvergänglich, also wirklich unabhängig und quod per se est per se concipitur: aus ihrem Schoß geht alles hervor und alles in ihn zurück: was kann man von einem Absolutum mehr verlangen?“ (W. a. W. u. B. I, 574.)

Wie sollten sich diese verschiedenen, teils idealistischen, teils realistischen Definitionen zu einer genauen Vorstellung von der Materie zusammenreimen lassen?!

Auch der Grundgedanke der Schopenhauerschen Philosophie, daß das Ding an sich ein blinder Wille und daß dieser Wille das Primäre, der Intellekt hingegen nur ein Sekundäres sei, ist sehr ansechtbar. Zunächst widerspricht die Blindheit des Willens der Zweckmäßigkeit in der Natur; insbesondere ist es ganz unbegreiflich, wie der Wille dazu kommt, sich schließlich das Licht der menschlichen Erkenntnis anzuzünden. Daß unser innerstes Wesen Wille, und zwar im erweiterten Schopenhauerschen Sinne, ist und daß dieser Wille den

Primat über den Intellekt hat, soweit derselbe in den Bereich unseres Bewußtseins fällt, ist und bleibt eine sehr fruchtbringende Wahrheit, aber eine unvollständige. Du Prel bemerkt sehr richtig, daß Schopenhauer, wenn er den Offkultismus nicht erst in seinen letzten Lebensjahren herangezogen hätte, notwendig auch innerhalb des Intellekts einen primären vom sekundären hätte unterscheiden müssen, wie er ja tatsächlich einen primären (den blinden) Willen vom sekundären, von der Willkür, unterschied. So wäre er genötigt gewesen, den primären Intellekt, womit sich die transcendente Psychologie beschäftigt, mit dem primären, organisierenden Willen zu verschmelzen, d. h. er hätte die Seele mit ihrer Doppelfunktion entdeckt, wie sie von du Prel gelehrt wird. Statt dessen verwandelte er vermöge seines absoluten Idealismus den primären blinden Willen, den er im Selbstbewußtsein gefunden hatte, zum all-einen Ding an sich der Welt und vernichtete dadurch überdies die Selbstherrlichkeit des Individuums. Schopenhauer hat übrigens auch die Beziehungen zwischen Wille und Intellekt, wie er sie verstanden, nicht genau festzusetzen vermocht. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Aesthetik, wo Schopenhauer lehrt, daß das Subjekt des Erkennens willenlos sei, so daß also der Intellekt ein selbständiges Dasein führt. Gegen diese Auffassung sträubt sich unser Verhalten ganz besonders bei einem hohen musikalischen oder dramatischen Kunstgenusse.

Ja sogar die Ethik Schopenhauers, die auf den ersten Anschein viel Bestechendes hat, ist nicht einwandfrei. Zuförderst ist es sehr hart zu vernehmen, daß, wie Schopenhauer im Eingang zum vierten Buche der W. a. W. u. B. ausdrücklich lehrt, jede Möglichkeit einer Tugendlehre ausgeschlossen sei. Der nicht weniger Anstoß erregende Satz, daß Abwesenheit aller egoistischen Motivation das Kriterium einer moralischen Handlung sei, hängt freilich wieder mit der Lehre von der Idealität des Raumes zusammen, mittelst welcher das principium individuationis durchschaut werden kann. Nach Schopenhauer sind nämlich nur die aus dem Mitleid hervorgehenden Handlungen moralisch, weil sie selbstlos, d. h. nicht dem Egoismus entsprungen seien. Genauer beisehen handelt aber auch der Mitleidige egoistisch, da er sich von seinem eigenen Leide befreien will, das er beim Anblick eines fremden Jammers empfindet. Es ist überhaupt gar nicht denkbar, daß ein Mensch gegen sein eigenes Interesse handelt und wenn dies auch nur der Herzensfriede wäre. Das Mitleid, das übrigens

ein sehr bedeutsamer moralischer Zustand ist, erweist sich indessen als Fundament der Moral zu schmal, weil weder die Heiligkeit, noch alle Handlungen der Gerechtigkeit darauf Platz haben. Auch die Verwerflichkeit der widernatürlichen Vollustsünden läßt sich, wie Schopenhauer selbst einmal (Vorrede zur Ethik) bemerkt, nicht aus dem Mitleide ableiten. Endlich bleibt bei Schopenhauers Schwanken zwischen dem einen ungeteiltten Willen und dem individuellen Willen die Verneinung des Willens zum Leben, wie ich weiter oben bereits gezeigt habe, ein unverständlicher Vorgang.

Der Wert der Schopenhauerschen Philosophie liegt viel weniger in dem, was sie als System geleistet hat, als vielmehr in den vielen großen und meisterhaft dargestellten Wahrheiten, um welche ihr furchtloser Schöpfer die menschliche Erkenntnis bereichert hat. Im Besonderen sei an dieser Stelle nur noch hervorgehoben, daß Schopenhauer in seiner Abhandlung „Ueber das Geistersehen“ die mutvolle Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß der animalische Magnetismus und andere damit verwandte Phänomene, wenigstens vom philosophischen Standpunkte aus, unter allen Thatfachen, welche die gesammte Erfahrung uns darbietet, ohne allen Vergleich die wichtigsten sind.

Der Materialismus gilt wissenschaftlich als überwunden. Dies ist indessen bestenfalls nur der gröbere, vom Schlage eines Büchner und Moleschott, während ein feinerer in den Köpfen der allermeisten Naturforscher ruhig weiter spukt. Im praktischen Leben aber ist die so verderbliche Herrschaft des Materialismus noch weniger gebrochen; im Gegenteil, was die Religion an Boden verliert, fällt zum guten Teil jener leichtesten aller Weltanschauungen zu. Deshalb, und weil die Wahrheit überhaupt nicht oft genug ausgesprochen werden kann, ist es nicht überflüssig, die schon häufig bewiesene Unhaltbarkeit des Materialismus auch hier zu berühren.

Das erste Grundgebrechen des Materialismus ist sein naiver Realismus, dem zufolge das sinnlich Wahrnehmbare das allein Wirkliche ist. Zur Widerlegung dieser kindlichen Anschauung braucht man nicht etwa Kants große Lehre heranzuziehen, daß die Welt nur eine vom betrachtenden Subjekt abhängige Erscheinung ist; es genügt vielmehr, daran zu erinnern, daß die vom Materialismus allein angebetete Naturwissenschaft die Unvollkommenheit der Sinneswahrnehmungen selbst bewiesen hat. Unsere Sinne sind nämlich nicht nur der Zahl

nach, sondern auch hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit so beschränkt, daß wir nur ein subjektiv gefälschtes Weltbild erhalten. Das Problem von der Relativität unseres Erkennens ist neuerdings auf sehr geistreiche Weise von Crookes in einer Rede variiert worden, die er in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der „Society for Psychical Research“ gehalten hat. Er untersuchte die merkwürdigen Resultate der Naturforschung, zu welchen Menschen gelangen würden, die nur in Bezug auf ihre Größenverhältnisse von uns wesentlich abweichen würden. Sowohl ein Homunculus als auch ein Mensch von ungeheurer Größe würden sich ganz andere Naturgesetze konstruieren als wir. Und wiederum würden Menschen, die in der Zeiteinheit eine bedeutend größere oder kleinere Anzahl von Sinnesindrücken aufnehmen könnten, als wir, sehr verschiedene Weltbilder erhalten, wie dies auch vom Naturforscher v. Bär schon ausgeführt worden ist. Daß die Einsicht in die Relativität unseres Erkennens für das Fundament des Materialismus sehr gefährbringend wird, haben eben die weniger plumpen Anhänger desselben nachgerade eingesehen.

Das zweite und noch größere Grundgebrehen des Materialismus besteht darin, daß er die Naturkräfte, mithin auch die Entstehung, Entwicklung und Funktionen des menschlichen Organismus mitsamt den seelischen Zuständen und Vorgängen, da er außer der Materie nichts anerkennt, auf eine Art mechanischer Wirksamkeit derselben zurückführen muß. Mit der Widerlegung dieser Absurdität, für deren Annahme ein viel stärkerer Glaube erforderlich ist, als für irgend ein religiöses Dogma, möchte ich nicht viel Zeit verlieren, sondern will nur an das folgende schlagende Argument Hellenbachs, des verdienten Vorläufers des Preß erinnern. Angenommen, man fände beim Graben in der Erde irgend eine Maschine, z. B. eine Nähmaschine, so wird kein Mensch auf den Gedanken kommen, daß die verschiedenen Metallteile ihre eigentümliche Form durch mechanische Wirksamkeit der Materie angenommen haben und daß sie zufällig in jene Lage gegen einander gekommen sind, wie sie durch den Zweck der Maschine bedingt ist. Der Alltags-Materialist aber nimmt keinen Anstoß an dem viel monströseren Gedanken, daß der so sehr viel kompliziertere menschliche Organismus durch ein zufälliges Zusammenwachsen von Zellen im Mutterleibe entstanden ist. Denn das Vererbungsprinzip reicht zur Erklärung der Entstehung des menschlichen Organismus nicht aus,

abgesehen davon, daß das Problem gegebenenfalls nur zurückgeschoben würde.

Es ist ganz unbegreiflich, daß so viele „Gebildete“, ja sogar hervorragende Geister, wie z. B. ein Eugen Dühring, sich an der so platten und dürftigen Weltanschauung des Materialismus genügen lassen können und sich mit einem voreiligen Ignorabimus jedes weiteren Nachdenkens entheben. Daß diese „Gedankentemperenzler“, wie du Prel einmal die Materialisten sehr treffend genannt hat, keine Moral zu begründen vermögen, sondern sich höchstens die Köpfe darüber zerbrechen, wie die Moral entstanden sei, liegt auf der Hand.

Im Anschluß an den Materialismus möchte ich einige Worte über Nietzsche sagen, nicht weil seine Weltanschauung etwa zu den wichtigsten gehört, sondern weil sie jetzt — man muß sagen: leider — den bekanntesten beigezählt werden muß. Wenn ich Nietzsche in Beziehung zum Materialismus setze, so habe ich nicht vergessen, daß der junge, vielversprechende Nietzsche ein unbedingter Anhänger Schopenhauers war. Der spätere Nietzsche aber, der so viele unreife Köpfe verdreht hat, muß sowohl als Verkündiger der aufgewärmten Stirnerschen Herrenmoral, als auch deshalb für einen Materialisten gehalten werden, weil er trotz einiger gegenteiliger Bemerkungen aller Metaphysik die Thüre gewiesen hat. Daß er sich schließlich in der „Götterdämmerung“ dazu hinreißen ließ, Kant „den verwachsensten Begriffskrüppel, den es je gegeben hat“, zu nennen, muß billigerweise auf Kosten seines ihn längst vor der Katastrophe beeinflussenden Wahnsinnes gesetzt werden. Desgleichen, daß er sich in seiner Wut gegen alle Moral so weit vergessen konnte, Christus als „krankhafte Pöbelart“ (IV. Teil des Zarathustra) zu bezeichnen. Im besonderen bekundet Nietzsche die Verwandtschaft mit dem Materialismus durch seine Lehre von der ewigen Wiedergeburt und durch seine völlige Ignorierung des Okkultismus. Die Lehre von der ewigen Wiedergeburt führt er zwar nicht näher aus; sie kann aber, da der Tod für Nietzsche die endgültige Vernichtung des Individuums bedeutet, nur dahin verstanden werden, daß das astronomische Spiel der Weltenentstehung und Vergeltung immer wieder von neuem anhebt. Zu dieser abgeschmackten Vorstellung der Materialisten macht du Prel gelegentlich die folgenden beherzigenswerten Randglossen: „Das Resultat der biologischen und geschichtlichen Prozesse geht dabei immer verloren. Eine Zwecklosigkeit wird nicht dadurch vernünftig, daß sie ewig erneuert wird“

Ein Künstler, der sein Werk immer wieder zerstört, braucht nicht angestaunt zu werden, sondern gehört ins Narrenhaus, und zwar um so mehr, je genialer seine Werke sind. Es ist also eine bloße Phrase, wenn der Materialismus uns für die Großartigkeit der Natur zu begeistern sucht; seinen eigenen Prämissen nach muß er sie vielmehr als eine materialisierte Absurdität bezeichnen.“

Was Nietzsches Ignorierung des Okkultismus betrifft, so darf man natürlich nicht etwa annehmen, daß die anderweitig so vielfach vorkommende Furcht, sich lächerlich zu machen, hieran Schuld trägt. Der spätere Nietzsche hatte vielmehr eine so ausgeprägte materialistische Gesinnung, daß er aller Mystik mit logischem Instinkt aus dem Wege ging.

Viele Anhänger Nietzsches haben sich namentlich durch die Idee vom Uebermenschen begeistern lassen. Hätten sie indessen überdacht, was ihr Meister in der „Morgenröthe“ gesagt hat, ehe er Zarathustra das Wort erteilt hatte, so hätten sie diesen Redner kaum für etwas anderes als einen Spaßmacher nehmen können. In jenem Buche äußert sich Nietzsche nämlich folgendermaßen: „Wie hoch die Menschheit sich entwickelt haben möge — und vielleicht wird sie am Ende gar tiefer, als am Anfang stehen! — es giebt für sie keinen Uebergang in eine höhere Ordnung, so wenig die Ameise und der Ohrwurm am Ende ihrer Erdenbahn zur Gottverwandtschaft und Ewigkeit emporsteigen. Das Werden schleppt das Gewesensein hinter sich her: warum sollte es von diesem ewigen Schauspieler eine Ausnahme für irgend ein Sternchen und wiederum für ein Gattungchen auf ihm geben! Fort mit solchen Sentimentalitäten!“

Nein, als Philosoph im eigentlichen Sinne des Wortes ist Nietzsche nicht ernst zu nehmen. Dagegen spricht schon seine rasch erlangte Popularität; denn wirkliche Philosophen dringen zu einer größeren Allgemeinheit nur sehr langsam oder gar nicht durch. Das Wesentliche ist indessen, daß Nietzsche sich mit jenen Grundfragen, an welchen ein echter Philosoph gar nicht vorüber gehen kann, in keiner Weise objektiv befaßt, sondern daß er sie nur mit gelegentlichen blendenden Machtsprüchen abthut, wie er überhaupt bei weitem mehr ein Zerstörer, als ein Aufbauer ist. Nietzsches Bedeutung neigt vielmehr nach anderen Seiten hin: er ist groß, ja unübertroffen als Stilkünstler; er ist der erste Meister des Aphorismus, er hat es in der Kunst, mit wenig Worten viel zu sagen, auf eine erstaunliche Höhe gebracht; er

ist ein feiner, oft aber in der Haarspalterei freilich zu weit gehender Psychologe; er ist ein gewaltiger Kritiker unserer Scheinkultur; und seine Werke enthalten eine Menge glänzender, wenn auch nicht immer origineller Appergus. Da aber bei vielen seiner Gedanken immer wieder der Wahnwitz zum Durchbruch kommt, sind Nietzsche's Bücher eine gefährliche Waffe, die nur derjenige in die Hand bekommen sollte, der im Besitze eines sehr reifen Urtheiles und einer umfassenden Bildung ist.

Mainländer, der Verfasser der „Philosophie der Erlösung“, ist im Gegensatz zu Nietzsche ein nur wenig bekannter, aber, wie mir wenigstens scheinen will, sehr wichtiger, wenn auch von Irrthümern nicht freier Philosoph. Auf den Schultern Kants und Schopenhauers stehend, hat er die Lehre dieses letzteren Philosophen nach der Seite der realen Individualität weiter gebildet, während Schopenhauers All-eins-Lehre von E. v. Hartmann zum Ausgangspunkt für seine „Philosophie des Unbewußten“ genommen wurde. Mit diesem, auf die Spitze getriebenen Pantheismus befaßte ich mich nicht weiter, da ich die Unannehmbarkeit des Pantheismus überhaupt bereits angedeutet habe und zudem auf Mainländers vernichtende Kritik der Hartmann'schen Philosophie verweisen kann.

Mainländers Hauptverdienst besteht, abgesehen von seinem begeisterten Eintreten für einen besonnenen Sozialismus, in der Berichtigung der Kant-Schopenhauer'schen idealistischen Weltansicht. Das von ihm eigenartig begründete Resultat ist dieses: Die apriorischen und a posteriori gewonnenen Formen und Funktionen des Erkenntnisvermögens sind nicht für die Erzeugung der Außenwelt aus nichts da, sondern lediglich für die Erkennbarkeit derselben. Darnach sind z. B. Zeit und Raum nur die subjektiven Maßstäbe für die Erkennung der realen Succession, beziehungsweise der Dinge an sich. Dieser ungewohnte Plural beruht darauf, daß Mainländer es eben mit realen Individuen zu thun hat; nur die Erscheinung der Individuen ist abhängig vom erkennenden Subjekt, nicht aber ihre Existenz. Um dem dynamischen Zusammenhang gerecht zu werden welcher zwischen den Individuen — dies Wort nun im weitesten Sinne genommen — zweifellos besteht, läßt Mainländer die Welt der Vielheit in der Vergangenheit in eine transcendente, jetzt aber nicht mehr bestehende Einheit zusammenfließen und giebt auf diese Weise eine

monistische Welterklärung. Die einfache Einheit (wenn man will: Gott) habe sich in die Vielheit zersplittert und sei dabei ganz in diese Welt übergegangen, um durch den Weltprozeß zum — Nichtsein zu gelangen. Der Wille zum Leben, welcher den Kern jedes Dinges an sich ausmacht, erweise sich im tiefsten Grunde als ein Wille zum Tode. Gegen dieses überraschende, aber geistreich begründete Resultat lassen sich allerdings gewichtige Einwände erheben, wenn auch nicht der nächstliegende plumpe, daß sich dieses Ziel des Weltprozesses nicht mit der Unvergänglichkeit der Materie vertrage; denn die Materie ist bei Mainländer — und dies dünkt mich sehr beachtenswert — nur eine apriorische Form unseres Erkenntnisvermögens, während das allein Reale die Kraft, der individuelle Wille ist. Daß aber ein Wille geschwächt werden und schließlich ganz erlöschen kann, wäre von vorneherein um so weniger abzuweisen, als sowohl der Lebenslauf des einzelnen, wie derjenige von Völkern ein verlockendes Beispiel hierfür zu bieten scheinen. Ob das Gesetz von der Erhaltung der Kraft eine so universelle Gültigkeit hat, um als genügender Einwand ins Feld geführt werden zu können, lasse ich dahin gestellt. Dagegen beweist uns der Okkultismus, daß es wenigstens mit der von Mainländer gelehrtten Vernichtung des Individuums durch den Tod nicht seine Richtigkeit hat. Leider ging auch Mainländer dem Okkultismus mit logischem Instinkt aus dem Wege; doch darf man ihm dies viel weniger übel nehmen, als einem Nietzsche, da Mainländer im Gegensatz zu diesem die eigentlich wissenschaftliche Ära des Okkultismus, wie sie namentlich von Crookes und Böllner eingeleitet wurde, nicht mehr erlebt hat.

Interessant ist es, daß Mainländer sogar in der Bibel mehrfach Anknüpfungspunkte für seine merkwürdig einfache Lehre, insbesondere für die untergegangene transcendente Einheit (Gott-Vater) findet. Ich will jedoch hierauf nicht näher eingehen, da ich eine ausführlichere Darstellung der Mainländer'schen Philosophie in einer Broschüre früher bereits gegeben habe.¹⁾ Ich möchte nur noch bemerken, daß, was Mainländer's Lehre vom dereinstigen absoluten Ende der Welt betrifft, der Wunsch mit der Vater des Gedankens gewesen sein dürfte. Mainländer war nämlich ein Pessimist, wie er trotz der Häufigkeit, in welcher der Pessimismus bei bedeutenden Menschen vorkommt, seines

¹⁾ Mainländer, ein neuer Messias. München 1888.

Gleichen kaum haben wird. Schon im Alter von 18 Jahren schrieb er in sein Tagebuch: „Ueber den schwarzen Blumen des Todes schwebt mein Geist, wie die Biene über Frühlingsblumen, und keine versagt ihm das süße Gift ihres Kelches.“

Fassen wir zusammen, so ergibt sich für den Wert der vornehmsten Weltanschauungen in äußerster Kürze das Folgende: die Religionen enthalten, auch abgesehen von der Moral, zwar wertvolle, aber des wissenschaftlichen Beweises entbehrende Bestandteile. Die philosophischen Systeme verneinen entweder die Selbständigkeit, ja sogar die Realität des Individuums; oder, falls sie diese anerkennen, lehren sie die völlige Vernichtung des Individuums durch den Tod. Beide Resultate, gegen welche sich zudem unser Inneres auflehnt, stehen im Widerspruch mit okkulten Thatfachen, welche von der Philosophie noch so gut wie gar nicht verwertet wurden. Unter diesen Umständen sah sich der Philosoph, zu dem ich mich jetzt wende, unser hochverehrter Ehrenpräsident, Dr. Carl Freiherr du Prel, noch vor eine große Aufgabe gestellt, wenn dieselbe auch von anderen, insbesondere von Hellenbach, schon in Angriff genommen war.

Was die Philosophie du Prels so sehr auszeichnet und den unbefangenen Neuling mit großem Zutrauen erfüllen muß, ist der Umstand, daß sie sich die weise Beschränkung auferlegt, das Wesen des Menschen zu erforschen, während die bisherige Philosophie sich mit dem übermenschlichen Probleme des Dinges an sich der Welt abgequält hat. Hierzu kommt das ganz wesentliche Moment, daß du Prel abgesehen von seiner ungewöhnlich klaren und scharfsinnigen Darstellung, an sein Unternehmen viel besser ausgerüstet herantritt als seine Vorgänger, so daß der Sachverhalt der folgende ist: die bisherige Philosophie hat mit kleinen Mitteln eine große Aufgabe lösen wollen; du Prel aber will mit größeren Mitteln eine kleinere Aufgabe lösen. „Es wäre sehr sonderbar, wenn das unbelohnt bliebe,“ sagt er einmal selbst. In der That ist es du Prel gelungen, die philosophische Lösung des Menschenrätsels in der Hauptsache gegeben zu haben, und es ist nur übergroße Bescheidenheit von ihm, wenn er sich gelegentlich äußert, daß die neue Lehre erst in den Anfängen ihrer Bildung begriffen sei.

Der metaphysische Individualismus, der den Grundgedanken der neuen Lehre ausmacht und unbedenklich als die Kardinalfrage der

Menschheit bezeichnet werden muß, ist von du Prel auf eine so sichere Basis gestellt worden, daß er jedem Angriffe gewachsen ist. Das Traumleben, der Somnambulismus, der Hypnotismus, der Mediumismus und andererseits die Organprojektion, wie sie in der Kesthetik und Technik zur Geltung kommt, haben die unzweifelhaften Daten für den Beweis der Existenz eines transcendentalen Subjektes geliefert, dessen bloße Erscheinung der irdische Körper ist. Die so lange vergeblich gesuchte Seele, die im Selbstbewußtsein allerdings nicht entdeckt werden kann, ist von du Prel im Unbewußten aufgezeigt worden. Der alte Dualismus, der zwischen Körper und einer rein geistigen Seele unterschied und überdies die Existenz der Seele nicht nachweisen konnte, ist von einem wissenschaftlich wohl begründeten Monismus verdrängt worden. Denn dem transcendentalen Subjekt muß sowohl die Eigenschaft des Organisierens, als die des Denkens, und zwar des unbewußten (überfinnlichen) und des bewußten (indirekt, durch das Gehirn erfolgenden) Denkens, zugeschrieben werden. Den Unterschied zwischen dem alten Dualismus und seinem Monismus macht du Prel, der Meister der anschaulichen Vergleiche, mit einem Schlage klar, wenn er sagt: „Die Seele ist nicht Gast, sondern Architekt des Körpers.“ Ebenso treffend ist es, wenn du Prel mit Bezug auf die materialistische Behauptung der Nichtexistenz einer Seele meint: „Man kann das Auge nicht entdecken, indem man die Brille untersucht, und man kann die Seele nicht finden, indem man ihre Erdenbrille, das sinnliche Bewußtsein, analysiert.“

Nach der monistischen Seelenlehre lebt der Mensch gleichzeitig im Diesseits als irdischer Mensch und im Jenseits als transcendentes Subjekt, das indessen nicht als reiner Geist zu denken ist, sondern vielmehr einen mit dem irdischen Körper kongruenten und in diesem stehenden Astralleib besitzt, durch den es sich bethätigen kann. Hierbei sind also Diesseits und Jenseits nicht räumlich getrennt, sondern nur durch die Empfindungsschwelle, welcher gemäß das sinnliche Bewußtsein nur das irdische Dasein umfaßt, so daß also das unbewußte Leben des Diesseits das bewußte Leben des Jenseits ist. Vermöge der Verlegbarkeit der Empfindungsschwelle, ohne welche der ganze biologische Prozeß mit seiner Steigerung des Bewußtseins unmöglich wäre, können Fähigkeiten des transcendentalen Subjekts ausnahmsweise auf die irdische Person übergehen und auf diese Weise okkulte Erscheinungen zu stande kommen. Andererseits können solche Phänomene auch durch

den Austritt des Astralleibes aus dem materiellen Körper bedingt sein, wie dies z. B. beim Doppelgänger der Fall ist. Was den Austritt des Astralleibes betrifft, so durfte du Prel die große Genugthuung erleben, diese Erscheinung durch die umfassenden Experimente des ausgezeichneten französischen Gelehrten Rochas auf unzweifelhafte Weise konstatiert zu sehen. Rochas hat gezeigt¹⁾, daß vom lebenden Menschen ein innerer Wesenskern sich trennen läßt, welcher fortlebt, empfindet, wirkt und denkt, so daß also der experimentelle Unsterblichkeitsbeweis schon im Animismus gelegen ist. Hoffentlich erlebt du Prel recht bald nun auch das Gelingen jenes von ihm schon wiederholt vorgeschlagenen Experimentes, das den zwingenden Unsterblichkeitsbeweis auf spiritistischem Wege bringen würde. Ich meine den Versuch, einer hypnotisierten Person die Suggestion zu erteilen, nach dem Tode zu einer festgesetzten Stunde zu erscheinen und irgend eine Thätigkeit von materieller und bleibender Wirkung auszuführen, wobei die Realität des Phantomes überdies mit dem photographischen Apparat zu konstatieren wäre, wie dies auch bei den Rochas'schen Versuchen geschehen ist. Wenn die „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie“ dieses Experiment ernstlich ins Auge fassen wollte, könnte sie auch hierdurch beweisen, wie sehr sie den Mann zu schätzen weiß, der sich um die transcendente Psychologie so einzige Verdienste erworben hat.

Mit seinen Lehren von der im Unbewußten liegenden Seele, von der Gleichzeitigkeit der beiden Personen unseres Subjekts, von der Präexistenz und der Unsterblichkeit der Seele befindet sich du Prel so sehr im Einklange mit Kant²⁾, daß er siegesgewiß sagen kann: „Wenn meine verschiedenen Gegner behaupten, daß ich Kant mißverstehe, so muß ich annehmen, daß sie entweder nicht deutsch verstehen, oder daß es ihnen an Ehrlichkeit fehlt.“

Die Lehre vom transcendentalen Subjekt bedingt nun allerdings einen metaphysischen Pluralismus, der auf den ersten Blick mit dem Monismus in Widerspruch zu stehen scheint. Daß sich aber Individualismus und Monismus nicht notwendig ausschließen, dafür ist ein Bienenstaat ein ganz anschauliches Beispiel. Wie der metaphysische Monismus zu denken ist, läßt du Prel dahingestellt, da er es, wie

¹⁾ Rochas, Les états profonds de l'hypnose. — L'Extériorisation de la sensibilité. — Später erscheint: Les fantômes des Vivants.

²⁾ S. insbesondere „Kants Vorlesungen über Psychologie“, herausgegeben von du Prel, S. 75, 76 und 79.

schon bemerkt, mit Recht als die nächstliegende Aufgabe der Philosophie ansieht, die Definition des Menschen zu geben. Eine Ausnahme macht du Prel nur hinsichtlich einer freilich ganz naheliegenden Frage des Welträtsels. Da wir Menschen ein sehr wesentliches Glied der Natur bilden, so dürfen, ja müssen wir annehmen, daß die ganze Natur die Materialisierung einer übersinnlichen Welt ist, gleichwie wir selbst die Materialisierung eines übersinnlichen Wesens sind. Ist aber die Materialität nur eine Phase der Entwicklung für den Menschen und für die Welt, dann braucht die Ewigkeit der Welt nicht mehr im materialistischen Sinne als Ewigkeit der materiellen Welt verstanden zu werden, und man begreift, wie ich hinzufügen möchte, warum Christus, der immerhin einen Einblick in diese Verhältnisse gehabt haben mag, sagen konnte: „Himmel und Erde werden vergehen.“ Auf diese Weise wird der scheinbare Selbstzweck der Natur ein bloßes Mittel zum Zweck, welches Ergebnis gegen die materialistische Absurdität der ewigen Wiederholung des Weltprozesses glänzend absticht.

Dagegen verbleibt du Prel ganz innerhalb der Grenzen seiner eigentlichen Aufgabe, wenn er darauf hinweist, daß die Empfindungsschwelle, da sie ja beweglich ist, im weiteren Verlaufe des biologischen Prozesses in das Transcendente hinein verlegt werden wird, bis schließlich alle unbewußten Fähigkeiten (Erkenntnis- und Wirkungsweisen) bewußt sind. Die Aussicht auf einen solchen Uebermenschen, der also mit den Bewohnern des Jenseits unbehindert verkehren wird, ist entschieden verlockender als jene auf den brutalen und gefühllosen Jünger Zarathustras.

Durch den methaphysischen Individualismus du Prels werden die dunkelsten und bedeutungsvollsten Seiten unseres Daseins erhellt. Da erhält vor allem das Problem des Todes eine Lösung, welche sowohl die Lebensführung des einzelnen, als die Gestaltung der sozialen Verhältnisse im besten Sinne beeinflussen muß, indem wir bestimmt werden, das irdische Leben zur Vorbereitung auf das jenseitige zu benützen. Wir gewinnen durch die Lehre du Prels ein so festes und, weil es dem menschlichen Egoismus Rechnung trägt, so wirksames Moralprinzip, wie es von keiner anderen Philosophie auch nur entfernt aufgestellt werden kann. Da die übersinnliche Welt nur die innere Seite der physischen ist, sind wir nämlich im Jenseits ebenso auf einander angewiesen, wie im Diesseits, so daß also diejenigen am besten daran sein werden, welche sich im irdischen Leben am meisten Liebe erworben

haben. Die Entwicklung und Vervollkommnung, auf die es mit dem Leben und seiner Fortsetzung abgesehen ist, spornt uns ferner auch zur Ausbildung des Geistes an, wie wir denn überhaupt den Erben aller unserer Anstrengungen und Mühen in uns selbst tragen.

Der Tod selbst aber verliert seine Schrecken vollständig, da er lediglich eine relative Geburt ist, gleichwie die irdische Geburt ein relativer Tod ist. Während bei dieser das transcendente Subjekt für unser zerebrales Bewußtsein in die Verborgenheit zurücktritt, wird dasselbe beim Tode wieder frei. In ganz gleichem Sinne hat schon Kant in seinen Vorlesungen über die Metaphysik gesagt: „Der Tod ist nicht die absolute Aufhebung des Lebens, sondern eine Befreiung der Hindernisse eines vollständigen Lebens.“

Ein anderes schwieriges Problem, dessen Lösung sich bei der neuen Lehre ganz von selbst einstellt, ist der Gegensatz zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Während es für den Einsichtigen über jeden Zweifel erhaben ist, daß die menschlichen Handlungen, wie alle Veränderungen in der Welt, mit Notwendigkeit geschehen, besteht trotzdem ein Verantwortlichkeitsgefühl, das die Freiheit des Willens zur Voraussetzung zu haben scheint. Kant löste diesen Widerspruch auf tiefsinnige Weise bekanntlich dadurch, daß er die Freiheit ins Reich des Uebersinnlichen, des Dinges an sich, verlegte. Nachdem nun du Prel bewiesen, daß die transcendente Grundlage des Menschen eine individuelle Seele ist, ist auch die übersinnliche Freiheit individuell zu denken. Demnach ist der Eintritt in das irdische Leben als ein freiwilliger Akt des transcendentalen Subjekts aufzufassen, und sind diesem auch unsere Handlungen, unbeschadet ihrer irdischen Notwendigkeit, als frei anzurechnen.

Da das Fernsehen ein Vermögen des transcendentalen Subjekts und dieses unmöglich etwas anderes als sein eigenes Wohl wünschen und fördern kann, ist unser Lebensschicksal, und wenn dasselbe noch so sehr den irdischen Wünschen widersprechen sollte, eine freiwillige Veranstaltung unserer eigenen individuellen Vorsehung zu transcendenten Zwecken. Alles, was den Menschen trifft: Not, Kummer, Sorgen, Krankheit, Verachtung, Verzweiflung, kurz, alles Herbe des Lebens fügt ihm nicht ein unergründliches Schicksal oder eine fremde Vorsehung zu, sondern er erleidet dieses alles, weil er es vor dem Leben als bestes Mittel zum Zweck selbst erwählt hat. Andererseits wartet unser aber auch als Ergebnis der sittlichen Kraft-

anstrengungen ein besseres Los im zukünftigen Leben. Damit stellt die neue Seelenlehre den mit unerschütterlicher Zuversicht erfüllten Menschen ganz auf eigene Füße, was in gewisser Hinsicht zwar auch der Buddhismus, sonst aber wiederum noch keine andere Weltanschauung zu leisten vermocht hat.

Unter dem eben hervorgehobenen Gesichtspunkte gewinnt auch die Frage des Pessimismus, welchem jeder Edle zu seinem Schmerze anheimfallen muß, ein ganz anderes Ansehen. Diese, vom Standpunkt des irdischen Menschen durchaus berechtigte und von den großen Geistern aller Zeiten fast ausnahmslos geteilte Lebensauffassung muß in einen transcendentalen Optimismus einmünden, sobald das Ziel der Entwicklung im Transcendenten liegt. Der jenseitige Zustand erscheint denn auch, soweit dies aus den Äußerungen der in magnetischen Schlaf versenkten Somnambulen und der Ekstatischer geschlossen werden kann, als ein so glücklicher, daß sie sich vor dem Erwachen, vor der Rückkehr in die Sinnenwelt, nicht aber vor dem Tode fürchten.

Zum Schlusse möchte ich nachdrücklich betonen, daß einzig und allein der metaphysische Individualismus, wie er von du Prel vertreten wird, dazu angethan ist, die so notwendige Brücke vom Glauben nach dem Wissen zu schlagen, d. h. die Religion in eine auf Erfahrungsthatfachen aufgebaute Metaphysik überzuführen, welche sowohl die Forderungen des Geistes, als die Bedürfnisse des Gemüthes zu befriedigen vermag. Trotz allen reaktionären Erscheinungen auf kirchlichem Gebiete wird die Zeit des Glaubens früher oder später zu Ende gegangen sein, und da wird es der Menschheit zum Heile gereichen, daß die wertvollsten Bestandteile der Religionen rechtzeitig auf das sichere Fundament des Wissens hinüber gerettet werden konnten. Das Wissen allein aber wird der Leitstern der zukünftigen Menschheit sein.

Reupert & Co. (H. Pap'le Buchdr.), Raumburg a. S.

